2. Ex.

Der

Versailler Hof

vom

Anfange des achtzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts

von

Magnus Jakob von Crusenstolpe.

Deutsche Original-Ausgabe.

Siebenter Band.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1860.

Inhalt des siebenten Bandes.

Karl der Zehnte.

Carl der Zehnte.

(1757—1824—1830—1836.)

I.

Der Graf von Artois von seiner Geburt bis zu seiner Zurückkunft aus dem Lager von St. Roch (am 20. November 1783).

So oft wir im Verlaufe der Geschichte Ludwig's XVIII. Gelegenheit hatten, seines Bruders, des Grafen von Artois zu gedenken, mußte dies merkwürdiger Weise stets auf eine Art geschehen, die diesem Herrn gar nicht zur Ehre gereichte. Denn weder konnten wir uns mit den vielen Liaisons, die er ziemlich frühzeitig als Gatte und Familienvater unterhielt, befreunden, noch auch wollte es uns gefallen, daß er trotz so vieler Gelegenheiten nicht ein einziges Mal dazu kam, seinen Muth anders als durch Worte zu beweisen, am allerunangenehmsten war uns aber seine gewaltsame Conversion am Sterbelager seiner Geliebten, der Frau Gräfin von Polastron, von einem ziemlich freien Weltkinde zu einem völlig unfreien Betbruder. Daß ein Heer mit solchen Qualitäten,

der überdies ein fast siebenzigjähriger Greis war, als seine Getreuen endlich, endlich das Glück hatten, ihn am Todtenbette seines Bruders mit dem Titel König zu grüßen, nicht der Mann sei, das durch die Bluttaufe der Revolution gewitzigte französische Volk zu beglücken, ließ sich unschwer erkennen; das schwankende Staatsschiff durch die schon während der Regierung seines Bruders grollenden Wogen des Volksunwillens zu steuern, die nach dem Tode dieses klugen und, wenn er seinen eigenen Eingebungen folgen durfte, auch guten Königs immer höher aufschlugen, dazu bedurfte es einer kräftigeren Hand und eines helleren Kopfes, als beide dem Nachfolger Ludwig's XVIII. zu Theil geworden waren. So kam es denn und es mußte folgerechter Weise so kommen, daß der alte Mann, der das aufgeklärte Frankreich von 1830 zwingen wollte, seine glorreiche Revolution von 1789 mit allen ihren Resultaten zu vergessen, der es um funfzig Jahre zurückwerfen und ihm das Joch der Feudal- und Priesterherrschaft wieder auf den Nacken legen wollte, noch ein Mal, zum dritten Mal, den Wanderstab ergreifen und in der Fremde das Grab suchen mußte, das ihm das Vaterland versagte. Die Geschichte dieses Königs ist sehr lehrreich. Wir wollen sie im Detail erzählen.

Carl Philipp war der vierte Sohn jenes unglücklichen Groß-Dauphins Philipp, der, weil er dem

östreichischen Einflusse widerstrebte, welcher während der Herrschaft des Herzogs von Choiseul und der Marquise von Pompadour in Frankreich mehr und mehr Boden zu gewinnen suchte und auch wirklich gewann, vor der Zeit mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Maria Josephe von Sachsen, sterben mußte. Ludwig XVIII. in seinen Memoiren widerspricht dieser Version des Todes jenes frommen Ehepaars; er sagt, sein Vater habe durch zu vieles Arbeiten und durch die Strenge einer ganz ungewöhnlichen Frömmigkeit sein Leben vor der Zeit aufgerieben, er sei in Folge einer — Blutentzündung gestorben. Nun ungefähr dieselbe Todesart geben auch Andere an, nur daß sie ihr eine andere Veranlassung als die Hyperfrömmigkeit des Dauphins zu Grunde legen. Er starb 1765 und seine Gemahlin folgte ihm noch in demselben Jahre.

Carl Philipp war am 9. October 1757 zu Versailles geboren und erhielt bei der Geburt außer jenen beiden Namen noch den eines Grafen von Artois, den er so berühmt oder, wenn man lieber will, so berüchtigt gemacht hat. Sein Vater war eifrig bemüht, ihm und seinen Brüdern eine Erziehung zu geben, die sie als Söhne der „allerchristlichsten" Könige sofort erkennen lassen möchte. Er erreichte dies aber nicht; denn er starb zu früh: Artois, sein jüngster Sohn, stand beim Tode seiner frommen Eltern erst im achten Jahre, und der Hof-

meister der Prinzen, der Herzog von La Vauguyon, dessen Gefälligkeiten gegen die große Sünderin Madame Dubarry ihn wohl nicht gerade als den passendsten Mann zur Erziehung von Söhnen der „allerchristlichsten" Könige bezeichneten, ließ den Zügel, den er schon vorher nichts weniger als straff angezogen, nach dem Tode des Vaters seiner Pflegebefohlenen vollends schießen. „An die Stelle der Frömmigkeit, der Andacht, traten weltliche Dinge. Alle unsere Heiligen sahen wir sich in galante Cavaliere umwandeln, die religiösen Uebungen wurden durch Ergötzlichkeiten aller Art ersetzt; man suchte uns viel mehr Angenehmes zu bereiten, als uns in den gehörigen Schranken zu halten. Zuletzt begriff ich wohl, daß wir thun konnten, was uns gefiel." Niemandem war dieses „Thunkönnen, was ihm gefiel," angenehmer, als unserm Grafen von Artois. Während seine Brüder — der älteste (der Herzog von Burgund) war damals schon todt — der Herzog von Berry (nachmals Ludwig XVI.) und der Graf von Provence (früher Ludwig XVIII.) auch nach dem Tode ihres Vaters fortfuhren, sich um ihre geistige Ausbildung zu bemühen, schlürfte er mit vollen Zügen die Freiheit, die ihm sein Hofmeister ließ und war gar nicht geneigt, seinen Brüdern in ihrem doch gewiß löblichen Streben zu folgen. „Ein königlicher Prinz von Frankreich" — antwortete er in kindischem Uebermuthe seinem ver-

ständigen Bruder Provence, der ihn wegen seiner Trägheit etwas lernen zu wollen zur Rede setzte, — „ein königlicher Prinz von Frankreich ist da, um den Degen zu führen und nicht die Feder!“ Der flatterhafte, hohle, nur auf momentanen Effect ausgehende, alles Nachhaltigen aber baare Charakter, der in dieser schimmernden Antwort des unbärtigen Ritters sich zu erkennen giebt, ist zugleich der Typus für alle seine späteren Handlungen und Unterlassungen: der Graf von Artois ist, trotzdem er den Degen in der Hand eines königlichen Prinzen für würdiger hielt als die Feder, nie dazu gekommen, ihn zu gebrauchen, und er hatte doch wahrlich in seinem vielbewegten Leben der Veranlassungen übergenug, dies zu thun! — Trotz dieser geistigen Hohlheit indeß, oder vielmehr gerade eben deswegen, war der Graf von Artois das „liebe Kind“ bei Hofe: man pries seine Anmuth, seine Schönheit, seinen Geist — womit er doch nicht gerade überreich ausgestattet war! — seine Artigkeit; selbst seine Fehler galten für Tugenden: seine Heftigkeit nannte man Freimuth, seinen Widerwillen gegen die Studien Bescheidenheit, seine Unwissenheit liebenswürdige Einfachheit, seine Verschwendung edle Freigebigkeit — es sollte durchaus in ihm ein neuer Heinrich IV. wieder erstanden sein; aber er glich diesem seinem großen Vorfahren nicht in dem, worin er ihm gerade am meisten hätte nacheifern sollen: Heinrich IV.

liebte neben Weibern, die der Graf von Artois auch und zwar viel zu früh und zur Ungebühr liebte, auch Künste und Wissenschaften; der Graf von Artois hat sich dagegen nie weder als Freund noch als Mäcen derselben gezeigt.

Bei seinem Großvater Ludwig XV. hatte der Graf von Artois vor seinen beiden Brüdern einen großen Stand; der alte König mochte wohl den verwandten Zug in dem Charakter des Knaben mit seinem eigenen merken und sah ihm deshalb Manches nach, was er bei jenen Beiden vielleicht streng gerügt haben würde. So z. B. wettete der Graf eines Tages mit seinem Bruder, dem Dauphin, daß er mit dem Hute auf dem Kopfe in das Zimmer des Großvaters eintreten wollte. Er gewann die Wette, indem er, sich ein kriegerisches Ansehen gebend, im Schritte eines defilirenden Generals — also mit bedecktem Haupte — bei Ludwig XV. eintrat und sich vor ihn stellend sagte: „Guter Papa, sehe ich nicht aus wie ein Krieger? Man sagt, ich gleiche dir.“ Der Großvater, der in seinem Leben eben so wenig die Waffen geführt hatte als sie sein Enkel führen sollte, lachte und der Graf rief: Ich habe gewonnen! —

Königskinder werden bekanntlich früh reif und also auch früher fähig hohe Aemter zu bekleiden, als andere simple Menschen. In Frankreich werden oder wurden sie bereits mit dem dreizehnten Jahre

majorenn; auf sie paßt also das deutsche Sprichwort nicht: „Verstand kommt nicht vor Jahren," wohl aber paßt es auf die Kinder der getreuen Unterthanen, die noch zwei Lustra länger warten müssen, ehe sie auf eigenen Füßen stehen dürfen. Es ist demnach nicht zu verwundern, daß der Graf von Artois bereits als funfzehnjähriger Knabe zum commandirenden General der Schweizer ernannt wurde. Bei dieser Ernennung hatte Marie Antoinette, die, wie man weiß, große Stücke auf ihren Schwager hielt, die Hand im Spiele. Sie konnte es nämlich dem Herzog von Aiguillon nicht verzeihen, daß er den Herzog von Choiseul, dem sie es verdankte, daß sie Dauphine und in spe Königin von Frankreich geworden war, aus dem Amte verdrängt hatte; sie bot deshalb Alles auf, um ihm die Stelle eines General-Obristen der Schweizer, die der Herzog von Choiseul auch innegehabt hatte und nach welcher der Herzog von Aiguillon lüstern war, zu entreißen. Er war übrigens unter der Aegide der großen Sünderin Dubarry seiner Ernennung so gewiß, daß er Nichts that, um sie zu beschleunigen. Da hatte denn der Graf von Artois von vornherein gewonnen Spiel, als er auf den Rath seiner Schwägerin seinen Großpapa um die Stelle bat; und der Herzog von Aiguillon machte ein verdrießliches Gesicht, als Se. Majestät zu ihm sagte: „Es ist billig, daß mein Enkel, der Graf von Artois, auch an

meinen Gnadenbezeigungen Theil habe; haben Sie darum, Herr Herzog, die Güte, ihm anzuzeigen, daß ich ihn zum commandirenden General der Schweizer ernenne.“ Am 3. Mai 1772 musterte der König in der Ebene von Sablons die französischen und die Schweizer-Garden, bei welcher Gelegenheit er den letzteren ihren jugendlichen Commandeur vorstellte. —

Um jene Zeit hatte es den Anschein, als sollte der Stamm der Lilien-Könige verdorren; der Dauphin war bereits seit dem Jahre 1770 mit der östreichischen Marie Antoinette, die er, wenigstens während der ersten Jahre seiner Vermählung, gar nicht leiden konnte — später liebte er sie jedoch bis zur Schwäche — und der Graf von Provence seit 1771 mit seiner piemontesischen Prinzessin Marie Josephine verheirathet, ohne daß Beider Ehen Hoffnung auf Nachkommenschaft gaben. Die fürchterliche Perspective, daß dereinst ein Anderer als seine Nachkommen auf dem Throne von Frankreich sitzen könnte, bewog den alten König, sich für seinen kaum funfzehnjährigen Enkel Artois nach einer Gemahlin umzusehen, die ihm vielleicht vor seinem Tode noch einen Urenkel schenken könnte. Auch Marie Antoinette hegte, merkwürdig genug, den Wunsch, ihren Freund so bald als möglich zu verheirathen. Sie warf ihre Augen auf eine Prinzessin aus ihrem Hause und hatte bereits ganz ins-

geheim eine Correspondenz deswegen mit ihrer Frau Mutter angeknüpft, aber Ludwig XV., der hinter diese Stilübungen kam und dem das Project nicht gefiel, vereitelte ihr Plänchen und entschied sich für die jüngere Schwester der Gräfin von Provence, die Prinzessin Marie Therese von Savoyen.

Aber noch ehe es zur Vermählung kam, versuchte sich der junge Herr und zwar mit Glück als miles in campo Veneris. Einer seiner Livree-Bedienten hatte eine Schwester, deren Reize Gnade vor den Augen des Verlobten von Marie Therese fanden. Er hatte es übrigens nicht schwer, um zum Ziele seiner Wünsche zu kommen, denn das Jüngferchen war der königlichen Familie sehr zugethan und zu jedem Opfer bereit, um derselben seine unbegrenzte Ergebenheit zu bezeugen. So gab es denn für den kupplerischen Bruder keine andere Schwierigkeit zu beseitigen, als einen passenden Ort zum Stelldichein der Beiden zu finden. Und dieser Ort fand sich natürlich sehr bald. Ludwig XV. reiste im Juli nach Compiègne, wohin sich auch der Graf von Artois und zwar einige Tage früher als sein Großpapa und seine Verwandten begab; denn dort, in der Hütte eines Waldwächters, sollte er seine Dulcinea, als Bäuerin verkleidet, treffen. Gluth in den Adern mußte er seinen Verstand martern, um seinen Unterhofmeister Montbel, der ihm nicht traute und ihn nicht

aus den Augen ließ, zu dupiren. Er schlägt ihm einen Streifzug durch den Park vor; Montbel ist bereit und will anspannen lassen, der Graf dagegen zieht es vor zu Fuße zu gehen und macht nun so viel Kreuz- und Querzüge, und schreitet so rüstig vorwärts, daß der arme Tugendwächter bald todtmüde ist und Gott dankt, als sie endlich eine Hütte erreichen, wo er ein Glas frische Milch zur Stärkung genießen kann. Der Graf bittet ihn, sich's ein Weilchen hier bequem zu machen, währrend er in den Stall gehen und sich die Kühe besehen wolle, die ihnen einen so herrlichen Labetrunk geliefert hätten. Aber er ging nicht in den Stall, sondern eilte mit flüchtigen Schritten dem Orte zu, wo die der königlichen Familie bis zur Aufopferung ihrer jungfräulichen Ehre ergebene Schwester seines Livree-Bedienten auf ihn wartete. Unterdessen wartete Herr von Montbel eine Viertelstunde nach der andern auf den Grafen, der von seiner Besichtigung der Kühe gar nicht wieder zurückkommen wollte. Da durchzuckt ihn plötzlich ein Gedanke; er springt auf, durchläuft das erste, das zweite Zimmer und bleibt auf der Schwelle des dritten wie angewurzelt stehen; es entfährt ihm ein Schrei des Schreckens. „War denn Niemand hier, um sie anzumelden?" ruft ihm der angehende Don Juan gleichmüthig zu; und sein Großpapa, dem Montbel die Sache brühwarm meldete, lachte — vielleicht auch freute er

sich, daß sein Enkel so hübsch bei Zeiten einen Anlauf nahm, um ihm ähnlich zu werden — und sagte nur: „Man überzeuge sich von der Gesundheit des Jüngferchens und zahle ihr funfzig Thaler aus“ — welcher Befehl pünktlich vollzogen ward. —

Die dem Grafen von Artois zugedachte Gemahlin war nichts weniger als schön. Dies läßt sich unschwer aus dem Schreiben erkennen, welches der Marquis von Brancas, der beauftragt war, sie bei Beauvoisin zu empfangen, an den König richtete: „Sire, — schrieb er — ich habe die Gräfin von Artois gesehen; am ersten Tage gefiel sie mir, am zweiten interessirte sie mich und ich führe sie mit wahrem Vergnügen zu Ew. Majestät.“ So schreibt kein Hofmann über eine junge Dame, welche Mitglied der Familie seines Königs werden soll, so nüchtern, so ohne alle Hyperbeln, wenn er, ohne sich geradezu lächerlich zu machen, nur irgend anders schreiben kann. Auch Lamartine, der den Bourbonen doch sehr zugethan ist, weiß nicht nur nichts Rühmliches von Marie Therese zu sagen, sondern läßt auch gelegentlich der Portraitirung ihres Sohnes, des Herzogs von Angoulème, durchblicken, daß sie nicht den geringsten Anspruch auf Schönheit hatte. „Als der Sohn einer Prinzessin aus dem Hause Savoyen trug er in den Gesichtszügen und der Haltung des Körpers ich weiß nicht welches Gepräge jener aus dem Groben

gearbeiteten und unintelligenten Naturen, wie man sie in den Hochthälern der Alpen trifft." Daß die üble Laune des sechszehnjährigen Gemahls bei seiner Hochzeit, die am 16. November 1773 in der Kapelle zu Versailles gefeiert wurde, nicht von dem Unwetter herrührte, welches während dieser feierlichen Handlung tobte, sondern daß vielmehr der Anblick seiner unschönen, „aus dem Groben gearbeiten" Lebensgefährtin ihm seine sonst unverwüstliche Heiterkeit trübte, wer wollte ihm das so hoch anrechnen? Wußte er ja doch bereits weibliche Schönheit zu taxiren!

Bei dem Balle, der drei Tage später aus Veranlassung dieser Heirath Statt fand, dupirte die Dauphine den ganzen Hof. Sie gab vor, nicht tanzen zu dürfen, weil sie sich in Umständen befände, die ihr unbedingte Ruhe zur Pflicht machten. Es war dies gewiß ein großes Opfer, welches Marie Antoinette blos deshalb sich auferlegte, um ihren Schwägerinnen einen Possen zu spielen; denn sie tanzte bekanntlich sehr gern. Aber sie erreichte ihren Zweck: alle Welt glaubte, die Wünsche der „getreuen Unterthanen" stünden auf dem Puncte in Erfüllung zu gehen, die Thronerbin befände sich in gesegneten Leibesumständen. Erst die späteren Wochen und Monate gaben Aufschluß, daß die lustige Dauphine sich nur einen Spaß gemacht hatte.

Zum Gegenstande des Feuerwerks, welches auch erst am 19. November abgebrannt wurde, weil das ungünstige Wetter des Hochzeitstages es nicht dazu kommen ließ, hatte der Aufseher ein ziemlich ominöses Sujet gewählt: es stellte den Mars und die Venus dar, die bekanntlich dem russigen Eheherrn der Letztern, dem hinkenden, häßlichen Vulcan gar zu gern einen Wald von Hörnern aufsetzten, und diesen selbst, wie er in wüthender Eifersucht diese seine unfreiwillige Krönung zu hindern suchte. Gewiß war dies für den jungen Ehemann ein sehr charakteristisches Vorzeichen, und der arme Aufseher der Feuerwerke hatte einen schlimmen Tag; er zog sich nur zum Scheine aus der Schlinge, indem er seinen Untergebenen, den Feuerwerker, zum Sündenbock machte. —

Wenn sich gewöhnlicher Leute Kinder unterweilen einmal raufen, vielleicht auch mit Maulschellen tractiren, so findet Niemand darin etwas Besonderes. Anders aber ist es, wenn dergleichen handgreifliche Liebkosungen im Schooße einer Königsfamilie vorkommen — da machen sie einen widerlichen Eindruck. Der Graf von Artois und sein Bruder der Dauphin (Ludwig XVI.) waren zwei heterogene Naturen: Jener etourdi, leichtsinnig, Freudenjäger; Dieser schüchtern, rauh und ungesellig — es war nicht zu verwundern, daß die Beiden sich nicht sehr zu einander hingezogen fühlten.

Der verhaltene Groll kam in einer Abendgesellschaft zum Ausbruch, die beim Grafen von Provence veranstaltet worden war, in welcher man einen neuen Contretanz versuchte. Der Dauphin war kein Tänzer; das Hinüber und Herüber, die Verschlingungen des Tanzes wollten weder in seinen Kopf noch in seine Beine. Aber er hatte sich's vorgenommen den Contretanz mitzumachen und befahl deshalb die Geschichte noch einmal von vorn anzufangen. In diesem Augenblick trat der Graf von Artois in's Zimmer. Als er seinen sonst so ernsten Bruder so eifrig bemüht sah, ein Spiel der Weltkinder zu erlernen, wobei er sich zudem so überaus unbeholfen anstellte, da konnte er sich des Lachens nicht erwehren. Das verdroß jedoch seinen lernbegierigen Bruder über die Maaßen; er sah sich unwirsch nach dem Lacher um und befahl dann in gebieterischem Tone, daß Alle, die nicht zur Partie gehörten, vorzüglich aber sein lachlustiger Herr Bruder, den Ballsaal sofort verlassen sollten. Ueber diesen ihm im Beisein seines Gefolges angethanen Schimpf war nun wieder der Graf empört, er sträubte sich gegen den Befehl seines Bruders und wurde fast mit Gewalt von einem seiner Getreuen aus dem Ballsaale gezogen. Der Tanz begann nun von Neuem. Im Augenblicke aber, wo er endet, ertönt plötzlich von einer der Tribunen des Saales herab ein lautes, höhnisches Zischen, und der Dauphin erkennt auf-

blickend seinen jüngern Bruder, der sich gar nicht einmal die Mühe giebt sich vor ihm zu verstecken. Außer sich vor Wuth läuft der künftige König ihm nach und versetzt dem Gemahl von Marie Therese, dem General der Schweizer, der allein den Degen für würdig hielt, von der Hand eines königlichen Prinzen von Frankreich geführt zu werden, einen so kräftigen Faustschlag, daß er laut aufschreit vor Schmerz und um Hülfe ruft, worauf ihn einige Nahestehende den Händen seines Bruders entreißen. — Die Sache verursachte natürlich einen gewaltigen Lärm im Schlosse und der alte König Ludwig war nicht der Letzte, der sie erfuhr. Freilich beschäftigte er sich am liebsten mit nichts weiter als mit seiner Madame Dubarry und den Blumen, die sie für ihn im Hirschparke erzog; die Sache war indeß doch zu ernst, als daß er nicht aus seinem süßen Stillleben hätte heraustreten sollen. Er griff zwar nicht persönlich ein, aber er gab seinem zweiten Enkel, dem Grafen von Provence, Auftrag, die eklige Geschichte auf eine gute Art beizulegen. Diesem gescheidten, schon damals zur Corpulenz neigenden Prinzen wurde es nicht schwer, seinen über das Vorgefallene selbst tief bekümmerten und betrübten Bruder Dauphin zu vermögen, den Grafen von Artois um Verzeihung zu bitten: er war gleich dazu bereit, und nach einer kurzen Komödie gab auch der Geschlagene die Umarmung herzlich

zurück, mit welcher ihm sein älterer Bruder die ihm zugefügte Unbill reumüthig abbat. —

Am 10. Mai 1774, Morgens gegen drei Uhr, starb Ludwig XV. an den Pocken, mit denen er von einem schönen achtzehnjährigen Mädchen angesteckt worden war, die selbst nicht wußte, daß sie sie hatte: der alte Mann hatte sich die größte Zeit seines Lebens in Wollust gewälzt, die Wollust warf ihn ins Grab; es erfüllte sich also auch an ihm das Wort: mit dem man sündigt, mit dem wird man gestraft. Die Furcht, eines Tages demselben finstern Loose verfallen zu können, hauchte den Prinzen den Muth ein — und damals gehörte dazu noch Muth: heutzutage unterwirft man Kinder in den allerersten Lebensjahren dieser ungefährlichen Operation — sich die Pocken impfen zu lassen. Es geschah dies am 19. Juli zu Marly durch Dr. Richard — Andere nennen den Dr. Jauberton — und verlief die Sache so glücklich, daß sich sämmtliche Inoculirte, die drei Brüder und die Gräfin von Artois, bereits am 30. Juli wieder vollkommen wohl befanden. —

Der Herr Graf von Artois, der für sein Leben gern ein großer Kriegsheld gewesen wäre oder mindestens doch bei seinen Umgebungen den Glauben befestigt hätte, daß er das Zeug dazu habe, fiel bei einem Versuche, seine Qualitäten in dieser Branche zu bethätigen, glänzend durch. Er wollte

nämlich bei einer Revue, die beim Schlosse Petitbourg über das Carabiniers-Regiment seines Bruders Provence abgehalten wurde, nach diesem auch einige Schwenkungen commandiren, verwirrte sich dabei aber und verlor dann den Kopf so völlig, daß er das Lachen der ganzen Gesellschaft erregte. Es läßt sich denken, daß dieses Malheur den commandirenden General der Schweizer sehr übellaunig machte — 's ist aber freilich auch verdrießlich, wenn man gerade dann lächerlich wird, wenn man mit seinem Können glänzen will! —

Aber der Graf von Artois konnte allerdings etwas: er hatte nämlich viel Talent zum Geldverschwenden und zum Schuldenmachen. Das bewies er unter Anderm bei einem Feste, welches er dem Erzherzoge Maximilian, dem Bruder von Marie Antoinette gab, welcher nach Frankreich gekommen war, um seiner Schwester und ihrem Manne einen Besuch abzustatten. Dieser Erzherzog Maximilian, der später Erzbischof von Cöln wurde, war ungemein eingenommen von seiner olympisch-östreichischen Abstammung und der Graf von Provence hatte über diesen Punkt mit seiner königlichen Schwägerin, die ihrem stolzen, im Uebrigen aber ziemlich unwissenden Herrn Bruder die Brücke hielt, einen Auftritt, der ihm die wenige Zuneigung, die diese Prinzessin so schon für ihn hegte, noch vollends raubte. Es war dies übrigens derselbe Erzherzog

Maximilian, der den berühmten Naturforscher Buffon, welcher ihm ein prachtvoll gebundenes Exemplar seiner mit colorirten Kupfern ausgestatteten Werke zum Geschenke anbot, beleidigte, indem er dieses Geschenk ausschlug — eine Unschicklichkeit, die erst später der Kaiser Joseph II. gut machte, indem er sich das von seinem Bruder „vergessene" Exemplar von Herrn von Buffon ausbat. Diesem doch gewiß nicht liebenswürdigen Prinzen, der aber der Bruder von Marie Antoinette war, auf welche der Graf von Artois bekanntlich große Stücke hielt, gab nun der Letztere ein Fest, das nicht weniger als gegen eine Million kostete! Als sich der Graf von Provence gegen den Grafen von Maurepas, den Mentor des jungen Königs, mißbilligend über eine so heillose, völlig unnütze Verschwendung der öffentlichen Gelder — denn zu solchen lucullischen Festen reichten natürlich die Apanagen der Prinzen nicht hin; die gemachten Schulden mußte die Staatskasse decken — aussprach, was gab ihm der Hofmann zur Antwort? er sagte: „Der Graf von Artois ist jung, er kennt den Werth des Geldes noch nicht, aber er wird ihn später kennen lernen," das war Alles! Aber diese und andere Millionen und Milliarden, die früher und später ebenso gewissenlos vergeudet wurden, waren die Drachensaat, die 1789 blutig aufging, sie wurden zu Sturmglocken, unter deren Klange das Volk von

Frankreich strenge Abrechnung hielt mit den ungerechten Haushaltern. — Und wie wenig die Pariser z. B. mit Sr. königlichen Hoheit in Bezug auf seine nobeln Passionen sympathisirten, konnte er aus dem kalten Empfange abnehmen, welchen sie ihm bei seinem feierlichen Einzuge in die Hauptstadt am 7. März 1775 angedeihen ließen: sie zeigten sich äußerst kalt mit ihren Lebehoch-Rufen. Aber der junge Herr, benebelt von dem dicken Weihrauch, welchen ihm seine Umgebung unausgesetzt streute, verstand diesen Ausdruck des Volksunwillens nicht; er schimpfte auf die Canaille, die sich unterstand den Mund zu halten, auch wenn es ihr geboten war aus voller Kehle zu brüllen.

Um diese Zeit fiel zwischen dem Grafen von Artois und Herrn von Montyon ein lustiges Geschichtchen vor, das nebenbei erkennen läßt, daß unser Held auch eine gute Seite in seinem Charakter hatte. Der Herr von Montyon, angethan mit einer ungeheuren Perrücke, trat eines Morgens sehr früh beim Grafen von Artois ein. Er findet Niemanden, der ihn hätte anmelden können, öffnet auf gut Glück eine der Thüren und befindet sich nun einem jungen Menschen im Negligé gegenüber, der ihn brüsk fragt, was er wolle. Herr von Montyon, der den Frager für einen Bedienten hält, erwiedert ihm: er sei ein frecher Kerl, daß er sich unterstehe, so despectirlich mit ihm, einer

angesehenen Magistratsperson, zu reden. Kaum war ihm aber der „freche Kerl“ entfahren, als der Bursche auf ihn zuspringt, ihm seinen Kopfputz entreißt, ihm denselben im Gesichte herumstreicht und dann, aus vollem Halse lachend, eilig davonläuft. Auf das zornige Geschrei des Gemißhandelten versammelt sich eine Menge Menschen, die Sache klärt sich auf und Herr von Montyon erfährt, daß er Se. königliche Hoheit den Herrn Grafen von Artois einen „frechen Kerl“ genannt habe. „Nun,“ sagt der bestürzte Magistrat, indem er sich entfernt, „so können wir gegen einander aufheben.“ Und dies that der „freche Kerl“ in der That. Als einige Zeit später sein Kanzler Bastard wegen seiner Betrügereien entlassen wurde, trat Herr von Montyon an seine Stelle, und der Graf von Artois bewillkommnete ihn als seinen Kanzler mit den Worten: „Ich wünsche, mein Herr, daß Sie meine Unbesonnenheit vergessen mögen.“ — „Und ich,“ erwiederte Herr von Montyon, „hoffe, daß Sie, Monseigneur, mir meine Empfindlichkeit verzeihen werden.“ Damit war der Friede wiederhergestellt und wurde nie wieder gestört. —

Der ehrbare Ludwig XVI., der seinen flatterhaften Bruder Artois wohl kaum mit echtbrüderlicher Liebe umfaßte, war einmal nahe daran, gegen ihn im vollen Ernste eine lettre de cachet zu erlassen. Die Sache verhielt sich so. Mademoiselle

Duthé, eine damals ziemlich berüchtigte Hetäre, hatte, nachdem sie u. A. mehrere reiche Engländer zu Grunde gerichtet, den Gemahl von Marie Therese, die sich in gesegneten Leibesumständen befand, in ihr Netz gelockt und glaubte nun die gegründetste Anwartschaft auf den königlichen Schatz erworben zu haben. Ihr Anbeter bestritt diese Logik nicht; wohl aber that dies der Generalcontroleur Turgot, der sich nicht nur hartnäckig weigerte, die ihm von den Gläubigern der Mademoiselle Duthé präsentirten Rechnungen zu bezahlen, sondern auch den König von den Zumuthungen seines Bruders in Kenntniß setzte, welcher ihm darauf auf's Strengste untersagte, die verschwenderischen Ausgaben der Maitresse seines Bruders zu decken. Diesem selbst aber las er die Leviten sehr eindringlich und kündigte ihm an, daß seine Einkünfte, die er auf so liederliche Weise verschwende, nicht um einen Sou vermehrt werden würden. Und als dieser trotzig entgegnete, in diesem Falle würden alle Börsen ihm, einem französischen Prinzen, offen stehen, wurde der König so zornig, daß er ihn auf sein Zimmer zurückschickte und ihm gebot, dasselbe bis auf weiteren Befehl nicht zu verlassen. Da hatte der gute dicke Graf von Provence wieder einmal seine wahre Noth, um die Sache in's Gleiche zu bringen. Es gelang ihm dies aber; denn leider war der gutmüthige Ludwig nicht Manns genug, auf die Länge einer Bitte sein

Ohr zu verschließen: nicht nur wurde der Arrest des liederlichen Ehegatten aufgehoben, sondern auch die Schulden seiner Gunstdame wurden aus dem königlichen Seckel bezahlt. —

Es ist schon bemerkt, daß sich die Gemahlin des Anbeters der Fräulein Duthé in gesegneten Umständen befand. Dies war am Hofe Manchem sehr unangenehm; wie konnte auch die Gräfin Artois so ungalant sein, eher als Ihre Majestät die Königin schwanger zu werden! Ludwig XVI. hatte sogar nicht übel Lust, seine Schwägerin in allem Ernst wegen ihrer unzeitigen Fruchtbarkeit auszuschelten. So lächerlich machte sich nun Marie Antoinette nicht; sie seufzte aber wehmüthig: „Meine Schwägerin ist sehr glücklich! Alle Wünsche der Franzosen werden sich auf sie richten.“ Natürlich ging trotz des Unmuths des Königs und trotz der Wehmuth der Königin die Sache ihren Gang, und als die Zeit erfüllet war, gebar die Frau Gräfin am 6. August 1775 ihren ersten Sohn, jenen Herzog von Angoulème, von welchem die Herzogin von Abrantes später urtheilte: er ist kein Prinz, noch weniger ein Mann, sondern gar nichts, er ist nur eine menschliche Hülle.

Wie der Herr Graf von Artois in Bezug auf seine weiblichen Verbindungen nicht sehr heiklig war, so war er dies auch nicht in Bezug auf die männlichen Individuen, denen er seine Neigung zuwandte.

Gewiß war der Graf von Chartres, der nachmalige Bürger Philipp Egalité, nicht der Mann, den der junge Ehemann vernünftiger Weise sich zum Freunde hätte erwählen sollen; denn nicht nur war ihm derselbe an Jahren bedeutend überlegen, sondern seine Grundsätze und seine Gewohnheiten waren auch der Art, daß sie Jeden eher von ihm hätten abschrecken als anziehen können. Dennoch war dies Letztere bei dem Grafen von Artois der Fall; freilich war nicht die Lust allein, bei einem solchen Meister in die Lehre zu gehen, das Motiv, das ihn an den liederlichen Herzog fesselte, sondern — die Frau Herzogin von Chartres hatte eine allerliebste Dame, welcher der immer begehrliche Libertin angelegentlichst die Cour machte. Das konnte natürlich am unverfänglichsten unter der Firma eines Freundes des Hausherrn geschehen; und es geschah eine gute Weile: zu keiner Zeit sah man den Grafen von Artois so oft auf der Straße von Versailles nach Paris, als damals, wo er der Intimus des Herzogs von Chartres und der Hofdame von dessen Gemahlin war.

Aber diese Liaisons, obwohl sie ziemlich ansehnliche Summen verschlangen, waren doch nicht die theuerste Passion, die der Herr Graf von Artois hatte; er hatte noch andere Passionen, die seinen Beutel gar oft bis auf den Grund fegten: es beherrschte ihn nämlich auch eine leidenschaftliche

Spiel- und Wettwuth und eine wahrhaft unsinnige Liebhaberei für Pferde und Pferderennen, welche letztere Liebhaberei der Kaiser Joseph II., der im Frühling 1775 unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein nach Versailles kam, spöttisch die Studienkurse des Grafen von Artois naunte. Wenn dieser an einem Abende — und das geschah nicht selten, denn er hatte gar nicht das Zeug zu einem Spieler — vier- bis fünfmalhunderttausend Franken verlor, so beunruhigte ihn dies nicht; ebenso wenig bedachte er sich, für ein einziges Pferd einmal siebzehnhundert Louisd'ors zu zahlen.

Man sieht, Se. königl. Hoheit ging mit dem Gelde um, wie andere vernünftige Leute nicht damit umgehen. Freilich brauchte er nicht zu sorgen, wo er es hernähme; hatte er nichts, so hatte die Staatscasse desto mehr. Manchmal indessen begünstigte ihn auch das Glück. Dies war u. A. der Fall, als er den Bau seines Liebesschlößchens Bagatelle unternahm: die Baukosten, die sich auf rund hunderttausend Livres beliefen, gewann er. Die Sache verhielt sich nämlich so. Klein-Trianon, dieses Paradieschen, in welchem alle jene köstlichen Feste gefeiert wurden, die Marie Antoinette nicht müde wurde zu veranstalten und welche so enorme Summen verschlangen; Klein-Trianon, das ihn selbst so oft mit seinen Wonnen berauscht hatte — der Graf von Artois beneidete seine Schwägerin um

diesen Feensitz und brannte vor Begierde, auch ein Klein-Trianon zu haben, so ein heimliches, lauschiges Plätzchen, wo er unbelauscht und ungestört seine stillen Freuden genießen könnte. Er sann und sann; da fiel ihm ein, daß er ja „Bagatelle" besitze, jenes alte Gerümpel im Boulogner Walde, aus welchem, wenn die freilich bedeutenden Kosten zu seinem Ausbau nicht gescheut würden, sich recht wohl etwas Klein-Trianon Aehnliches machen ließe. Wo diese bedeutenden Kosten herkommen würden, darum bekümmerte sich der von seiner glücklichen Idee entzückte junge Herr vor der Hand nicht. „Was gilt die Wette — sagte er eines Tages zu seiner Schwägerin Marie Antoinette — daß ich in Einem Monat mein Bagatelle in einen Rivalen Ihres Klein-Trianon umwandle?" Die Königin, die dies für geradezu unmöglich hielt, nahm die angebotene Wette von hunderttausend Livres, welche Summe, wie schon bemerkt, der projectirte Bau kosten sollte, an; man schrieb die Bedingungen nieder, beide Parteien unterzeichneten sie und beauftragten den Grafen von Provence, Schiedsrichter in der Sache zu sein. Und die Königin mußte das Geld zahlen; denn der Graf verwirklichte in der That mit Hülfe seines Oberbaumeisters Gallant und einer großen Menge von Arbeitern seinen Plan: noch ehe der gesetzte Termin zu Ende ging, war sein Liebesschlößchen Bagatelle fertig. Auf dessen innere

Einrichtung verwendete er dann noch ungefähr fünfmal so viel als der ganze Bau gekostet hatte, und war nun um so glücklicher im Besitze seines Tempelchens, als er darin auch sofort eine Priesterin der Cythere installiren konnte, jene Dame Canilhak nämlich, die, kurz vorher Knall und Fall aus dem Dienste der Herzogin von Bourbon entlassen, deren Mann sie in ihr Netz zu ziehen gewußt hatte, darauf durch Vermittelung der Fürstin Guemene bei der Prinzessin Elisabeth, der Schwester des Grafen von Artois, angestellt worden war. Es war dies dieselbe Dame Canilhak, wegen welcher ihr Anbeter auf dem Balle im Opernhause die Affaire mit der Herzogin von Bourbon hatte, eine Affaire, die ernsthaft hätte verlaufen können, wenn der Herr commandirende General der Schweizer Muth gehabt hätte; den hatte er aber nicht, er konnte nur bramarbasiren. Wir haben dieses Geschichtchen bereits im sechsten Bande S. 47 — 50 ausführlich erzählt und verweisen unsere geehrten Leser darauf zurück.

Es war wohl kaum zu verwundern, daß von allen Mitgliedern der königlichen Familie, die sämmtlich nicht sehr beliebt waren, der Graf von Artois die wenigste Popularität genoß; er stand so niedrig in der öffentlichen Achtung, daß es sogar die Thea terprinzessinnen wagen durften, sans complimens mit ihm umzugehen. Das that u. A. in sehr auffälliger Weise Demoiselle Contat, welche die

hundert Louisd'ors, die ihr der Herr Graf von Artois für eine „viertelstündige Unterhaltung" durch seinen Fußbedienten überschickte, diesem Letzteren zum Geschenk machte. — Ludwig XVI., den das liederliche Leben seines Bruders sehr verdroß, versuchte verschiedene auffällige Mittel, ihn davon zurückzubringen. Eines Abends hatte der Graf keine Lust, beim Souper des Königs zu erscheinen; er hatte der Demoiselle Contat seinen Besuch versprochen und ließ sich also krank melden. Aber auf dem Wege zu seiner Flamme, der ihn beim Invalidenhause vorüberführte, ging's plötzlich: Puff! Puff! Puff! „Das ist ein Streich meines Bruders!" rief der Graf; „schnell umgekehrt und nach Versailles! Die Pferde zu Tode gejagt, aber ich muß zur rechten Zeit dort sein!" Und in der That kam er noch zur rechten Zeit an. „Ei, ei," lachte der König, „ist der Kopfschmerz geheilt? Ich bin ein guter Arzt!"

Ein eigenthümliches Mittel wandte der König auch an, um ihn und die Königin Marie Antoinette von ihrem Herumschwärmen bis tief in die Nacht hinein zu heilen. Ludwig XVI., der früh aufstand und sich's den Tag über in seiner Schlosserwerkstatt sauer werden ließ, ging regelmäßig um elf Uhr Abends zu Bette. Das thaten aber jene Beiden nicht; vielmehr begann dann erst die Zeit ihrer liebsten Freuden. Eines Abends nun wären sie gar

zu gern noch vor der Schlafstunde Sr. Majestät aufgebrochen; wie sollte man aber den König bewegen, früher als gewöhnlich das Bett zu suchen? Man griff zu einer List, man täuschte ihn über die Zeit, indem man die Uhr vorstellte. Mochte Ludwig nun dies Manöver bemerkt haben oder mochte er aus der Unruhe seiner Frau Gemahlin den Verdruß abnehmen, daß er zu lange die Augen offen hätte, kurz, er that, als zöge er sich in sein Schlafcabinet zurück. Kaum war er weg, so verschwanden auch Schwager und Schwägerin. Aber als sie um ein Uhr in der Nacht zurückkehrten, fanden sie die Gitter verschlossen, und es half ihnen nichts, daß sie sich als Majestät und königliche Hoheit auswiesen, weder die Schildwache noch auch der Capitain der Garden, der Herzog von Villeroi, ließen sie passiren, denn „Se. Majestät habe den strengsten Befehl gegeben, nicht zu öffnen“ — sie mußten umkehren und sich einen andern Eingang öffnen lassen. Diese vermeintliche Beschränkung ihrer Freiheit verdroß die Tochter der Cäsaren so sehr, daß sie am folgenden Morgen sich mit ihrem Eheherrn ganz ernstlich überwarf; der arbeitsame, ruheliebende König ließ sich indeß nicht irre machen, er las ihr über das Unziemliche ihrer Aufführung tüchtig den Text, und wenn er auch später wieder — wie ihm dies gewöhnlich seiner Frau gegenüber passirte — schwach wurde und sie persönlich von dem allgemei-

nen Verbote ausnahm, so blieb doch für alle Andern, auch für den Grafen von Artois, wenn er allein das Schloß verließe, die Verordnung bestehen, daß Niemandem nach elf Uhr die Gitter des Haupteingangs geöffnet werden sollten. Daß das Publicum über diese nächtlichen Ausflüge der Königin in Begleitung ihres als Libertin bekannten Schwagers ganz eigenthümliche Vermuthungen anstellte und auch aussprach. — wer wollte sich darüber verwundern? —

Verachtet hatte sich der Graf von Artois bereits gemacht durch seine Ausschweifungen, verhaßt war er wegen seiner unsinnigen Verschwendungen, es fehlte nur noch Eins, um ihn in der öffentlichen Meinung vollständig zu ruiniren: er mußte sich auch noch lächerlich machen. Und auch dieses that er, als er — Seiltänzer wurde! „Wissen Sie," sagte eines Tages die Gräfin von Provence zu ihrem Manne, „daß Ihre Familie zu all' ihrem Ruhme so eben noch den einer neuen Art von Talent hinzufügt? Ludwig XIV. tanzte in den Balleten des Hofes; der Graf von Artois will sich über Ludwig XIV. erheben, indem er auf dem Seile tanzen lernt." Natürlich executirte er diese Kunst nicht auf öffentlichem Platze, aber er trieb sie doch, und zwar trieb er sie eine gute Weile und konnte gar nicht begreifen, wie sein Bruder Provence darin etwas Unschickliches sehen konnte.

Diese equilibristischen Uebungen wurden unterbrochen, als sich der sie betreibende Herr am 6. Juli 1782 zur Belagerung von Gibraltar in's Lager von Sanct Roch begab. Er ging dorthin in Begleitung des Herzogs von Bourbon, desselben Herrn, mit welchem er sich wegen der Affaire im Opernhause, welche er mit der eifersüchtigen Gemahlin desselben hatte, eigentlich hätte schlagen sollen, mit dem er sich aber nicht schlug, weil er auch einmal — ein gehorsamer Unterthan seines königlichen Bruders war.

Diese Belagerung von Gibraltar ist eine der berühmtesten, die je geführt worden sind. England hatte sich im Jahre 1704, zur Zeit des spanischen Erbfolgekriegs, Gibraltars bemächtigt. Zwar hatte der englische Admiral Rooke nicht die Absicht gehabt, es zu nehmen, sondern er hatte nur zu landen versucht; als dieses Landen aber glücklich verlief, ließ er Gibraltar von seinen Schiffen aus beschießen, und auch dieses Schießen that so gute Wirkung, daß sich die, übrigens sehr schwache, Besatzung genöthigt sah, zu capituliren. Aber Spanier und Franzosen neideten den Engländern den Besitz dieser starken Festung, die zwei Meere, das mittelländische und den atlantischen Ocean, beherrscht: sie belagerten noch in demselben und in dem folgenden Jahre Gibraltar und beschossen es heftig, ohne jedoch etwas auszurichten; ebenso fruchtlos war die viermonatliche Belagerung, welche

die Spanier allein im Jahre 1727 unternahmen: sie mußten die Engländer im Besitze der Festung lassen, welcher Besitz diesen übrigens bereits im Utrechter Frieden für immer zugesprochen worden war. — Man weiß aber, welche Bedeutung die Worte „immer“ und „ewig“ in dergleichen Documenten haben; in die gewöhnliche Sprache übersetzt heißen sie entweder: „so lange, als einer der beiden Theile zu schwach ist, um den Vertrag zu brechen,“ oder: „so lange sich keine günstige Gelegenheit bietet, dies mit Aussicht auf Erfolg zu thun.“ Die bourbonischen Höfe glaubten diese günstige Gelegenheit gekommen, als England mit Nordamerika, das sich von ihm losgerissen, in blutiger Fehde lag. Gleich nach Beginn dieser Feindseligkeiten, im Jahre 1779, begann die Belagerung Gibraltars, bis zum Jahre 1781 lässig betrieben, indem sich die Spanier nur auf eine Blockade zu Wasser und zu Lande und auf Errichtung einiger Batterien beschränkten, welches Alles jedoch die Verproviantirung der Festung durch die Flotten Rodney's und Darby's nicht wehren konnte; dann aber, nachdem die beiden Höfe im April 1782 eine ernstliche Belagerung beschlossen und die Führung derselben dem Herzoge von Crillon-Mahon übertragen hatten, mit Nachdruck; denn man brachte das Belagerungscorps auf 36,000 Mann. Im September erschien dann auch die vereinigte spanisch-französische Flotte, achtunddreißig Linien-

schiffe stark, vor Gibraltar, wodurch die Seemacht vor diesem Platze auf siebenundvierzig Schiffe gebracht war, welche die Festung völlig einschließen, vor Allem aber den englischen Schiffen unter Admiral Howe den Eintritt verwehren sollten. In Gibraltar befehligte Lord Elliot, der durch die ruhmreiche Vertheidigung dieser Festung seinen Namen für alle Zeiten in das Buch der Geschichte schrieb. Er beantwortete am 8. September das Feuer der Verbündeten und steckte ihre Werke zum Theil in Brand; am 9. und 10. donnerten auch die übrigen Batterien der Spanier und wurden von sieben Linienschiffen kräftig unterstützt. Am 13. erfolgte der Angriff durch die sogenannten schwimmenden Batterien, welche der französische Marine-Ingenieur d'Arçon erdacht hatte und die aus zehn abgetakelten und durch Lagen von Steinen bombenfest gemachten alten Linienschiffen bestanden, welche zusammen 148 metallene und 150 eiserne Kanonen führten. In einer Entfernung von etwa 800 Schritten vom alten Hafendamm begannen sie zu feuern, anscheinend mit guter Wirkung; als aber die Engländer mit glühenden Kugeln schossen, entzündeten sich drei von diesen schwimmenden Batterien, die übrigen wurden darauf von den Spaniern verlassen und auch in Brand gesteckt. Trotz dieses Verlustes, der bedeutend war, denn die Batterien kosteten zwei Millionen Piaster und man hatte drei Jahre angestrengt

an ihrer Herstellung gearbeitet, wurde die Belagerung mit Eifer fortgesetzt, vorzüglich aber alle Aufmerksamkeit darauf verwendet, die Verproviantirung der Festung durch den Admiral Howe zu verhindern. Aber dieser bewerkstelligte die Verproviantirung dennoch. Er nahte sich mit sechsunddreißig Linienschiffen, acht Fregatten und drei Brandern, und während ein Sturm die alliirte, aus mehr als funfzig Schiffen bestehende Flotte zerstreute, segelte er durch die Meerenge von Gibraltar, zog durch dieses Manöver die spanisch-französische Flotte nach, und als er durch Schnellsegeln längs der Küste von Afrika einen solchen Vorsprung gewonnen, daß er nur noch zweiunddreißig feindliche Linienschiffe hinter sich hatte, wandte er sich gegen diese und kanonirte sie am 21. October bei Cadix, worauf er ungehindert nach Gibraltar segelte, wohin er schon früher zahlreiche Transportschiffe gesendet hatte. Die Alliirten hoben hierauf am 15. und 16. October die Belagerung von Gibraltar auf, ließen jedoch ein Corps von etwa 16,000 Mann im Lager von St. Roch zurück.

Und welche Heldenthaten verrichtete Se. königl. Hoheit der Herr Graf von Artois vor Gibraltar? Man kann uns gewiß nicht beschuldigen, daß wir ihm nicht die gebührende Ehre geben; denn wir schöpfen doch unzweifelhaft aus der besten Quelle, wenn wir zum Erweise seines Thuns und Treibens

3*

im Lager von St. Roch die Worte seines eigenen Bruders hier abdrucken: „Das Feuer der englischen Batterien war auf allen Punkten so lebhaft, daß dieselben meinem Bruder seine ungestüme Tapferkeit nicht zu entwickeln erlaubten: seine Zeit verging in Spaziergängen am sandigen Ufer, in Festen und prächtigen Gastmälern; deshalb konnte man mit Grunde sagen, daß von Seiten der vereinten Armee die einzige Batterie, welche Erfolg hervorbrachte, die der Küche des Grafen von Artois war. Auch wurde er bei seiner Rückkehr, die am 20. November 1782 erfolgte, statt mit Beifallsbezeigungen, die er erwartete, nur mit schlechten Scherzen empfangen.“ Ludwig XVI., sein Bruder, versüßte ihm indeß diesen Empfang „mit schlechten Scherzen,“ er ernannte ihn nicht nur zum Ludwigsritter, sondern bezahlte auch später seine Schulden, die sich im December 1783 auf nicht weniger als 14,600,000 Livres beliefen!

II.

Der Graf von Artois während der Sitzungen der Notabeln-Versammlungen in den Jahren 1787 und 1788.

Bis hierher haben wir den Grafen von Artois so zu sagen nur im Hausrocke gesehen. Denn wenn er auch auf seinem Zuge nach Gibraltar die Staatsuniform trug mit Degen und Epauletten, so kam er doch auch dort vor dem Feuer der englischen Batterien nicht dazu, seine „ungestüme Tapferkeit" zu beweisen; auch dort ward sein Schwert nicht blutig — aus der Affaire, die er mit seinem jetzigen Kriegscameraden, dem Herzog von Bourbon hatte, wissen wir bereits, daß er vor Blutvergießen, vorzüglich wenn dabei auch sein eigenes kostbares Blut gefährdet war, den allergrößten Abscheu hatte, — er ging im Lager von St. Roch im Ufersande spazieren und ließ, die Batterien der Engländer, welche Tod und Verderben ausspieen, parodirend,

von Zeit zu Zeit seine Champagner-Batterien knallen, die beiweitem ungefährlicher waren als jene: sie warfen wohl um, aber sie tödteten nicht.

Diese schönen Tage mit all' ihrer überschwänglichen Liebesseligkeit gehen nun zu Ende. Eine finstere, unheilschwangere Wolke zieht über Frankreich herauf, schon wetterleuchtet's in der Ferne und der Donner rollt bereits vernehmlich. Wir sind im Jahre 1787. Da muß, um den nahenden Sturm zu beschwören, auch der Graf von Artois sein stilles Glück in Bagatelle und anderswo verlassen und muß hinaus auf die Bühne der Welt, deren Podium so glatt ist und das so hoch und so frei liegt, daß jeder Acteur von jedem Auge gesehen werden kann. Wir werden sehen, wie gut oder wie schlecht unser Held seine Rolle in der Einleitung zu der großen Tragödie von 1789 spielte.

Alle Welt kennt die Gründe, die den General-Controleur Calonne*) bewogen, dem Volke das factisch noch immer bestehende, aber seit langer, lan-

*) Charles Alexandre de Calonne, geboren 1734 zu Douai, studirte in Paris die Rechte, ward nach und nach General-Advocat des Gerichtshofes zu Artois, General-Procurator im Parlament zu Douai, Maître des requêtes, 1768 Intendant von Metz, später von Lille und 1783 Finanz-Minister. Nach seinem Falle 1787 ward er nach Lothringen verwiesen, ging von da nach England, war zur Zeit der Revolution für den König sehr thätig, unternahm in seinem Interesse viele Reisen, kehrte 1795 nach London und später nach

ger Zeit nicht ausgeübte und in Vergessenheit gekommene Recht, durch Erwählte (Notabeln) an der Regierung des Landes, vorzüglich was die Finanzen betraf, theilzunehmen, wieder einzuräumen. Es war nicht etwa seine Liebe zum Volke, welche ihm diese Idee eingab — Herr von Calonne, der allen Launen der Prinzen und Prinzessinnen stets dienstwillige Verwalter des Staatsschatzes, fühlte sich von dieser Leidenschaft völlig frei —, es war vielmehr die bittere Nothwendigkeit, welche ihn diesen bald wieder bereuten Schritt thun ließ; es war die Erkenntniß, mit leerer Casse und ruinirtem Credit nicht länger regieren zu können. Die heillose Maitressen- und Günstlingswirthschaft, die seit hundert Jahren auf Frankreich gelastet, die Steuerkraft des Volkes verschlungen und den Hof verachtet gemacht hatte — welche Verachtung unter der Herrschaft der von einer öffentlichen Lustdirne zur Gräfin von Dubarry avancirten letzten Maitresse Lud-

---

Frankreich zurück, und starb zu Paris im Jahre 1802. — Der Consul Buonaparte war nach einer Unterredung, die er mit ihm hatte, so wenig von seinen desfallsigen Qualitäten überzeugt, daß er den Ausspruch that: „Heute ist mir eine Frage gelöst, deren Beantwortung mir bisher sehr schwierig schien. Ich wollte nämlich wissen, wie es möglich gewesen, daß Frankreich so schnell zu Grunde ging, aber mit Männern, wie Herr von Calonne, bedarf das Ministerium nur einen Tag, um das Verderben eines schon leidenden Staates zu vollenden."

wig's XV. ihren Höhepunct erreichte, — ferner die Steuerfreiheit des Adels und der Geistlichkeit, vor Allem aber die unsinnige Verschwendung der öffentlichen Gelder, welche Verschwendung, wie wir aus dem vorigen Capitel wissen, auch der Graf von Artois in großem Maaßstabe übte, dafür aber auch die Verachtung und den Haß des Volkes zu tragen hatte, das, seit Voltaire, Rousseau, Diderot, d'Alembert u. A. geschrieben und seit seine Armee aus Nordamerika wieder zurückgekehrt war, wo sie ganz andere als die in Frankreich herrschenden Ansichten über Staatszweck und Staatsverwaltung sich angeeignet hatte und weiter verbreitete, gar nicht mehr so dumm war, dies Alles in der Ordnung zu finden, sondern unehrerbietig genug, allerlei vorlaute Fragen nach der Berechtigung einer solchen Vergeudung seines sauren Schweißes aufzuwerfen: Alles dieses bewirkte, daß die Einnahmen von 475 Millionen nicht mehr ausreichten. Calonne wollte sie auf 590 Millionen bringen und glaubte dies zu erreichen vermittelst einer allgemeinen Grundsteuer und einer erhöhten Stempeltaxe. Zur Verwirklichung dieser Projecte bedurfte er aber der Beistimmung des Adels und der Geistlichkeit und um dieselbe zu erlangen, berief er die Versammlung der Notabeln, zuerst auf Montag den 29. Januar, dann aber, als er sich vor dem Jubel des Volks über sein neu geschenktes Recht fürchtete und am

liebsten die Sache wieder rückgängig gemacht hätte, auf den 7. und endlich auf den 22. Februar 1787.

Wie wenig übrigens von Einzelnen die ungeheure Bedeutung dieser Versammlung gewürdigt wurde, kann man aus dem Briefe erkennen, den der Maire von Cognac, der auch zu den Notabeln gehörte, an Ludwig XVI. schrieb. „Sire! Ich habe den Brief erhalten, womit Ew. Majestät mich beehrt haben, um mir anzubefehlen, mich bei der Versammlung am 29. Januar einzufinden. Ich fühle mich wegen dieser Wahl sehr geschmeichelt; aber ich kann derselben nicht Genüge leisten, da ich am 30. beträchtliche Zahlungen zu machen habe. Ich schicke an meiner Stelle meinen Commis, einen einsichtsvollen Mann, der auch die Vollmacht zur Unterzeichnung hat. Ich hoffe übrigens, daß Alles gut vorübergehen wird und daß unsre Branntweine und Mehle nicht darunter leiden werden. — Ich bin mit tiefster Ehrerbietung, Sire, Ew. Majestät unterthänigster und gehorsamer Diener. Maire von Cognac. — Nachschrift. Statten Sie, wenn es Ihnen beliebt, der Königin wegen ihrer letzten Entbindung meine Glückwünsche ab: sie wird ohne Zweifel mit Interesse vernehmen, daß meine Frau so eben von einem starken Knaben entbunden worden ist. Er wurde von unserm reichsten Kaufmann, Herrn Rocher, und von meiner leiblichen Base, der Madame Nairé, einer vornehmen Bürgersfrau,

welche hohe Verwandte hat, über den Taufstein gehalten."

Wir theilten dieses Document stadtväterlicher Weisheit mit, um die ungefähr gleiche Geistesstärke des Grafen von Artois zu kennzeichnen, der Wunder glaubte, wie geistreich er sich benähme, als er auf die Mahnung seines Bruders Provence, sich auf die Sitzung der Notabeln vorzubereiten, ausrief: „Meiner Treue! ich werde in der Versammlung ankommen, wie es Gott gefallen wird mich hinzuschicken, und ich habe große Lust, mich, nach dem Beispiele des Maire von Cognac, durch meinen Kanzler Montyon vertreten zu lassen, der auch ein verständiger Mann ist und die Vollmacht zur Unterzeichnung hat." Im Munde des simplen Maire von Cognac war die Entschuldigung lächerlich, er wurde in Folge derselben von der Liste gestrichen und sein Commis, trotzdem er ein verständiger Mann war, nicht statt seiner zugelassen; im Munde Sr. königl. Hoheit aber war das Nachäffen jener Albernheit ein trauriges Zeichen seines Leichtsinns und seines geistig nicht viel höhern Standpunctes, als welchen jener gute, um seinen Branntwein und sein Mehl besorgte Philister einnahm. —

Der Sitzungssaal der Notabeln war mit einer Pracht hergerichtet, welche sonderbar abstach gegen den Zweck, wegen dessen er gebaut worden war. Es sollten in ihm Verhandlungen gepflogen werden,

durch welche Wege eröffnet und Mittel entdeckt würden, wie am wirksamsten künftighin Ersparungen, und zwar bedeutende Ersparungen gemacht werden könnten; da hätte man doch gewiß politisch klüger gehandelt, wenn man die letzten Gelder der Staatskasse, die auf diese völlig unnöthige Pracht verwendet wurden, zu Rathe gehalten und nicht den Notabeln ad oculos demonstrirt hätte, wie leichtfertig man mit den öffentlichen Geldern umgehe. Die Deputirten vermerkten dies auch sehr übel und ließen sich nicht, wie man gehofft hatte, blenden: weder der mit beispiellosem Luxus hergerichtete Thron, der in der Mitte des Saales stand, noch die kostbaren Armsessel für die Brüder des Königs und die prächtigen Bänke für die Prinzen von Geblüt, noch auch die mit Lilien verzierten Stühle, auf welchen die Pairs, der Adel, die Geistlichkeit und die Magistrate Platz nehmen sollten, verrückten ihnen den Cardinalpunct, um welchen es sich bei all' dieser Pracht handle — den leeren Staatsschatz. Es that dies auch nicht der Pomp, mit welchem der König und sein Cortège in die Versammlung kamen. Ja der Mißmuth steigerte sich, als ihnen des Königs Rede deutlich erkennen ließ, daß man sie nur zusammenberufen habe, um ihren Rath zu vernehmen, ohne sich irgendwie zu dessen Befolgung zu verpflichten; daß man erwarte, sie würden Alles billigen, was man ihnen vorschlage, damit man

sich desto leichter ihres Geldes, dessen Jeder bedürfe, bemächtigen könne.

Besser, als die Rede des Königs, gefiel die des General-Controleurs. Er gestand ein, daß seit 1774 das jährliche Deficit sich auf circa 80 Millionen beliefe, daß zur Ausgleichung der Ausgabe und Einnahme die gewöhnlichen Mittel nicht mehr ausreichten, und daß, um das Deficit zu decken, nichts übrig bleibe, als die Abschaffung der Mißbräuche. Zu diesen abzuschaffenden Mißbräuchen rechnete er diejenigen, deren Vorhandensein die arbeitende Classe niederdrückt, die Mißbräuche der pecuniären Privilegien, die Ausnahmen vom allgemeinen Gesetze und so viele andere ungerechte Ausnahmen, welche nur einen Theil der Steuerpflichtigen befreien könne, indem sie das Loos der Andern erschwere, die allgemeine Ungleichheit in der Vertheilung der Subsidien und das ungeheure Mißverhältniß, welches zwischen den Contributionen gewisser Provinzen und den Lasten anderer Unterthanen desselben Herrschers obwalte; die Strenge, das Willkürliche der Steuererhebung, die Furcht, die Hemmungen, ja fast die Schande, welche dem Handel mit den ersten Erzeugnissen aufgedrückt sei; die innern Steuerbureaux und jene Schlagbäume, welche die verschiedenen Theile des Königreichs mit einander selbst fremd machen; die Abgaben, welche den Gewerbfleiß entmuthigen; diejenigen Einnah-

men, welche außerordentliche Unkosten verursachen; die, welche zum Schleichhandel anzureizen scheinen und welche alle Jahre Millionen von Bürgern hinopfern; der Verfall der Krongüter und der geringe Nutzen, den ihre schwachen Reste hervorbringen; der Verfall der Waldungen des Königs und deren schlechte Verwaltung, endlich Alles das, was den Producten nachtheilig wird, die Creditquellen schwächt und die öffentlichen Einkünfte unzulänglich macht für die Ausgaben, welche jene verschlingen. — Die Mittel, die Calonne zur Abschaffung dieser Mißbräuche vorschlug, waren: man solle die Abgaben des Zwanzigtheils abschaffen und statt derselben eine Grundsteuer einführen, die von allen Eigenthümern ohne Unterschied des Standes und ohne Rücksicht auf irgend ein Privilegium gezahlt werden möge. Ferner möge man das Kopfgeld des Adels aufheben, die willkürliche Besteuerung in eine feste Abgabe verwandeln, freie Getreideausfuhr erlauben, die Zollämter im Innern des Landes aufheben und an die Grenzen verlegen; dann solle die Salzsteuer ermäßigt werden, den nützlichen Theil der königlichen Domainen solle man veräußern und mehrere auf dem Handel lastende Abgaben abschaffen oder ermäßigen.

Wie gesagt, die Rede Calonne's wurde mit Vergnügen gehört, und unsern Grafen von Artois machte sie so sicher, daß er gar nicht an die Mög-

lichkeit eines Widerstandes von Seiten der Notabeln dachte; er hatte nicht den geringsten Zweifel, das Volk von Frankreich, welches der Gnade und Barmherzigkeit zins- und frohnbar sei, werde, da man ihm die Ehre erzeige es zu Rathe zu ziehen, mit unbedingter Willfährigkeit Alles gewähren, was man von ihm verlangen werde. Wie sehr er sich täuschte, sollte er bald erfahren.

Die Versammlung der Notabeln war in sieben Bureaux eingetheilt, deren jedem ein Prinz als Präsident vorgesetzt war; unser Graf Artois war Präsident des zweiten Bureaus. Er stand mit Herrn von Calonne auf gutem Fuße; natürlich, der Herr General-Controleur hatte sich nie so difficil gezeigt, als weiland Herr Turgot, der die Rechnungen der Demoiselle Duthé zurückgewiesen hatte; Calonne war vielmehr stets bereit gewesen, die leere Casse Sr. Hoheit aus dem allgemeinen Seckel zu füllen; zum Danke dafür stand ihm der Graf redlich zur Seite, als sich das Vergnügen der Versammlung über seine Rede längst beruhigt, ja in Zorn übergegangen war, seit sie erfahren hatte, daß der Herr General-Controleur mit seinen Angaben sie hinter's Licht geführt habe. Der Graf scheute sich sogar nicht, mit seinem heller blickenden Bruder Provence für Herrn Calonne eine Lanze zu brechen, der ihn denn freilich auf den Sand setzte, ohne aber ihn von seinem Wahne — er glaubte trotz aller Be-

weise vom Gegentheil an die Richtigkeit der Angaben seines Protegé's — heilen zu können. Den König dagegen hatte der Graf von Provence von dem falschen Spiel Calonne's überzeugt, und dieser hatte ihn ermächtigt, der Sache auf den Grund zu gehen; denn er wolle die Wahrheit wissen. Demzufolge wurde aus den sieben Bureaux ein General-Comité gebildet, vor welchem der General-Controleur mit seinen Ausgaben-Rechnungen erscheinen mußte, und welches aus denselben ermittelte, daß das jährliche Deficit nicht, wie Calonne angegeben, achtzig, sondern wenigstens hundertundzwanzig Millionen betrüge, noch abgesehen davon, daß die vorgelegten Rechnungen nicht einmal vollständig waren. Da mußte der Herr General-Controleur manches Wort hören, was kein Lob seiner Verwaltung ausdrückte, und als das Deficit in weiteren Kreisen bekannt wurde, da erregte es einen bittern Haß gegen den leichtsinnigen Verschwender.

Auch den Grafen von Artois verblüffte das Ergebniß dieser Prüfung: er sagte kein Wort; vorher hatte er jedoch als Präsident seines Bureau's gesprochen und wir wollen diese Rede aufzeichnen, da sie den politischen Standpunkt unsers Helden beurtheilen läßt: „Meine Herren! Sie sollen umständlich die wichtigen Gegenstände prüfen, über welche der König uns zu Rathe zu ziehen geruht; ich kenne Ihren Eifer, Ihren Patriotismus, und

zweifle nicht an ausgezeichneten Beweisen, welche Sie davon bei einer so wichtigen Gelegenheit geben werden. — Als Franzose und Unterthan, gleich Ihnen, werde ich dem Vertrauen, welches der König, mein Bruder, in uns setzt, durch die größte Freimüthigkeit und die vollständigste Unterwerfung unter seine Befehle, welche er uns für das Glück seiner Völker und den Ruhm seines Thrones geben mag, entsprechen. Jedoch, meine Herren, sind diese Gefühle allzu tief in Ihr Herz gegraben, als daß es mir erlaubt wäre, daran Zweifel zu hegen."

Der Herr Präsident irrte sich, als er bei den Männern seines Bureau's denselben unbedingten Gehorsam gegen die Befehle des Königs voraussetzte, den er selbst zu haben wenigstens vorgab — in der That, wir wissen dies ja bereits, entzog er sich nur gar zu gern den Befehlen seines königlichen Bruders; — er irrte sich auch, als er an ihr Gefühl appellirte; zwar war damals der berühmte Ausspruch noch nicht gethan: In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf! aber was er sagt, das galt schon damals für richtig. Nun hatte aber der Herr General-Controleur nicht nur falsche Zahlenangaben gemacht, sondern er hatte auch in der Rede, die er in Gegenwart des Königs gehalten hatte, eine Unwahrheit gesagt, als er die Versammlung mit sich im Princip einverstanden und nur über die Form der Ausführung seiner Pläne — nämlich der

Errichtung von Provinzial-Versammlungen, einer in Naturalien zu entrichtenden Grundsteuer und den Modus, die Schulden der Geistlichkeit zu bezahlen — auseinander gehend erklärte. Diese Rede, ohne diesen Passus, hatte er vorher dem Könige zur Einsicht übergeben; dann hatte er, auf das schwache Gedächtniß Ludwig's bauend, ihn eingeschoben und mit ihm in der Versammlung gehalten, so daß diese glauben mußte, der König sei in der That in dem Wahne, die Versammlung und Herr Calonne dissentirten nur in unwesentlichen Dingen, in der Form. Als man hinter diesen Kniff kam, da gab's viel böses Blut; vor allen war das sechste Bureau, dem der Prinz von Conti präsidirte, entrüstet, es faßte folgenden Beschluß ab, den der Prinz dem Könige überreichte: „In Betracht, daß der Herr General-Controleur kein Bedenken getragen hat, in der von ihm gestern gehaltenen Rede zu sagen, daß alle Bureaux mit ihm in Uebereinstimmung wären, während sie ihm doch einen gerechten und wohlbegründeten Widerstand entgegengesetzt haben, so folgt daraus, daß der König betrogen sein wird. Das Bureau, welches wünscht, daß Sr. Majestät die Wahrheit bekannt werde, ersucht Sie, dem General-Controleur Befehl zu geben, daß er seine Rede allen Bureaux zuschicke, damit sie durch Wiederherstellung der Thatsachen in ihrer Reinheit und Unversehrtheit dem König darüber Aufklärung ge-

ben können.“ Aber auch die andern Bureaux waren indignirt, auch sie beschlossen, die Zumuthungen des Ministers einmüthig zurückzuweisen. Als im Bureau des Grafen von Artois über diese Angelegenheit debattirt und endlich der Beschluß gefaßt wurde, in ähnlicher Weise wie die übrigen Bureaux gegen Calonne vorzugehen, da befiel den Präsidenten eine große Unruhe, es kam ihn gar zu sauer an, dem Manne wehe zu thun, der ihm so manchmal aus der Noth geholfen hatte. Als darum der Secretair las, der Beschluß sei einmüthig vom Bureau gefaßt worden, sagte er entschlossen: „Streichen Sie dieses Wort, es ist nicht genau, denn ich verweigere meine Zustimmung.“ Das Bureau, das nicht so zarte Rücksichten gegen Herrn von Calonne zu nehmen hatte, als der Graf von Artois, beharrte trotzdem auf seinem Beschlusse; es sprach sich auch später nochmals, und zwar wieder ohne seinen Präsidenten, sehr energisch gegen den Finanzier aus, der während der Vertagung der Notabeln in der Charwoche ganz außergewöhnliche Mittel angewendet hatte, um dem Lande seine Wirthschaft von der lachendsten, die Notabeln dagegen und ihre Opposition von einer ziemlich gehässigen Seite darzustellen. Aber alle diese Manöver halfen ihm nichts; vielleicht hätte ihn der König, dem seine Arbeiten gefielen, noch eine Weile gehalten, wenn nicht auch die Königin, erschreckt

durch dei Erfahrung, daß man ihr das längere Verweilen des aller Welt mißliebigen Ministers zuschreibe, weil er ihr nie entgegen gewesen sei, wenn sie viel Geld aus dem öffentlichen Schatze verlangt habe, ihre Hand von ihm abgezogen hätte. Sie rieth jetzt selbst dem Könige zur Entlassung Calonne's, welcher bald darauf folgenden Geheimbrief erhielt, den Ludwig selbst dictirt hatte: „Die Umstände erlauben mir nicht mehr, Sie anzustellen; Sie werden mir demnach unmittelbar Ihre Entlassung als General-Controleur und Staatsminister-Secretair einschicken. Ihre Gesinnungen mochten gut sein, aber da die Wirklichkeit denselben nicht entspricht, bin ich gezwungen, Ihnen mein Zutrauen zu entziehen." Als der Graf von Artois von dem Sturze Calonne's hörte, schickte er folgendes Condolenzschreiben an ihn ab: „Ich werde nicht vergessen, was Sie für mich gethan haben. Leben Sie wohl; Ihnen folgt mein Bedauern und meine Achtung." —

Wie wenig Herr von Calonne des Bedauerns und der Achtung würdig war, dessen der Graf von Artois ihn versicherte, das merkte man erst recht nach seinem Abgange, als man sich genauer um das bekümmern mußte, was er gethan oder vielmehr unterlassen hatte. Calonne war lebhaft von Geist, aber er war ein träger Arbeiter, er bereitete sich immer erst im letzten Augenblicke auf seinen

Gegenstand vor und es konnte darum nicht anders sein, als daß seinen Arbeiten Gründlichkeit und Gediegenheit abging — sie waren nie vollständig. So hatte er auch dem Könige nur Bruchstücke von seinen Plänen mitgetheilt und ihm z. B. bezüglich der indirecten Abgaben, der Stempelgebühren und anderer Gegenstände Nichts vorgelegt. Diese Gegenstände waren aber gerade von höchstem Interesse und es entstanden zwei verschiedene Meinungen im Ministerrathe, in welchem jetzt zwei neue Mitglieder saßen, Herr Fourqueux, der für Calonne, und Herr von Lamoignon, der für den Siegelbewahrer Miromesnil eingetreten war. Die Ansicht der beiden neuen Minister, die sich vor den Debatten fürchteten, ging dahin, daß die Notabeln ohne Weiteres nach Hause geschickt und die Edicte in einer königlichen Sitzung einregistrirt werden möchten; dagegen machten Montmorin und Breteuil geltend, daß es die königliche Würde beeinträchtigen hieße, wenn man die Notabeln, ehe man mit ihnen über alle diejenigen Gegenstände Unterhandlungen gepflogen habe, über welche der Anzeige zufolge ihr Gutachten habe eingeholt werden sollen, verabschieden wolle. Dieser letzteren Ansicht trat der Herr von Segur bei und es wurde also beschlossen, daß die Notabeln bis zur Erledigung aller Punkte zusammenbleiben, vor dem Beginn ihrer Erörterungen über die genannten Gegenstände aber erst eine

Sitzung in Gegenwart des Königs gehalten werden solle. Diese Sitzung fand am 23. April 1787 Statt. Alle sieben Bureaux mit ihren Prinz-Präsidenten, ebenso auch sämmtliche Minister wohnten derselben bei und der König hielt eine lange Rede, deren Kernpunkt war, daß, da das Deficit sich durch die gewöhnlichen Mittel nicht decken lasse, man zu außergewöhnlichen seine Zuflucht nehmen, man sich eine Stempelabgabe und eine Vermehrung der Grundsteuer gefallen lassen müsse.

Die Notabeln waren gar nicht erfreut über diese Eröffnungen; es ging wie ein unwilliges Gemurmel durch ihre Reihen, aber der Unwille wurde nicht laut, die Liebe, die der König damals noch genoß, ließ es nicht zu öffentlichen Kundgebungen kommen. Der Graf von Artois war kurzsichtig gegug, diesen verhaltenen Zorn so zu deuten, als habe die königliche Majestät überwältigend auf die Notabeln gewirkt, er wiegte sich in dem Gedanken, sie würden es nie bis zu ernstlichem Widerstande gegen des Königs Befehle zu treiben wagen; — er irrte sich, wie ihm dies schon öfter begegnet war, auch hierin.

Unterdessen hatte sich die Untauglichkeit von Calonne's Nachfolger, des Herrn von Fourqueux, als General-Controleur herausgestellt; er mußte dem Erzbischof von Toulouse, Herrn von Brienne, Platz machen, zu dem der König zwar nicht die

mindeste Zuneigung hatte, den er aber doch nehmen mußte, weil man ihm einredete, derselbe sei der einzige Mann, der die brennende Finanzfrage zu lösen verstehe. Der Stolz des Priesters empörte sich aber in dem Herrn Erzbischof gegen den untergeordneten Titel General-Controleur, man mußte ihm denselben Titel geben, den weiland Herr von Vergennes geführt hatte: Chef des königlichen Hauses der Finanzen, als welcher er am 3. Mai 1787 den Eid ablegte, worauf er Herrn Laurent von Villedeuil sich als General-Controleur beiordnete.

Die Notabeln waren mit der Ernennung des Erzbischofs von Toulouse zufrieden; hatte er ja doch zu den Gegnern Calonne's gehört, sie mußten also natürlich erwarten, daß er ein ganz anderes System befolgen werde, als jener. Sie täuschten sich aber: der Herr Erzbischof hatte gar kein eignes System, sondern war vielmehr naiv genug, das System seines frühern Gegners zu adoptiren, nur daß er bei Befolgung desselben nicht die Gewandtheit zeigte, mit welcher Calonne stets agirt hatte. Das kühlte die Freude der Notabeln über seine Ernennung schnell ab; der Chef des königlichen Hauses der Finanzen mußte sich über sein Rockumwenden sehr bittere Worte sagen lassen, womit ihn vor Allen der Bischof von Nevers, Herr von Séguerau, gar nicht sparsam bedachte, und dieses geringe Zutrauen zu seinem Finanzgenie machte ihn so bitter-

böse auf die Versammlung, daß er dem Könige unaufhörlich in den Ohren lag, dieselbe nach Hause zu schicken. Es gelang ihm auch, diesen dazu zu bestimmen: ein Brief desselben zeigte den Notabeln an, daß der Schluß ihrer Versammlungen auf den 25. Mai festgesetzt wäre; aber Brienne erreichte damit nicht, was er gehofft hatte zu erreichen: das Parlament von Paris nahm den Kampf auf, den die Notabeln nicht hatten zu Ende führen können und ward dabei von der öffentlichen Meinung unterstützt, welche sich ganz schonungslos über den König und alle Mitglieder seines Hauses aussprach. Daß unser Graf von Artois seit lange schon alles Andere, nur nicht die Liebe der Nation besaß, haben wir bereits angedeutet.

Es waren nicht gerade die lobenswerthesten Beweggründe, welche die Männer des Parlaments von Paris veranlaßten, Front gegen das Ministerium überhaupt, insbesondere aber gegen Herrn von Brienne zu machen; denn erstens veranlaßte sie dazu der Neid ihres Ober-Präsidenten, des Herrn von Aligre, der auf die Stelle des Siegelbewahrers Anspruch zu haben glaubte und seine Uebergehung bei Besetzung dieses Amtes übel vermerkte, und zweitens war es die Antipathie gegen den Priester Brienne, die sie in die Opposition trieb: sie erinnerten sich, wie hochgebietend dereinst die Herren von Richelieu, Mazarin und Fleury verfahren

waren und fürchteten, der Erzbischof von Toulouse möchte sich versucht fühlen, jene Herren mit dem Cardinalshute zu copiren. Gleichwohl wurden die ersten beiden Edicte, welche Herr von Brienne dem Parlamente zuschickte — das eine die Errichtung der Provinzialversammlungen und das andere die Freiheit des Getreidehandels betreffend —, von diesem ohne Widerrede einregistrirt; als aber der Erzbischof, entzückt über diesen ersten Erfolg, dem Parlamente auch das Edict über die Stempelgebühren zum Einregistriren übersandte, da brach der Sturm los. Es geschah dies in der Sitzung vom 2. Juli 1787. Da mußten die Herren vom Hofe sich sehr bittere Wahrheiten sagen lassen; die allerbittersten aber sagte ihnen der Herr von Esprémesnil, der „mit einer unvergleichlichen Kühnheit" fragte, ob man sich nicht vor Allem erst mit der Zusammenhaltung der Ausgabe und Einnahme beschäftigen wolle, und der dann, alle Devotion bei Seite setzend, sogar die Mitglieder der königlichen Familie und ihr Verschleudern der öffentlichen Gelder der allerschärfsten Kritik unterwarf.

Der letzte Hieb galt vorzugsweise der Königin und dem Grafen von Artois; dieser Letztere fühlte dies auch und sein Bruder Provence mußte ihn zu verschiedenen Malen am Aermel zupfen, um ihn abzumahnen, seinem Zorne freien Lauf zu lassen.

Hatte Esprémesnil die Mitglieder der königlichen

lichen Familie persönlich angegriffen, so verwundete sie Mercier de la Rivière in anderer Weise, indem er sagte, daß weder die Notabeln, noch das Parlament, noch die Pairs das Recht hätten, Abgaben zu bewilligen, sondern daß dies Niemand könne als die ganze Nation, wenn sie als Reichsstände zusammenberufen wäre; er trug dann auch darauf an, daß man vor jeder weiteren Erörterung erst die Aushändigung der Listen und Auszüge über die Ausgaben und Einnahmen verlangen solle, damit sich daraus das Gericht über die Nothwendigkeit des geforderten Gesetzes informiren könne.

Diese Forderung stimmte gar nicht mit den absolutistischen Ansichten des Grafen von Artois überein; er trat daher, als er an die Reihe kam, seine Stimme abzugeben, der Meinung des Herrn Outremont de Minières bei, welcher sich dahin ausgesprochen hatte, daß das Parlament nicht das Recht habe, von dem Könige die fraglichen Documente zu verlangen, sondern daß es vielmehr gehalten sei, Sr. Majestät Befehlen blindlings zu gehorchen. Das Parlament verlachte den Redner und adoptirte die Ansicht de la Rivière's: es wurde bestimmt, daß man sich bis zum 6. Juli vertagen und dann über die Abfassung der Gesuche an den König entscheiden wolle. — Es wurden dem Parlamente zwei Formulare vorgelegt, ein in ruhigen Ausdrücken abgefaßtes von Herrn Pasquier de Cou-

lon, und ein anderes von Herrn von Esprémesnil, welches scharf und drohend war. Der Graf von Artois rieth dem Parlamente, beide Gesuche zu verschmelzen, damit die Kälte, welche in dem des Herrn Pasquier vorwalte, durch die Gluth desjenigen erwärmt werde, welches Herrn von Esprémesnil zum Verfasser habe. Dieser Vorschlag, den das Parlament annahm, stimmte so wenig mit dem Charakter des Grafen von Artois überein, daß ihn sein Bruder Provence ganz verwundert nach dem Beweggrunde frug, der ihn denselben habe thun lassen. „Voll Ungeduld," antwortete er, „diese .... anzuhören, wie sie alle Achtung gegen den König mit so großer Verwegenheit aus den Augen setzen, wollte ich sie gelegentlich bis zu einem solchen kühnen Schritte verleiten, daß Se. Majestät nicht umhin könne, dieselben zu bestrafen."

Der König und sein Chef der Finanzen waren bedächtiger als der Graf von Artois; während dieser jede Opposition gegen die Majestät der Krone als Empörung ansah und mit Gewalt unterdrücken wollte, lavirten jene, schlugen wohl unterweilen einen drohenden Ton in ihren Anschreiben an das Parlament an, wichen aber doch der Nothwendigkeit und suchten nur so viel zu erhalten, als sich irgend erhalten ließ. Auch der Graf von Provence war Menschenkenner genug, um sich den Umständen zu fügen, und er hatte deshalb mit seinem bra=

marbasirenden Herrn Bruder Artois, der ihn seiner Nachgiebigkeit wegen zur Rede setzte und von seinem bourbonischen Blute faselte, das sich in ihm gegen alle Concessionen an das Volk empöre, einen ziemlich scharfen Disput.

Sonntags den 8. Juli überreichten der Oberpräsident Aligre und zwei Kammerpräsidenten den nach dem hinterlistigen Vorschlage des Grafen von Artois aus den beiden Formularen Pasquier's und Espréme8nil's combinirten Beschluß des Parlaments dem Könige. Die Antwort desselben war ablehnend: den Notabeln, zu denen ja auch viele Mitglieder des Parlaments gehört hätten, wären die Listen bereits vorgelegt gewesen, es sei also nicht anzunehmen, daß eine abermalige Durchsicht derselben neues Licht geben werde; er trage der Deputation deshalb auf, dem Parlamente seinen Willen kundzuthun, daß es unverzüglich zur Einregistrirung seiner Erklärung schreiten möge. Uebrigens werde es nicht nöthig sein ihn zu erinnern, die jetzt durchaus nothwendigen Auflagen wieder zu vermindern, sobald die Erfahrung darthue, daß dies geschehen könne. — Mit dieser ziemlich ungnädigen Resolution war das Parlament nicht zufrieden. Zwar der Graf von Artois stimmte wieder, wie gewöhnlich, für unbedingte Unterwerfung unter den Willen des Königs; als aber der Graf von Provence hervorhob, daß es ein alter Gebrauch bei den Parla-

menten sei, ihre Vorstellungen zu wiederholen, wenn sie das erste Mal fruchtlos gewesen; daß er dafür halte, das Gericht werde wohlthun, auch ferner auf der Vorlegung der Listen zu bestehen und mit den Worten schloß: „Die Regierung ist, gleich der übrigen Menschheit, keineswegs untrüglich; und wenn sie sich irrt, so erweist man ihr einen Dienst, wenn man sie darüber aufhellt: ich halte demnach dafür, daß die Vorstellungen wiederholt werden" — da stimmten trotz des verächtlichen Achselzuckens des Grafen von Artois sechzig Mitglieder für Wiederholung der Vorstellungen und die Herren Pasquier de Coulon, Sillier de la Berge und von Esprémesnil wurden mit der Abfassung derselben beauftragt. — Ludwig XVI. nahm diese wiederholten Vorstellungen noch bei weitem ungnädiger auf als die ersten: es müßten, sagte er, die letzten sein und es sei sein Wille, daß das Parlament, an dessen Gehorsam er nicht zweifeln wolle, unverzüglich zur Einregistrirung seiner Erklärung schreite.

Aber das Parlament, das sich durchaus erst von der Nothwendigkeit der ihm zum Einregistriren zugesandten beiden Edicte über die Stempelgebühren und über die Grundsteuer überzeugen wollte, das überdies wiederholt die Ansicht aussprach, nur die Reichsstände könnten über neue Abgaben entscheiden, beharrte in seinem Ungehorsam, wodurch der König so aufgebracht gegen dasselbe wurde, daß er

den Vorschlag eines am 4. August zusammen berufenen Conseils, in welchem alle Staatssecretaire, der Chef des Finanz-Conseils, der Siegelbewahrer, der Herzog von Nivernais und Herr von Malesherbes zugegen waren, beipflichtete, in einem lit de justice — einer Sitzung des Gerichts in Gegenwart des Königs — die beiden Edicte einregistriren zu lassen.

Dieses lit de justice wurde gehalten; aber es war ohne Erfolg; denn wenn auch allerdings der König mit harten Worten dem Parlamente seine bisherige Widersetzlichkeit vorwarf und schließlich das Verlangen aussprach, daß nun in seiner Gegenwart die beiden Edicte einregistrirt werden sollten, welchem Verlangen dem Gebrauche gemäß Folge gegeben werden mußte, so war damit doch immer noch nichts gewonnen, denn das Parlament hatte in einer Vorberathung es seinem Oberpräsidenten Aligre zur Pflicht gemacht, gegen diese von ihm vorausgesehene gewaltsame Einregistrirung Protest einzulegen, und er that dies in der Rede, welche er nach der des Siegelbewahrers Lamoignon hielt. Ein Gleiches that auch die Versammlung in corpore in ihrer am 7. August gehaltenen Sitzung: sie erklärte Alles, was in Gegenwart des Königs verhandelt und gethan worden, für null und nichtig.

Der Graf von Artois, wie immer oberflächlich,

freute sich über die nun endlich doch geschehene Durchführung des königlichen Willens; was bedeutete ihm die Protestation des Parlaments? Er war sogar so leichtsinnig, über die Traurigkeit der über das Niedertreten des Rechts bekümmerten Magistrate zu spotten. Aber die Traurigkeit des Parlaments hielt nicht an. Als in der Sitzung des 13. August Herr von Esprémesnil berichtete, daß, wie er erfahren habe, die Beamteten des Königs aus der Kanzlei den Befehl erhalten hätten, allen Untergerichtstribunalen das Edict und die Erklärung über die beiden Auflagen direct zuzuschicken, forderte man in Folge dieser Mittheilung die Agenten des Königs vor die Schranken des Gerichts, und als diese die Wahrheit der von Esprémesnil berichteten Thatsache bestätigten, entschied das Parlament mit sechszig gegen vierzig Stimmen, daß es sich fortwährend der Ausführung jener Gesetze widersetzen werde.

Diese Widerhaarigkeit erbitterte den Chef des Conseils der Finanzen, den Apostaten Herrn von Brienne, der unter Calonne der eifrigste Gegner der Stempeltaxe und der Grundsteuer gewesen und gerade dieser heftigen Opposition wegen dessen Nachfolger geworden war, dermaßen, daß er den König übermochte, das Parlament von Paris nach Troyes zu verweisen. Der König that dies, indem er durch Gardeoffiziere, die von Sergeanten der Garde

begleitet wurden, jedem einzelnen Parlamentsmitgliede in der Nacht des 15. August folgenden Geheimbrief zustellen ließ: „Herrn N.... Ich übersende Ihnen diesen Brief, um Ihnen zu befehlen, heute noch meine liebe Stadt Paris zu verlassen, und sich binnen vier Tagen nach Troyes zu begeben, um daselbst meine Befehle zu erwarten, indem ich Ihnen verbiete, vor Ihrer Abreise bei Strafe des Ungehorsams Ihre Wohnung zu verlassen. Gott nehme Sie in seinen mächtigen Schutz. Versailles, den 15. August 1787. (gez.) Ludwig." — Das Parlament gehorchte, es verließ Paris; aber die Pariser, als sie von der Verweisung Kenntniß erhielten, kamen in Aufruhr; es erschienen Schmähschriften gegen die Königin und den Grafen von Artois, gegen den Siegelbewahrer Lamoignon und den Herrn von Brienne; einige Tage hindurch herrschte in Paris völlige Anarchie.

Was man vom Parlamente nicht hatte erlangen können, die Einregistrirung der beiden Edicte, das hoffte man bei der Rentkammer und beim Steuerhofe durchzusetzen. Aber beide Collegien protestirten im Voraus gegen eine solche Anmuthung. Am 15. August sagte der König scherzend zu seinen Brüdern: „Morgen, meine Herren, werden Sie die ausgezeichnete Ehre haben, meine geheiligte Person zu vertreten, Sie, Monsieur, bei der Rentkammer, und Sie, Herr Graf von Artois, bei dem

Steuerhofe." Der Graf von Provence verrichtete seinen Auftrag in einer Weise, die ihm den Beifall der vor dem Palaste versammelten Menge eintrug; er hielt keine Rede — die er doch so gern hielt! — sondern begnügte sich, ganz einfach zu fordern, daß nach dem ausdrücklichen Willen des Königs in dieser Sitzung zur Einregistrirung der Edicte über die Stempelgebühren und die Grundsteuer geschritten werden solle. — Anders verlief die Sache beim Steuerhofe mit dem Grafen von Artois. Statt mit Beifallsbezeigungen, die seinen Bruder auf dem Wege zur Rentkammer begleiteten, empfing man ihn mit Zischen und Schreien, und als er in den Palast eintrat, wurde dieses unehrerbietige Geschrei so drohend, daß der Graf von Crussol: Zu den Waffen! rief, worauf die Garde des Prinzen Front gegen das Volk machte. Auch hier wieder bewährte es sich, daß der Herr Graf von Artois keinen Muth hatte; er zitterte und war leichenblaß, und als er in den Sitzungssaal des Steuerhofes eintrat, hatte er so völlig den Kopf verloren, daß er die Rede, welche er zu halten beabsichtigt hatte, nicht halten, sondern nur einfach die Einregistrirung der Edicte verlangen konnte. Schlimmer noch, als beim Einzuge, erging's ihm, als er Paris wieder verließ; die bösen Pariser spielten ihm so übel mit, daß er vor Wuth weinte und weinend in Versailles ankam —; vor seiner Abreise nach Paris hatte er

aber seinem gescheidten Bruder Provence, der ihm bei seinem Geschäft Vorsicht angerathen hatte, damit er die Erbitterung, die die Pariser so schon gegen ihn hätten, nicht noch vermehre, die übermüthige Antwort gegeben: Ich lache darüber! und hatte sich im Kreise vor ihm herumgedreht. —

Der inzwischen durch Hülfe der Königin zum Principalminister avancirte Chef des Conseils der Finanzen — zu welcher Würde er am 25. August erhoben wurde — sah ein, daß mit Gewaltstreichen nichts zu erringen sei; er ließ sich also herbei, mit dem nach Troyes verwiesenen Parlamente zu unterhandeln. Und dieses, seiner Unthätigkeit müde, ging gern auf die Unterhandlungen ein; man setzte fest, daß die Regierung die streitigen Edicte zurücknehmen und daß das Parlament an deren Stelle diejenigen einregistriren solle, welche man ihm in Bezug auf die Finanzen vorlegen werde und welche nicht für immer Geltung haben sollten. Freilich sagte Herr von Esprémesnil, als man sich entschied, auf diese Bedingungen hin wieder nach Paris zu gehen: „Sie haben Paris mit Ruhm bedeckt verlassen und werden dahin mit Koth bedeckt zurückkehren," aber auch er stimmte schließlich für die Aussöhnung, das Leben in Troyes war auch ihm zu triste und langweilig. Niemand hatte indeß eifriger zu diesem Schritte gerathen, als der Oberpräsident des Parlaments, Herr von Aligre, den man mit dem Ver-

sprechen des Herzogstitels und außerdem mit der Stelle eines Kanzlers von Frankreich, wenn der gegenwärtige sterben, und dann noch mit der Stelle des Siegelbewahrers, wenn Herr von Lamoignon aus dem Ministerium treten würde, geködert hatte; er hielt am Versöhnungstage eine salbungsvolle Rede an den König, worauf dieser nüchtern genug nur die wenigen Worte erwiederte: „Ich bin erfreut über die Zeichen der Treue und des Gehorsams, welche mein Parlament mir so eben giebt; ich rechne darauf, daß es sich stets angelegen sein lassen wird, zu meinen Plänen für das Wohl meiner Völker mitzuwirken und mein Vertrauen zu verdienen.“

Die Pariser waren voll Freude, daß sie ihr Parlament wieder hatten; aber selbst während dieser Freudenzeit vergaßen sie ihren Haß gegen die Königin und den Grafen von Artois nicht, sie belegten Beide mit den ehrenrührigsten Epitheten und auch die Herren von Lamoignon und von Brienne kamen übel genug dabei weg. Am schlimmsten aber erging's dem armen Calonne, den sie zwar nicht in Person, wozu sie sich wohl auch hätten versucht fühlen können, sondern, weil sie ihn eben nicht hatten, wenigstens in effigie verbrannten. Seine Gunstdame, Madame Lebrun, und Frau von Polignac, Marie Antoinettens Busenfreundin, stürzten sie unter dem Bilde von Gliedermännern aus den Fenstern.

Der Friede zwischen dem Hofe und dem Parlamente war von keinem Bestand. Der Herr Principalminister brauchte viel Geld und hatte ewig nichts in Casse. Da kam er denn auf den pfiffigen Gedanken, sich mit List die Genehmigung des Parlaments zu einer Anleihe von vierhundertfunfzig Millionen Livres zu verschaffen. Das Parlament hatte noch Ferien, als urplötzlich der Oberpräsident Aligre benachrichtigt wurde — am 18. November Abends —, daß der König am folgenden Morgen in's Parlament kommen werde. Aber die List schlug fehl; der Herr Prinzipalminister hatte gehofft, es würden seine vorzüglichsten Widersacher im Parlamente fehlen, diese waren jedoch durch die Feinde des pfiffigen Herrn von Brienne im Voraus von dessen Absichten unterrichtet worden und waren, trotzdem sie bei der Einladung geflissentlich vergessen worden, eher am Platze, als alle Uebrigen. Und als nun der Herr Principalminister so unklug war zu erklären, er fürchte, daß das jährliche Deficit von einhundertundvierzig Millionen in diesem Jahre die Höhe von einhundertundsechzig Millionen erreichen werde, da erhob sich zuerst der Abbé Sabbatier, geißelte schonunglos die Verwaltung des Prinzipalministers, sprach von den gewissenlosen Verschwendungen der Staatsgelder und verlangte die sofortige Einberufung der Reichsstände. In gleichem Sinne sprachen noch mehrere Andere, vor

Allen Robert de Saint-Vincent, Herr von Esprémesnil und Herr Ferrand, Mitglied der zweiten Kammer. Der König war gerührt, er war nahe daran, die Forderung der Redner — sofortige Einberufung der Reichsstände — zu erfüllen, aber sein Siegelbewahrer ernüchterte ihn wieder und Ludwig sprach nach dessen Eingebung zu der Versammlung: „Nachdem ich Ihre Meinungen vernommen habe, finde ich, daß es nothwendig ist, die in meinem Edicte erwähnten Anleihen — von vierhundertundfunfzig Millionen — zu machen; ich habe versprochen, die Reichsstände vor dem Jahre 1792 zusammenzuberufen, dieses Versprechen muß Ihnen genügen. Ich befehle, daß mein Edict einregistrirt werde." Mit diesem Ausspruch des Königs: „Ich befehle, daß mein Edict einregistrirt werde!" war die Sitzung des Parlaments, die bis dahin eine berathende gewesen war, in ein lit de justice umgewandelt. Das verstieß aber wider das Herkommen, demzufolge in einer königlichen Sitzung nicht berathen werden durfte, sondern einfach die Befehle des Königs vollzogen werden mußten. Als daher auch der Siegelbewahrer, gerade wie in einem lit de justice, die Einregistrirung des Edicts aussprach und der Oberkanzlist auf den Umschlag desselben schrieb, daß es einregistrirt werden solle, da erhob sich der Herzog von Orleans, um im Namen des Parlaments gegen diese Regelwidrigkeit zu protesti-

ren. Der gute Herzog errang sich mit dieser auf Antrieb seiner Freunde eingelegten Protestation eine große Popularität im Volke, das ihn bis dahin durchaus nicht geliebt hatte; aber — keine Rose ohne Dornen! — er mußte auch dafür büßen. Wenn es der Königin nachgegangen wäre, die den Herzog bitter haßte wegen der vielfachen Beleidigungen, welche er ihr zugefügt hatte, so hätte er auf der Stelle und für immer das Land meiden müssen; der gutmüthige Ludwig konnte sich aber zu solch einer harten Maaßregel nicht entschließen, er verwies seinen Vetter nur nach Villers-Cotterets, ja es wurde ihm später gestattet, sich Paris wieder zu nähern, und zwar in Folge eines Briefes, in welchem er die Königin um Verzeihung bat. Diesen Brief hatte der Abbé von Vermont und Baron von Breteuil, die Vertrauten der Königin, abgefaßt und zwar so abgefaßt, daß Ludwig XVIII. sagt, er würde ihn um keinen Preis unterschrieben haben — er mußte also wohl mancherlei enthalten, was sich mit männlicher Würde nicht vereinigen ließ; der Herzog von Orleans unterschrieb ihn aber nicht nur, sondern er schrieb ihn sogar von A bis Z ab und erlangte damit, daß er von Villers-Cotterets nach Rainci übersiedeln durfte. — Das Parlament faßte übrigens nach der Entfernung des Königs den geheimen Beschluß: der Gerichtshof habe nicht den mindesten Antheil an der Einregistrirung genommen

und werde dieselbe nicht vertheidigen. Dafür wurde es vom Siegelbewahrer gestraft, der zwei seiner Mitglieder, den Abbé Sabbatier, der am meisten zu diesem Beschlusse mitgewirkt, und den Parlamentsrath Fretteau, der ihn mit redigirt hatte, verhaften ließ; der Erstere wurde in das Schloß Doulens gesperrt, den Zweiten schickte man nach Mont-Saint-Michel.

Wegen dieser Parlamentssitzung hatte Ludwig mit seinem Bruder Artois ein merkwürdiges Gespräch. Dieser beschwerte sich nämlich über die Anmaßungen des Parlaments, worauf der König zu ihm sagte: „Es hat vielleicht nicht Unrecht, mein Bruder, denn es handelt nach seinem Gewissen und ich wage mich nicht zu fragen, ob ich das befolgt habe, was das meinige mir sagt.“ Ueber diese zarte Abwägung von Recht und Unrecht war der Graf von Artois so verwundert, daß er laut aufschrie, indem er behauptete, ein König habe immer Recht und daß er übrigens als Herr des Vermögens seiner Unterthanen ... „Halt!“ unterbrach ihn Ludwig, „das ist ein falscher Grundsatz und ich werde verhindern, daß man denselben meinen Kinder einpräge; ich bin der Vater des Volks und nicht sein Despot.“ Der Graf erwiderte Nichts; er hat indeß später als König nicht bewiesen, daß er Nutzen aus diesem Gespräch gezogen hätte.

Das widerhaarige Parlament war dem Prin-

zipalminister und dem Siegelbewahrer ein wahrer Dorn im Auge, sie faßten den Plan, seine Macht zu vernichten, vor Allem aber ihm die Einregistrirung der Gesetze zu entziehen. Die beiden Herren gingen dabei ein wenig jesuitisch zu Werke; sie ließen den König auf die Vorstellungen, welche das Parlament wegen der Verhaftung seiner Mitglieder an ihn richtete, in so rauhem Tone antworten, daß dieses, dadurch gereizt, abermals und zwar noch dringendere Vorstellungen machte und noch ungnädiger beschieden ward. Da faßte das Parlament, das von dem Gelüsten der Minister es aufzulösen unterrichtet war, am 4. Januar 1788 einen Beschluß gegen den Mißbrauch der Geheimbriefe und gegen jede willkürliche Maßregel. Zwar cassirte der König am 17. desselben Monats diesen Beschluß und das Parlament bestätigte diese Cassation am folgenden Tage; aber es hatte doch den Herren Ministern die Zähne gewiesen.

Wegen des Edicts, welches den Protestanten die Ausübung der bürgerlichen Rechte gestattete, das am 29. Januar einregistrirt wurde, kam der Graf von Provence mit seinem Bruder Artois hart zusammen. Dieser stand nämlich auf der Seite der Geistlichen, welche natürlich über diese Toleranz Ludwig's XVI Zeter schrieen. Der aufgeklärte Provence hielt seinem pfaffenfreundlichen Bruder eine derbe Strafpredigt, worauf dieser erwiderte, er

wolle seine Seele retten. „Dann müssen Sie," entgegnete ihm Jener, „sich weniger als Bewunderer der Damen zeigen und die Zahl Ihrer Gläubiger vermindern." —

Unterdessen hatte der Siegelbewahrer Herr von Lamoignon sein Plänchen in Ordnung gebracht. Er war in die Vergangenheit zurückgestiegen und hatte dort eine Institution gefunden, die er für ganz vortrefflich geeignet hielt, die widerspenstigen Parlamente zu ersetzen: die Cours plénières nämlich, die allgemeinen Versammlungen des Hofes. Der in der Geschichte bewanderte Graf von Provence belehrte freilich seine von dem Funde des Siegelbewahrers ganz entzückte Schwägerin-Königin, daß die Cours plénières in dem Sinne, wie sie Herr von Lamoignon auffasse, nie und nirgends existirt hätten; sie seien vielmehr nichts als vergnügte Versammlungen gewesen, die der König zusammenberufen habe, um sich mit ihnen über Liebe, Krieg, Galanterie und Belustigungen vertraulich zu unterreden; es seien dabei Gaukler und Troubadoure zugegen gewesen, man habe auch wohl gelegentlich von Politik gesprochen, zu keiner Zeit aber seien die Cours plénières mit der Einregistrirung der Edicte betraut gewesen. Ferner belehrte der Graf die Königin, daß die Wiedererweckung dieses Instituts sogar etwas Entehrendes für den Hof sei, indem er genöthigt sein werde, andern Persönlichkeiten darin

Sitz und Stimme zu geben, als denen von Rechtswegen dieses Vorrecht zustehe, und er prophezeite ihr schließlich, daß die Versammlung des Hofes auf's Entschiedenste von dem Volke zurückgewiesen werden würde. Trotz dieser vernünftigen Auseinandersetzungen trat das Institut in's Leben. Man hatte die Geburt dieses politischen Monstrums so sehr in's Geheimniß gehüllt, daß man speciell zu dem Zwecke, um die seine Existenz verkünden sollenden Edicte zu drucken, in Versailles eine Buchdruckerei errichtet hatte, welche man während dieser Arbeit mit einer dreifachen Wache umstellte. Dennoch aber gelang es d'Espremesnil, von dem Geheimnisse Kunde zu erlangen, und das Parlament schwur darauf, diese Edicte nicht anzuerkennen. Zugleich einigte es sich (am 3. Mai 1788) in folgendem Beschlusse: „Das Recht des Volkes, durch die Reichsstände Abgaben zu bewilligen, und das Recht jedes Bürgers, nur von seinen ordentlichen Richtern gerichtet und diesen sogleich überliefert zu werden, sind Grundgesetze der Monarchie." Die Mehrzahl der Parlamente des Landes folgte diesem Beispiel: das der Bretagne befand sich in völligem Aufstande, das der Dauphiné drohte sogar sich von dem Könige loszusagen.

Diesen Zeichen der offenbaren Widersetzlichkeit gegenüber beschloß das Conseil, um das Parlament in Schrecken zu setzen, zwei seiner hervor-

ragendsten Mitglieder, die Herren Duval von Esprémesnil und Goislart de Montsabert, zu verhaften. Die Herren Minister ließen diesen Gewaltstreich in der That ausführen: die beiden Genannten, die von dem Minister Breteuil, der seinen Collegen einen Streich spielen wollte, gewarnt worden waren und sich in den Sitzungssaal des Parlaments geflüchtet hatten, wurden hier durch den Marquis von Agoult in Verhaft genommen. Diese Gewaltthat, die merkwürdiger Weise Paris nicht in Aufruhr brachte, beunruhigte den König ungemein: „Teufel, Teufel!" rief er zu wiederholten Malen, „sie haben da einen schändlichen Gedanken gehabt; Magistrate in voller Sitzung arretiren zu lassen! Welch Scandal wird das veranlassen!" Nur erst die Nachricht, daß sich die Herren von Esprémesnil und von Montsabert freiwillig dem Marquis von Agoult übergeben hätten, beruhigte ihn wieder einigermaßen.

Am 8. Mai wurde die erste allgemeine Versammlung des Hofes unter der Firma eines lit de justice gehalten, zu welchem das ganze Parlament nach Versailles eingeladen ward. Es mußte dort vom Könige wieder sehr harte Worte hören, und der Siegelbewahrer Lamoignon, nachdem er vorher viel von den wohlthätigen Wirkungen der unter den verschiedenen Regierungen abgehaltenen lits de justice gefaselt hatte, verlas schließlich ein Edict,

durch welches dem Parlamente verboten wurde, seine Functionen ferner auszuüben; die Mitglieder sollten sich in Zukunft nicht über die geringste öffentliche oder Privatangelegenheit berathen dürfen. Zugleich ging ihnen vom Könige der Befehl zu, in Versailles zu bleiben, um hier abzuwarten, bis er sie anstellen werde. Aber das Parlament wollte gar keine andere Anstellung haben, als welche es bereits hatte; die Mitglieder schrieben an den König: „Sire, Ihre getreuen Magistrate, bestürzt über die Neuerungen der Monarchie, an welchen man sie vergeblich zu Theilnehmern zu machen versuchen würde, bitten Ew. Majestät unterthänigst ihnen zu erlauben, daß sie Ihnen die Unmöglichkeit an den Tag legen, in welcher sie sich befinden, keine der Functionen, welche ihnen in den vorgelesenen Edicten zugetheilt worden sind, zu übernehmen. Der reinste Eifer dictirte Ihren Magistraten diese Erklärung, welche sie an den Stufen des Thrones niederlegen."

Dieser ersten Protestation gegen die Mißgeburt des Herrn von Lamoignon folgten bald andere. Das Parlament von Bordeaux verweigerte die Einregistrirung des Edicts, welches die Wiedereinsetzung der allgemeinen Versammlung des Hofes anordnete; dasselbe geschah zu Toulouse, wo sich alle Bürger mit der Magistratur, und zu Grenoble, wo sich

alle drei Stände gegen die neue Verfügung vereinigten; zu Rennes erklärte man dieselbe für abscheulich, obwohl man sich ihr unterwerfen wolle; das Parlament von Rouen unterzeichnete einen Beschluß, in Folge welches jedes seiner Mitglieder sich verpflichtete, niemals die Gesetzlichkeit dieser Edicte anzuerkennen. Alle andern Parlamente, die Steuerämter und die Obergerichte folgten diesem Beispiele — das ganze Land war in Aufruhr. Den schlimmsten Stoß erhielt die Institution jedoch, als sich auch die Geistlichkeit gegen sie erklärte. Diese Herren, die in Paris eine Versammlung hielten, schrieben an den König: „Unser Stillschweigen würde ein Verbrechen sein, welches uns die Nation und die Nachwelt nicht würden verzeihen können. Ihr Clerus, Sire, reicht Ihnen flehend die Hand; es ist schön und rührend, die Stärke und Gewalt den Bitten nachgeben zu sehen u. s. w." — Wenn die Bitten einer ganzen Nation nichts helfen, so helfen noch diejenigen der Geistlichkeit: die allgemeine Versammlung des Hofes ward nur ein einziges Mal (am 17. Mai) abgehalten und sie war so völlig farb- und bedeutungslos, daß darin Nichts vorgenommen, sondern nur die Verhandlungen des lit de justice vom 8. Mai bestätigt wurden, welche Bestätigung aber auch Nichts auf sich hatte, da die große Kammer sowohl vorher ihre Protestation erneuerte, als auch nach der Versammlung zum drit-

ten Male gegen dieselbe und ihre Wirksamkeit Protest einlegte.

Den Prinzipalminister griff die Opposition seiner hoch- und hochehrwürdigen Herren Collaboratoren im Weinberge des Herrn dermaßen an, daß er ganz ernstlich krank wurde und sich in die Cur nach Paris begeben mußte. Ludwig XVI. aber hatte bereits einen Tag früher, ehe er seiner Geistlichkeit auf ihr Anschreiben antwortete, den Beschluß gefaßt — gewiß mit in Folge ihrer salbungsreichen Petition — die Reichsstände zum 1. Mai 1789 zusammen zu berufen.

Die Unfähigkeit des Chefs der Finanzen hatte sich im Laufe der Zeit so klar erwiesen und der Haß und der Zorn gegen seine Gewaltstreiche machten sich im ganzen Lande so sehr bemerklich, daß die Königin endlich doch in den sauren Apfel beißen, dem Könige die Entlassung ihres Protegé anrathen und der Wiedererhebung Necker's — des geizigen Necker's, der so ängstlich über dem Staatsschatz wachte! — ihre allmächtige Fürsprache angedeihen lassen mußte. Herr von Brienne reichte am 25. August 1788 seine Entlassung ein, und Herr von Lamoignon, gegen den sich die öffentliche Stimme eben so drohend erhob als gegen seinen Collegen, der aber störriger war als jener, ließ sich endlich gegen Zahlung eines runden Sümmchens von viermalhunderttausend Francs und gegen verschiedene

Anwartschaften auch bewegen, sein Portefeuille ebenfalls niederzulegen.

Am widerwärtigsten war Necker's Wiedereintritt in's Ministerium aber dem Grafen von Artois; er war förmlich wüthend darüber. Freilich hatte er dazu die triftigsten Gründe; denn er wußte recht gut, daß Necker solche Rechnungen, wie sie Herr von Calonne immer dienstwillig für ihn bezahlt hatte, nun und nimmermehr berichtigen würde. „Gut," rief er, „sie haben Necker'n gewollt; sie werden sehen, was für ein Unheil er anrichten wird!" —

Necker's erste Amtshandlung war, daß er in den völlig leeren Staatsschatz zwei Millionen von seinem eignen Vermögen einlegte und daß er dann alle Zahlungen, die nach einem Edict vom 16. August nur zu drei Fünfteln baar, zu zwei Fünfteln aber in Creditscheinen geleistet wurden, wieder baar leistete. Das erregte einen ungeheuren Jubel im Lande und Necker's Popularität erreichte den höchsten Grad. —

Mit den beiden abgetretenen Ministern war auch ihr Kind, die cour plénière, wieder in ihr Nichts zurückgefallen: alle Parlamente, alle aufgehobenen Gerichtshöfe wurden wiederhergestellt und am 5. October 1788 rief eine Verordnung des Staatsraths die Notabeln zum zweiten Male auf den 3. November zusammen. Am 6. versammelten

sie sich im Ministersaale, und der König begrüßte sie mit einer Rede, in welcher er ihnen sagte, er habe sie vor der Zusammenberufung der Reichsstände zu Rathe ziehen wollen über die beste Form, unter welcher diese Versammlung dem Lande am nützlichsten werden könne.

Von den sechs Bureaux, in welche die Notabeln vertheilt wurden, präsidirte der Graf von Artois wieder, wie im vorigen Jahre, dem zweiten. Wieder, wie im vorigen Jahre, war er auch anderer Meinung, als sein Bruder Provence; denn er verwarf die doppelte Vertretung des dritten Standes, während sie jener durch seine eine Stimme, die an der erforderlichen Majorität fehlte, durchsetzte. Er pflichtete auch der Protestation des Prinzen von Conti bei, der plötzlich sehr conservativ geworden war und den Grafen von Provence in der Sitzung vom 18. November aufforderte, dem Könige vorzustellen, er möge alle neuen Systeme auf immer verbannen und darauf sehen, daß die Constitution und die alten Formen unverletzt erhalten würden. Allerdings hatte dieser Protest keine weiteren Folgen, die Petenten mußten sich vom Könige sagen lassen, daß sie sich damit auf ein Gebiet begeben hätten, welches demjenigen, auf welchem sich die Notabeln bewegen sollten, ganz fern liege, und daß sie sich künftig, wenn sie etwas zu sagen hätten, von dem sie glaubten, es könnte ihm

nützlich sein, direct an ihn wenden sollten; — der Herr Graf hatte mit seinem Beipflichten also weiter nichts erreicht, als daß er sich dem Volke wieder in einem schlimmen Lichte gezeigt hatte.

Am 12. November hielten die Notabeln ihre letzte Sitzung; sie wurden vom Könige wegen des Eifers beglückwünscht, den sie auf die Prüfung der ihnen vorgelegten Gegenstände verwendet hätten, Ludwig sprach die Hoffnung aus, daß die Reichsstände allen Uebeln des Landes abhelfen würden, und nachdem dann noch der Siegelbewahrer den Mitgliedern das Wort verstattet und einige derselben von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht und gesprochen hatten, wurde die Versammlung aufgehoben. —

Die Kunde von der Einberufung der Reichsstände durchflog wie ein Lauffeuer das Land und erregte allerorten großen Jubel. Die Zahl der Abgeordneten war auf 1200 festgesetzt, für den ersten und zweiten Stand je 300, für den dritten 600; zu Versailles sollten sie sich versammeln. Bei der Wahl regten sich die Parteien, von welchen natürlich jede das Uebergewicht in den Reichsständen zu erhalten strebte, und daß Parteikämpfe gewöhnlich sehr laut geführt und allerlei Heimlichkeiten der politischen Gegner dabei zu Tage gefördert werden, das beweist die Geschichte auf jedem Blatte, wo

sie ihrer gedenkt. Ueber diese öffentlichen Kundgebungen erschraken die Leute vom Hofe und — merkwürdiger Weise — auch das Parlament, das doch erst mit aller Macht auf die Reichsstände gedrungen, so sehr, daß sie sich im Geheimen verbanden, die Zusammenberufung wieder rückgängig machen. Und wie überall, wo zurückgeschoben werden sollte, der Graf von Artois rüstig mit anfaßte, so stand er auch jetzt wieder zu den Condé's und zu den Parlamenten, die Protest gegen den Willen des Volks einlegten. Er stand auch zu dem hohen Adel, den Herzögen und Pairs, welche die herandringende Gefahr sogar willfährig machte, ihren Geldbeutel nicht mehr, wie bisher, den öffentlichen Bedürfnissen gegenüber zu verschließen und die dem Könige folgende Erklärung übergaben: „Sire! Die Pairs Ihres Königreichs beeilen sich, Ew. Majestät und der Nation den Beweis ihres Eifers für das Wohl des Staates und ihres Wunsches zu geben, die Versammlung aller Stände des Landes zu Stande zu bringen, indem sie Ew. Majestät unterthänigst bitten, den feierlichen Wunsch zu genehmigen, den sie an den Stufen des Thrones niederlegen, alle Abgaben und öffentlichen Lasten in das richtige Verhältniß zu dem Vermögen ohne Ausnahme zu bringen, da sie daran keinen Zweifel hegen, daß diese Gesinnungen die aller Edelleute Ihres Königreichs sein würden, wenn

sich dieselben vereint fänden, um ihn huldigend an das Herz Ew. Majestät zu legen."

Es war gewiß schön, daß diese Herren endlich zu der Einsicht kamen, es sei nicht in der Ordnung, daß sie von der allgemeinen Steuerlast befreit seien und daß sie dieses Privilegium nicht ferner beanspruchen wollten; nur daß die Furcht erst sie zu dieser Erkenntniß bringen mußte, das war das Fatale an der Sache.

III.

Der Graf von Artois während des Grollens der Revolution bis zu seiner Flucht vor derselben am 16. Juli 1789.

Trotz der Protestationen des Grafen von Artois und seiner politischen Freunde, trotz der Furcht des Hofes und der Parlamente und trotz der Bereitwilligkeit des bis dahin nie zum Aufthun seines Beutels geneigt gewesenen hohen Adels blieb es dabei, daß die Reichsstände einberufen wurden.

Der Graf von Artois hätte gar zu gern seinem Bruder Provence denselben Abscheu vor den gefürchteten Reichsständen eingeflößt, den er selbst vor ihnen hatte. „Wissen Sie," sagte er eines Tages zu ihm, „daß ich nach reiflicher Ueberlegung (!) gegen die Reichsstände bin? Diese Versammlung wird schlimmer als die der Notabeln sein. Wollten Sie und ich etwas Gutes thun, so sollten wir dem Könige abrathen, sie einzuberufen. Auf, thun Sie einen entschei-

denden Schritt, ich werde Sie mit meiner ganzen Gewalt unterstützen; die Königin wird ihre Anstrengungen mit den unsrigen verbinden und wir werden den Prinzen von Condé auf unserer Seite haben.

— Auch ihn? erwiderte der Graf von Provence.

— Ohne Zweifel, und Herrn von Conti ebenfalls. Die Reichsstände werden der Monarchie ein ungeheures Unrecht zufügen; werden Sie also der Einzige sein, der dies nicht bemerkt?

— Ich bin der ergebenste Diener der Kabale — (der Frau von Polignac und ihrer Freunde) —, welche Sie in Bewegung setzt; jedoch muß ich Ihnen sagen, daß ich die Reichsstände noch mehr liebe, als daß ich ohne Erbarmen den Staatsschatz plündern sehen sollte; denn wenigstens werden sie den Mißbräuchen steuern, die Einnahmen und Ausgaben regeln und werden einer Unordnung Grenzen setzen, die Jeden betrüben muß, der das Glück Frankreichs seinem persönlichen Interesse vorzieht.

— Sie irren sich, mein Bruder, indem Sie glauben, daß sich dieselben auf ihre Rechte beschränken werden. Glauben Sie mir, dieselben werden weiter gehen: wir werden gezwungen werden uns zu demüthigen und Gott weiß, wohin uns dies führen wird.“

Wenn dies Alles das Resultat der „reiflichen Ueberlegung“ des Grafen von Artois war — wir glauben indeß, daß Andere: die Königin nämlich, der Herr Abbé von Vermont, Frau von Polignac

und der ganze zu ihr gehörige Schweif von unnützen Persönlichkeiten diese „reifliche Ueberlegung" angestellt und den Herrn Grafen demgemäß instruirt hatten; er selbst, wir wissen dies ja bereits, gab sich nicht die unnöthige Mühe, einen Gedanken zu verarbeiten —, so traf er das Rechte: die bösen Reichsstände zwangen allerdings die bisherigen Gewalthaber sich zu demüthigen, sie zwangen sie auch zu noch Schlimmerem.

Da mit der Thatsache der wirklichen Einberufung der Reichsstände in der Perspective zugleich die andere, das gewaltsame Hereinbrechen der Revolution, gegeben war, so wollen wir hier die Gründe anführen, welchen der gescheite Graf von Provence, nachmals Ludwig XVIII., diese ungeheure Calamität Schuld giebt. Er meint: der Mangel eines Gegengewichts gegen den königlichen Willen, die vollständige Abschaffung der Municipalität, die Herabsetzung der Magistratur, die Habgier des Hofes, die außerordentlichen, einem entarteten Adel bewilligten Privilegien, die Verschleuderungen des öffentlichen Schatzes, der Mißbrauch der Philosophie und der liberalen Ideen, die öffentlich gepredigte Gottlosigkeit, die üble Aufführung der Geistlichkeit, der Kleinmuth der Großen, die Schwäche des Königs, die Spaltung in der königlichen Familie, der offene Krieg der Literatur gegen die Monarchie, das Verlangen, Alles das umzustoßen, was die Klas-

sen der Gesellschaft trennte, die Ungeduld des dritten Standes, in den ersten Stand hinaufzusteigen: — Alles das waren mit kurzen Worten die innern Ursachen, welche die Revolution herbeiführten. — Diesen Gründen, deren Wahrheit man wohl nicht bestreiten kann, lassen sich noch andere beifügen: vor Allen die bodenlose Unsittlichkeit des Hofes, die unter Ludwig XIV. und Ludwig XV., durch das hellleuchtende Exempel der Kronenträger ermuntert, immer mehr um sich griff, den Hof endlich der Verachtung nicht nur des eigenen Volkes, sondern ganz Europas Preis gab und Frankreich fast zu politischer Nullität herabdrückte.

Der Graf von Provence war, wie wir aus dem oben mitgetheilten Gespräch mit seinem Bruder Artois ersahen, nicht nur nicht gegen die Zusammenberufung der Reichsstände, sondern er hätte auch gern darin als Abgeordneter eines Wahlbezirks gesessen. Aber diesen Gedanken mußte er aufgeben; er verursachte den Freunden der Königin einen solchen Schrecken, daß sie nicht eher ruhten, bis der Ministerconseil entschieden hatte, daß den Prinzen von Geblüt nicht das Recht zustehe, sich zu Reichsständen wählen zu lassen, welcher Entscheidung sich denn auch alle bis auf den Herzog von Orleans fügten, der sich aber freilich bereits mit ganz anderen Gedanken trug, als Ludwig XVI. und seine Regierung zu stützen. In Folge dieser Entscheidung wies auch

der Graf von Artois, dessen Name aus der Urne des Ritterkreises von Tartas hervorging — diese Leute hielten bekanntlich große Stücke auf den Grafen, in welchem sie den Typus eines echt-französischen Edelmanns sahen — die ihm zugedachte Ehre zurück; er zeigte dies später der Kammer an mit der Hinzufügung: „Aber ich gebe der Kammer die feste Versicherung, daß das Blut meines Ahnen Heinrichs IV. in seiner ganzen Reinheit auf mich übergegangen ist, und daß, so lange ein Tropfen desselben in meinen Adern rinnen wird, ich der ganzen Welt zu beweisen wissen werde, daß ich würdig bin ein echter französischer Edelmann zu sein." Das war eine Phrase, wie sie der Herr Graf öfter zu machen liebte, weiter nichts; die Kammer nahm sie auch als nichts weiter.

Der Herr Graf behauptete übrigens den nach und nach ankommenden Deputirten gegenüber seine Edelmanns-Natur: er gab sich nur mit den Adeligen ab; die niedrige Geistlichkeit und die bürgerlichen Deputirten hatten sich der Ehre nicht zu erfreuen, von Sr. königl. Hoheit berücksichtigt zu werden. Und doch dauerte es gar nicht lange, daß diese armen, verachteten Pfarrer, diese schlichten, bis dahin unbekannten Männer ganz Europa von sich reden machten, daß sie ihren hochgebietenden adeligen und geistlichen Collegen ihren Willen als Gesetz aufdrangen, ja daß die Furcht vor ihnen das

Schlimmste verübte, indem sie den „echten französischen Edelmann, in dessen Adern das Blut Heinrichs IV. in seiner ganzen Reinheit pulste," aus dem Lande jagte. Aber wer hätte eine solche Energie auch in den Leuten suchen sollen, die man so sehr verachtete, daß man ihnen sogar eine alberne Kleidung vorschrieb? Sahen sie nicht in Rock, Hose und Weste von schwarzem Tuche, schwarzen Strümpfen, kurzem schwarzseidenen oder flornen Mantel, der mousselinenen, breit auf das Hemd herabfallenden Cravatte und dem dreieckigen Hute ohne allen Schmuck so demüthig und so dienstwillig aus, daß es geradezu lächerlich gewesen wäre, sie zu fürchten? Wir wissen ja, es war nie unseres Grafen von Artois Sache, dem Geiste nachzuspüren, ihm genügte stets der äußere Schein; und da er außerdem die Deputirten des dritten Standes nur aus der Ferne sah, sich nicht mit ihnen gemein machte, keine Gespräche mit ihnen pflog, so konnte ihm auch kein Geistesblitz in seiner vorgefaßten Meinung stutzig machen, der ihm vielleicht aus dem Munde eines oder des andern dieser anscheinend so demüthigen Leute entgegengeleuchtet wäre. Heller sah in diesem Punkte seine Geliebte, die Frau von Polastron; heller sah auch Frau von Polignac, die Busenfreundin der Königin: je näher der Tag der Eröffnung der Reichsstände heranrückte, je trauriger und niedergeschlagener wurde sie; und als sie Jemand nach

dem Grunde dieser Niedergeschlagenheit fragte, antwortete die Dame, die bis dahin den Kopf so hoch getragen hatte: „Sie rührt von dem Anblicke dieser schwarzen Phantome — sie meinte damit die Mitglieder des dritten Standes — her, mit denen ich umgeben bin; ihr klägliches Ansehen macht mich starr vor Schrecken."

Es war natürlich, daß, da diese beiden Damen, welche das Herz des Grafen von Artois besaßen, die Reichsstände, vorzüglich aber den dritten Stand so sehr fürchteten, sie ihren Freund auch bald mit ihrer Furcht ansteckten. Dazu wirkten denn auch die Gerüchte von einer Verschwörung mit, die sich unter den Auspicien des Herzogs von Orleans über ganz Frankreich verbreitet haben und nichts Geringeres bezwecken sollte, als den König und die Königin, ihre Kinder, die Prinzen, die Großen, die Mitglieder der Geistlichkeit und des Adels in Versailles zu ermorden und den Herzog von Orleans auf den Thron zu erheben. All' diesem Unglück könnte, meinte man, nur durch Verschiebung der Eröffnung der Reichsstände vorgebeugt werden. Und um seinen Bruder Provence, auf dessen vernünftige Rathschläge Ludwig XVI. viel gab, zu dieser Meinung zu bekehren und dann durch ihn beim Könige das Wiedernachhauseschicken der bereits angekommenen Deputirten durchzusetzen, ließ sich der Graf von Artois wieder, wie früher,

wo es sich um die Nichteinberufung der Reichsstände handelte, mit der Mission betrauen, seinem Bruder desfallsige Vorstellungen zu machen. Aber wie bei der früheren Gelegenheit fand er ihn auch jetzt seinen Vorschlägen unzugänglich. „Ich weiß wohl," gab ihm sein Bruder zur Antwort, „daß die Polignac, die Polastron, die Coigny und endlich alle die, welche Sie beschützen, irgend etwas bei neuen Anordnungen zu verlieren haben werden; die Monarchie aber wird so sehr dadurch gewinnen, daß ich mich wenig über die Verzweiflung und über den Zorn jener beunruhige; desgleichen werde ich, fern davon, den Plan, zu dessen Annahme man Sie bewogen hat, zu unterstützen, den König auffordern, auf der Zusammenberufung der Stände zu verharren." Dieses unverblümte Zurückweisen seiner Vorschläge erhitzte das Blut des Herrn Grafen von Artois in solcher Weise, daß er seinem Bruder ebenso unverhüllt die Beschuldigung zuwarf, er lasse die königliche Familie im Stiche. Im Stiche ließ der kluge Provence seine Verwandten nicht, er gab ihnen vielmehr die praktischsten Rathschläge, wie sie sich die Deputirten geneigt machen könnten, und das war das dringend Nothwendigste gerade zu dieser Zeit —; daß man diese Rathschläge nicht nur nicht befolgte, sondern sie sogar lächerlich machte, das gereichte jenen zum Verderben.

Die Bemühungen des Grafen von Artois und

seiner Freunde und Freundinnen vermochten das Gefürchtete also nicht abzuwenden: am 3. Mai 1789 durchliefen bewaffnete Herolde in blauer, mit Lilien geschmückter Tunica die Straßen und öffentlichen Plätze von Versailles, und verkündeten dem Volke, daß morgen, dem Tage vor Eröffnung der Reichsstände, der feierliche Aufzug der Deputirten nach der Parochialkirche Notredame, wo die heilige Geist-Messe celebrirt werden werde, Statt finden sollte.

Den Weg nach dieser Kirche machte unser Graf in demselben Wagen mit seinen Brüdern Ludwig XVI. und Provence, den Weg nach der Kirche Saint-Denis aber, wo die Andacht verrichtet werden sollte, machte er zu Fuße, wie alle dabei Betheiligten: er trug mit seinen beiden Söhnen, den Herzögen von Angoulême und von Berry, und mit seinem Bruder Provence die Stäbe des Thronhimmels, unter welchem Ludwig XVI. mit seiner Gemahlin einherschritt.

Selbst bei dieser feierlichen Gelegenheit machte sich der Haß des Volkes gegen ihn und seine Schwägerin Luft. Nicht nur, daß sich nicht ein einziges Mal der höchsten und allerhöchsten Ohren stets so schmeichelhafte Lebehoch-Ruf vernehmen ließ, es ließen sich im Gegentheil sogar ganz vernehmbar und deutlich die allerbeißendsten Spottreden hören, und die Unehrerbietigkeit des Volkes vor Sr. königl. Hoheit ward nach und nach so groß, daß die Beamten des Herrn Grafen ganz im Ernst für seine Sicher-

heit besorgt wurden und bei seinem Bruder Provence anfrugen, ob er's nicht auch für passend halte, daß man den Herrn Grafen, dem „unwohl" sei, in einem Wagen in's Schloß zurückbringe? Das war nun freilich ein sehr unpassender Vorschlag — mußte es nicht scheinen, als ob der Graf sich vor dem Volke fürchte und vor ihm die Flucht ergreife? „Das Unwohlsein meines Bruders wird sich in der freien Luft verlieren; die Bewegung kann ihm nur heilsam sein" — gab der kluge Provence den ängstlichen Herren zur Antwort, und der Graf retirirte nicht. Er verrichtete wie die Uebrigen seine Andacht in der Kirche Saint-Denis und ging dann wieder, wie die Andern auch, nach Notredame zurück, wo der Bischof von Nancy, Herr de La Fare, eine den Umständen angemessene fromme Rede hielt. Hier war es, in der Kirche Notredame, wo die Revolution sich ankündigte; denn es geschah das bis dahin Unerhörte, daß nämlich die Wölbungen des Gotteshauses von dem Beifallsgeschrei der versammelten Menge wiederhallten, als der Bischof in seiner Rede auch der wahrscheinlich vorzunehmenden Reformen gedachte. —

Am 5. Mai wurde die Ständeversammlung durch den König eröffnet. Auch bei dieser Gelegenheit wieder hatte der Hof eine Unschicklichkeit begangen; denn während in dem Versammlungsgebäude mehrere Säle eingerichtet waren, wo die Herren

der ersten beiden Stände in aller Bequemlichkeit zusammenkommen konnten, hatte man nicht daran gedacht, gleiche Vorsorge auch für den dritten Stand zu üben, oder vielmehr man hatte diese Vorsorge ganz geflissentlich vernachlässigt: die Deputirten dieses Standes sahen sich demnach genöthigt, auf offener Straße und bei strömendem Regen der Stunde zu warten, wo sie zur Eröffnungs-Sitzung in den Saal der Menus-Plaisirs, der eigens dazu vorbereitet worden war, eingeladen werden würden. Daß diese rücksichtslose Behandlung sie nicht eben freundlich gegen die klugen Leute des Hofes stimmte und daß sie, bis auf die Haut durchnäßt, voll Ingrimm auf den ärmlichen Bänken Platz nahmen, die man — auch wieder, um ihnen die Verachtung zu bezeugen, welche man gegen sie hegte — für sie bestimmt hatte, während die Herren Geistlichen und Adeligen auf mit Lilien verziertem Sammet und Seide saßen, läßt sich denken. Die erste Kundgebung ihres Zornes war die, daß sie von dem König und seiner Familie fast keine Notiz nahmen, sondern nur Augen für Necker und den Herzog von Orleans hatten, welcher letztere sich nicht, wie er es als erster Prinz von Geblüt eigentlich hätte thun sollen, in dem Cortège des Königs in den Sitzungssaal begeben und dort unter den andern Prinzen seinen Platz genommen, sondern der es vorgezogen hatte, in den Reihen des Adelsstandes, dessen Deputirter er war,

niederzusitzen; — die zweite Kundgebung des Zornes der Deputirten des dritten Standes war die, daß sie den Schluß der Rede des Königs nicht nur nicht mit ihrem Beifall begleiteten, vielmehr stumm blieben, sondern im Gegentheil die Rede Necker's mit beifälligem Gemurmel aufnahmen. Ueber diese vermeintliche Unschicklichkeit war vor allen unser Graf von Artois auf's tiefste indignirt; ja er ging in seinem Aerger darüber sogar so weit, seinem Bruder Provence Vorwürfe zu machen, als ob er durch sein Benehmen den Deputirten Muth mache, den Nimbus der königlichen Würde zu mißachten. Wie gewöhnlich führte ihn aber auch diesmal wieder sein gescheiter Bruder ad absurdum, er zeigte ihm das Alberne und Bodenlose seiner Beschuldigung, erreichte damit aber natürlich nicht, daß der Herr Graf sein Unrecht einsah.

Man weiß, welche Zerwürfnisse gleich nach der ersten (Eröffnungs-)Sitzung unter den Deputirten der drei Stände zu Tage traten: während die Herren Geistlichen und Adeligen darauf bestanden, daß jeder der drei Stände separatim die Vollmachten seiner Deputirten prüfen sollte, widersprachen die Herren des dritten Standes dieser Ansicht auf's entschiedenste, indem sie sagten, die Vollmachten sämmtlicher Deputirten müßten von Allen gemeinschaftlich geprüft werden. Und als diese ihre vernünftige Ansicht bei den Herren Privilegirten keine Würdigung

fand, ergriffen sie die Initiative, luden am 10. Juni die beiden andern Stände ein, sich entweder mit ihnen zu verbinden, oder im andern Falle gewärtig zu sein, daß man auch ohne sie zur Untersuchung der Vollmachten schreiten werde. Nach zwei Tagen, am 12. Juni, als bis dahin die Vereinigung nicht erfolgt war, erklärte der dritte Stand seine Sitzungen für eröffnet und begann seine Arbeiten mit der Abfassung seines Protokolls.

Ueber diese Verwegenheit der bis dahin so verachteten Leute kam das ganze Schloß in Aufruhr. Man schimpfte und fluchte, und am meisten schimpfte und fluchte der Herr Graf von Artois. Er mußte sich wegen dieser Großmäuligkeit manchen herben Tadel von seinem Bruder Provence gefallen lassen, der ihm u. A. einmal, als der Herr Graf auf seines Bruders vernünftige Vorstellungen brüsk geantwortet hatte: „Ich zeichne mich!“ — erwiderte: „Sie schaden sich und uns Allen mit. Wenn denn Ihre Heftigkeit Sie einmal über die Grenzen des Anstandes hinaustreibt, so ziehen Sie doch Ihren Degen aus der Scheide und lehren Sie, ähnlich den Helden unsres Stammes, unsere Feinde Ihre Schläge fürchten, damit dieselben nicht Ihren ohnmächtigen Zorn verlachen!“ Es war diese Appellation an den Muth des Grafen nichts weiter als Spott; denn der Graf von Provence wußte recht gut, daß sein Herr Bruder von dieser Haupteigen-

schaft eines Mannes nur ein sehr bescheidenes Theil besaß.

Unterdessen kümmerten sich die Deputirten des dritten Standes nicht im Geringsten um den Zorn des Hofes resp. des Herrn Grafen von Artois und seiner Paladine; sie nahmen auf den Vorschlag eines der Ihrigen, Legrand, den Namen Nationalversammlung an und brachten es schließlich durch ihre Entschiedenheit dahin, daß der König selbst den beiden andern Ständen befehlen mußte, sich mit ihnen zu vereinigen.

Aber ehe es bis zu dieser befohlenen Vereinigung der drei Stände kam, hatten schon viele Einzelne der andern beiden Stände die Vernunftgemäßheit der Forderung des dritten Standes anerkannt und hatten freiwillig sich in den Sitzungssaal desselben begeben, wo sie mit Jubel empfangen wurden. Ebenso spielten aber auch bis zu dieser Zeit am Hofe noch viele Ränke und Intriguen, an welchen unser Graf, wenn auch nur als Marionette seiner guten Freunde, sich lebhaft betheiligte. Diese gescheiten Leute hatten alle Tage ein anderes Plänchen, vermittelst welches sie sich des verhaßten dritten Standes entledigen wollten. Bald sollte sie der König durch einen Machtspruch nach Hause schicken — hinterher bedachten sie indeß die Möglichkeit, daß die Vertreter des Volks einen solchen Machtspruch nicht respectiren könnten und daß dann das könig-

liche Ansehen, das so schon gar nicht groß mehr war, völlig vernichtet sein müßte —, bald wieder wollte man große Truppenmassen zusammenziehen und durch sie die Versammlung auseinander treiben lassen —, aber da kam wieder das Bedenken: wird sich die Armee zu solchem Dienste gebrauchen lassen, und Symptome, die das Gegentheil anzudeuten schienen, bewirkten, daß man auch dieses Kraftmittel nicht versuchte. Aehnliche Projecte tauchten noch viele auf; zu ihnen allen ließ sich der Graf von Artois leicht bereden, und mehr als einmal vereitelte nur die rechtzeitige Dazwischenkunft seines Bruders Provence die wirkliche Ausführung oder wenigstens den Versuch solcher Chimären; mehr als einmal aber auch las ihm dieser seiner Kopflosigkeit wegen ganz eindringlich den Text; und es geschah dann wohl, daß der Herr Graf, der gewöhnlich sehr bramarbasirte, merkwürdig kleinlaut und ängstlich wurde. Dies geschah z. B., als einmal der Graf von Provence seinem Bruder Ludwig Aufklärung gegeben hatte, wie schändlich ihn seine Umgebung in Unkenntniß über die wahre Lage der Dinge ließe. Es war dies in Marly geschehen, wohin sich der ganze Hof nach dem Tode des Dauphins begeben hatte, und der Graf von Provence hatte eine sehr frühe Morgenstunde zur Ausführung seines Vorhabens wählen müssen, weil er während des Tages nicht hätte ungestört und allein mit seinem Bruder spre-

chen können. Gleichwohl war diese Unterredung nicht ganz unbemerkt geblieben; der König, befragt, gestand zu, daß ihm sein Bruder die Augen geöffnet habe, und daß er nun deutlich sehe, daß der dritte Stand nicht den Thron angreife — das hatte man ihm unaufhörlich eingeredet —, sondern nur die eingerissenen Mißbräuche abgeschafft wissen wolle, Diese Mißbräuche waren aber in den Freunden des Grafen von Artois und der Königin — in den Polignac's, den Coigny's u. s. w. personificirt, sie spieen daher Feuer und Flamme gegen den Grafen von Provence und der Graf von Artois war wieder so gefällig, für sie gegen seinen Bruder in die Schranken zu treten. Er stürmte wüthend vor Zorn in das Zimmer desselben und überhäufte ihn mit den ärgsten und albernsten Vorwürfen.

„Monsieur," sagte dieser ruhig, „müde der unwürdigen Beschuldigungen, deren Gegenstand ich bin, werde ich vor den Reichsständen mich wegen derselben rechtfertigen. Auf der Stelle will ich eine Denkschrift abfassen, in welcher ich meinerseits diejenigen, welche Sie aufreizen, mit der Last ihrer Uebelthaten belasten werde, und Sie selbst sollen zum Zeugen aufgerufen werden."

Diese Aussprache wirkte sehr abkühlend auf den Zorn des Herrn Grafen; er wurde still und stiller, ja er wurde ängstlich, als sein Bruder fortfuhr:

— Wissen Sie, wohin man Sie führt? Die

Waffen zu ergreifen, Sie mit der Verantwortlichkeit der Ereignisse zu belasten, und ehe vierzehn Tage verflossen sind, werden Sie gezwungen sein, an der Spitze des Adels zu erscheinen, um eine tausendmal furchtbarere Jacobinerie als die erste zu bekämpfen, die weder vor Ihrem Range noch vor Ihrer Person Achtung haben wird. Schon bezeichnet man Sie der Volksrache und kaum würden Sie sich zu Versailles in Sicherheit befinden.

— Wer hat Ihnen das gesagt, wer beweist es?

— Sie können sich selbst davon überzeugen, wenn Sie allein öffentlich erscheinen. Werden Sie dann nicht erkennen, daß das Volk gegen Sie eingenommen ist? Ihre Freunde vernichten Sie, ich wiederhole es Ihnen, und künftig werden sie Ihnen keine Wahl lassen, als die, zu kämpfen oder zu fliehen.

— Fliehen oder kämpfen! wiederholte der Graf von Artois bewegt. Sind wir schon auf diese traurige Nothwendigkeit beschränkt? Steht die Sache des Königs so verzweifelt?

— Sie ist wenigstens stark beeinträchtigt. Sie sehen ganz Frankreich in dem Kreise von Höflingen, welche Sie umgeben, während das Königreich voll ist von Leuten, welche diejenigen, welche Sie beschützen, an Verdienst, an Talenten und an Thatkraft übertreffen; — in Kurzem werden Sie den traurigen Beweis davon haben.

— Sie sprechen nicht trostvoll, mein Bruder; glücklicher Weise sieht nicht alle Welt, wie Sie.

— Die Zukunft wird entscheiden, wer Recht gehabt hat. Sie begehen ein Unrecht und dies besteht darin, daß Sie Herrn Necker mit Erbitterung verfolgen. Sie möchten bewirken, daß er verabschiedet würde, und daraus würde hervorgehn, daß der Herzog von Orleans den ganzen Vortheil dieses Sturzes genösse. Bedenken Sie wohl, daß die, welche Sie dazu antreiben, Sie beim ersten Lärm verlassen und Sie allein dem Sturme die Spitze bieten lassen werden."

Wie bei allen Menschen ohne Willensstärke wirkten auch auf den Grafen von Artois die überzeugendsten Reden nicht nachhaltig. Kaum war er wieder im Kreise seiner Freunde, so waren alle Bedenklichkeiten, alle Furcht verschwunden: er war wieder eben so kopflos oben hinaus, als vorher.

Die klugen Leute vom Hofe hatten wieder einmal ein Plänchen ausgeheckt, wie sie sich des verhaßten dritten Standes entledigen wollten. Der König mußte eine königliche Sitzung ankündigen lassen, man verschloß unter dem Vorgeben, die zu dieser königlichen Sitzung nöthigen Vorbereitungen auszuführen, den Deputirten ihren Sitzungssaal und diese, nachdem sie eine Zeitlang auf der offenen Straße und umgeben von einer zahllosen, gegen den Hof tobenden Menschenmenge darüber verhandelt hatten,

was unter diesen Umständen zu thun sei, nahmen endlich das Anerbieten des Besitzers vom Ballhause in der Straße St. Antoine an, der ihnen sein Besitzthum zur Verfügung stellte, und schwuren hier einen feierlichen Eid, sich nicht eher zu trennen, bevor nicht das große Werk der Wiedergeburt Frankreichs vollendet sei.

Am Hofe spottete man darüber, daß diese Leute, die in einem Ballhause sich versammeln mußten, sich mit dem Wahne schmeichelten, über die Majestät des Thrones den Sieg davon zu tragen, des Thrones, der von einem Heere umgeben und von dem treuen Adel unterstützt wurde. Und unser Graf von Artois trieb wieder die Sache auf die Spitze; recht als ob er ja keine Gelegenheit vorübergehen lassen dürfe, um sich dem Volke immer mehr verhaßt zu machen, ließ er dem Besitzer des Ballhauses sagen, er werde mit seiner Gesellschaft kommen, um Ball zu spielen. Er spielte zwar nicht Ball; denn die Sache kam ganz anders, sie kam so, daß der Herr Graf das Bramarbasiren verlernte — aber er hatte sich in dem Andenken des Volkes wieder einmal aufgefrischt, und das Volk ermangelte nicht, die jüngsten Sünden zu den alten zu schreiben.

In Folge der Botschaft des Grafen hatte der Besitzer des Ballhauses die Deputirten des dritten Standes von der Sachlage unterrichtet; sie wandten sich an den Pfarrer der Parochie St. Louis mit dem

Ersuchen, ihnen seine Kirche zu ihren Versammlungen einzuräumen, und dieser willfahrte diesem Gesuche um so bereitwilliger, als er dadurch Gelegenheit fand, der Frau von Polignac, die ihm kurz vorher einen Possen gespielt hatte, zur Vergeltung dafür einen schweren Aerger zu bereiten.

Unterdessen hatte die Festigkeit des dritten Standes ihre Früchte getragen: zwei Erzbischöfe (von Vienne und von Bordeaux), fünf Bischöfe (von Rhodez, von Autun, von Chartres, von Coutance und von Talaru) und hundertundsechszig Pfarrer waren zu ihnen übergegangen. Das gab einen gewaltigen Schrecken unter den unnützen Leuten am Hofe und dieser Schrecken bewirkte, daß unser Herr Graf nicht nur ganz des Ballspiels vergaß, sondern sich von seinen guten Freunden fast zu der Feigheit hätte bereden lassen, seinen Bruder am folgenden Tage nicht in die königliche Sitzung zu begleiten. Die Königin, die doch beim Volke nicht minder unbeliebt war, als ihr Schwager, brachte ihn dazu, sich seiner Feigheit zu schämen; sie sagte: „Was mich betrifft, so werde ich dem Könige folgen, selbst auf die Gefahr hin, daß mich der Pöbel in Stücken haut." Er folgte also seinem Bruder Ludwig in die merkwürdige Sitzung vom 23. Juni.

Noch immer waren die Leute vom Hofe nicht klug geworden. Wieder, wie am 5. Mai, strömte der Regen vom Himmel und wieder, wie damals,

versuchte man die Dummheit, den dritten Stand sich auf der Straße versammeln zu lassen. Aber die Zeiten hatten sich geändert; der Präsident erklärte dem Befehlshaber der bewaffneten Macht: wenn man dem dritten Stande nicht sofort den Eintritt in den Saal gestatte, so werde sich derselbe entfernen. Das wirkte, die Thüren wurden geöffnet; aber diese und die vielen vorhergegangenen Albernheiten hatten die Folge, daß die Deputirten des dritten Standes ganz geflissentlich die Ehrfurcht vor dem Könige vergaßen, die sie sonst wohl nicht außer Acht gelassen haben würden: sie knieten nicht nur nicht nieder, nachdem der König den Thron bestiegen hatte, was sie der Etiquette gemäß hätten thun müssen, sondern der größte Theil von ihnen blieb sogar ganz ruhig auf ihren Bänken sitzen. Für den Grafen von Artois war dies ein fürchterlicher Anblick: diese Leute, die er im Grunde seiner Seele verachtete, wagten es der königlichen Majestät gegenüber sich zu setzen! Der Zorn malte sich sichtbar in seinen funkelnden Augen und auf seinen gerötheten Wangen; vielleicht hätte er eine schlimme Scene herbeigeführt, wenn ihm nicht der zurechtweisende Blick seines Bruders Provence beruhigt und abgekühlt hätte.

Diese Sitzung vom 23. Juni war die für immer denkwürdige Sitzung, in welcher das künftige Schicksal der Monarchie bestimmt wurde. Necker war mit dem, was in derselben vorgenommen wer-

den sollte, nicht einverstanden und besuchte sie daher nicht, was, da er damals noch sehr populär war, einen schlimmen Eindruck machte. Die Rede des Königs, in welcher er den Versammelten vorwarf, daß, trotzdem sie bereits zwei Monate in Versailles wären, sie doch noch nicht einmal über die Präliminarien ihrer Arbeiten sich geeinigt hätten; — in welcher er ihnen ferner sagte, daß er nach so vieler verlornen Zeit sich nun genöthigt sehe, ihnen vorzuschreiben, in welchem Geiste sie arbeiten müßten, um ihre Aufgabe in gedeihlicher Weise zu Ende zu führen; und dann diese Vorschriften selbst, die der Siegelbewahrer Barentin vorlas, und die gleich zu Anfang das wegzuräumen befahlen, was bis dahin der Stein des Anstoßes unter den drei Ständen gewesen war — „Der König will, daß die frühere Unterscheidung der Stände ihrem ganzen Umfange nach beibehalten werde" —; die ferner Alles das für ungesetzlich und nichtig erklärten, was der dritte Stand bis dahin gethan hatte — — diese Rede und diese Vorschriften erregten auf den Bänken des dritten Standes, der aber nach der bereits erwähnten Vereinigung der Geistlichen und einer Minderzahl des Adels mit ihm gar nicht eigentlich mehr der dritte Stand allein war, ein dumpfes Gemurre, das so laut und drohend sich vernehmen ließ, daß der Herr Siegelbewahrer mit der weiteren Vorlesung der königlichen Befehle eine ganze Weile warten

mußte. — Gewiß hatte Ludwig XVI. Recht, als er von sich selbst rühmte, daß kein König vor ihm so viel für eine Nation gethan habe, als er; an ihm lag es nicht, daß Frankreich nicht das glücklichste Land der Erde wurde — er hätte es gern dazu gemacht: den Willen hatte er, — er bekundete dies u. A. wieder auch in dieser Sitzung vom 23. Juni, in welcher er den Ständen eine Menge von Verbesserungen vorschlug, die in der That viel altes Unrecht verschwinden zu machen angethan waren, — aber einestheils wußte er nie recht, wie er eine Sache angreifen sollte, und anderntheils war er viel zu schwach, um das erkannte Gute seinen Umgebungen zum Trotz auch durchzuführen. Diese schlimmen Umgebungen des Königs waren sein Unglück; denn sie bestimmten ihn stets, selbst um etwas Gutes zu thun, unpassende Mittel zu wählen. Dies hatten sie auch gelegentlich dieser Sitzung gethan; sie hatten den König so oft „Ich will“ sagen lassen, daß Niemand seine Zugeständnisse mit Beifall aufnahm, ja daß der dritte Stand sich geradezu gegen seine Befehle empörte. Der König hatte seine Rede mit den Worten beendigt: „Ich befehle Ihnen, meine Herren, sich sogleich zu trennen und sich morgen früh jeder in die seinem Stande angewiesene Kammer zu verfügen, um daselbst Ihre Sitzungen zu beginnen,“ — aber die Deputirten des dritten Standes trennten sich nicht nur nicht, sie blieben vielmehr

nach der Entfernung des Königs und nachdem sich die Geistlichkeit und der Adel in die ihnen angewiesenen besondern Kammern entfernt hatten, im Sitzungssaale allein zurück, sondern sie erklärten auch mit vierhundertdreiundneunzig gegen vierunddreißig Stimmen jeden für einen Verräther des Vaterlandes, welcher ihre Personen anzutasten wagen würde.

Wenn irgend, so hätte bei dieser Gelegenheit der Graf von Artois Veranlassung gehabt, eine Lanze für das völlig mißachtete Königthum zu brechen. Der Adel und die Geistlichkeit erwarteten dies auch von ihm, ja der erstere forderte ihn geradezu dazu auf und versprach ihn zu unterstützen, — der Herr Graf machte wohl viele große Worte, aber vor dem zu Pferde Steigen hatte er allen möglichen Respect, wahrscheinlich weil ihm dabei möglicherweise auch etwas Menschliches passiren, es ihn wohl gar einige Tropfen seines königlichen Blutes hätte kosten können. So blieben denn nicht nur die Empörer gegen die klärlichst ausgesprochenen königlichen Befehle unbestraft, sondern des Herrn Grafen Todfeind, der Fianzminister Necker, erstieg auch in Folge dessen die höchste Sprosse der Popularität. Nämlich der dritte Stand hatte durch eine Deputation bei ihm anfragen lassen, warum er der königlichen Sitzung nicht beigewohnt habe; er hatte ihnen gesagt, daß er dies gethan, weil er mit dem, was in derselben zum Vortrag gekommen, nicht einverstanden gewesen

wäre, und hinzugefügt, daß er noch heute seine Entlassung einreichen würde. Diese Erklärung verbreitete Schrecken überall, wo sie vernommen wurde und sie verbreitete sich schnell wie ein Lauffeuer. Die Wähler von Paris schickten demzufolge eine Deputation an den Minister, um ihn im Namen des Vaterlandes zu bitten, seinen Posten beizubehalten. Im Volke selbst aber fachte der drohende Abgang des beliebten Ministers den Haß gegen den Hof zur lichten Flamme an; die Verwünschungen gegen diesen letzteren und gegen die beiden ersten Stände ertönten bald bis in's Schloß, und die Königin mußte sich, gewiß mit sehr bitterm Gefühl, endlich entschließen, den ihr auch verhaßten Necker zu bitten, sein Portefeuille nicht abzugeben. Er stellte als Hauptbedingung, daß die königliche Sitzung vom 23. Juni als nicht gehalten betrachtet werden und daß die Reform der Regierung durch Mitwirkung auch der Nationalversammlung Statt finden sollte. Wie das Volk vorher in seinem Haß gegen den Hof überschwänglich gewesen war, so überschüttete es den nun bleibenden Minister mit seiner Liebe: es brach bei seinem Anblick in Freudengeschrei aus, es trug seinen in Transparents angebrachten Namen, mit Blumenguirlanden umhangen, in der Stadt umher, auf allen Plätzen und in allen Hauptstraßen von Versailles loderten Freudenfeuer auf und überall tanzte man, überall und auf alle Weise sprach sich

die Liebe des Volkes zu seinem Lieblinge aus — Necker stand in diesen Tagen auf dem Gipfel der Popularität.

Freilich sträubten sich gegen die Vereinigung der drei Stände, welche Necker auch verlangte, vorzüglich die beiden Präsidenten der ersten und zweiten Kammer; als indeß der Herzog von Orleans mit dem Schweife seiner Getreuen sich auch in den Sitzungssaal des dritten Standes verfügte, als das Volk über die Verzögerung immer unzufriedener sich zeigte, da mußte die Königin selbst ihren Gemahl bitten, die Vereinigung der drei Stände anzubefehlen. Es mochte diese Vereinigung mit den verachteten Pfarrern und den Krämern und Advocaten des dritten Standes den stolzen Herren vom Adel aber wohl nicht zu Sinne sein; ihre Abneigung brachte sie in denselben Fall, in welchem sich kurz zuvor der dritte Stand befunden hatte: auch sie verweigerten dem königlichen Befehle den Gehorsam; sie forderten dagegen den Grafen von Artois und die Prinzen von Condé und Conti auf, ihr Wort zu halten, sich an die Spitze des Adels zu stellen, um das wohlbegründete Recht durch die Gewalt der Waffen zu vertheidigen. Freilich hatte der Graf versprochen, dies zu thun, aber: „Woran denken diese Herren?“ ließ er sich jetzt vernehmen; „sie sind weit geringer an Anzahl als das Volk — (war es nicht merkwürdig, daß ihm dies erst jetzt einfiel?) — und dies

heißt recht eigentlich sich compromittiren wollen.“ Ein abermaliger strengerer Befehl des Königs brachte jedoch die kampfesmuthigen Herren vom Adel zur Einkehr: sie vereinigten sich sammt den noch nicht übergegangenen Geistlichen mit dem dritten Stande.

So hatte denn endlich die Standhaftigkeit des dritten Standes gesiegt: die frommen Herren des ersten hatten sich eben so beugen müssen, wie die stolzen Herren des zweiten Standes; ja was noch mehr war, auch die übermüthigen Leute vom Hofe waren eingeschüchtert: Madame Polignac und Consorten trugen sich schon damals mit dem Plane, ihre Personen und ihre Schätze in Sicherheit zu bringen, und es wäre gut gewesen, wenn sie diesen Plan ausgeführt und ihn nicht noch drei Wochen aufgeschoben hätten.

Es fehlte indeß viel, daß die Vereinigung der beiden ersten Stände mit dem dritten Stande ehrlich gemeint gewesen wäre: man hatte sich aus Furcht vor dem tobenden Volke in das Unvermeidliche gefügt. Als sich indeß nach der Vereinigung das Volk beruhigte, da spann man von neuem Intriguen, entwarf Protestationen und zog starke Heeresmassen in Eilmärschen herbei; dann knüpfte man mit den vornehmsten Beamten von Paris, mit Berthier, mit Flesselles, mit dem Polizeilieutenant Thyroux Crosne, mit dem dortigen Gouverneur und Andern, denen allen die Neuerungen verhaßt waren, weil sie sie ih-

rer Stellen beraubten, Verbindungen an, verstärkte sich durch die Mehrzahl der Edelleute, einen guten Theil der Geistlichkeit und etwa hundert Mitglieder des dritten Standes und faßte den Plan, entweder in Tours oder in Versailles eine neue Vereinigung der Generalstaaten zu bewirken, und die ganze königliche Familie mit hinwegzuführen. Die Widerspenstigen der Nationalversammlung wollte man verhaften und den Parlamenten übergeben, die sie streng richten würden, das wußte man, schon aus Rache; denn viele Mitglieder des dritten Standes hatten von ihren nichts weniger als wohlwollenden Gesinnungen gegen diese sonst so furchtbare Körperschaft kein Hehl gemacht, sie hatten sie in unverblümter Weise zu erkennen gegeben.

Von diesem pfiffigen Plänchen hatte man den Grafen von Provence, dem man nicht traute, ja den man damals für schlimmer hielt, als den Herzog von Orleans, nicht in Kenntniß gesetzt, er erfuhr es aber und hatte in Bezug darauf mit seinem Bruder Artois folgendes Gespräch, das wir nur im Auszuge mittheilen wollen:

— Ich bin von einem befremdenden Plane unterrichtet, mein Bruder, den Sie billigen, wie man mir gesagt hat.

— Welcher Plan? erwiderte der Graf von Artois.

— Nun, jene Feigheit, welche den König da-

hin bringen würde, den Thron dem Herzog von Orleans zu überlassen; indem er von Versailles flöhe, der Schlacht den Rücken zu kehren, statt bei ihr tapfer mitzuwirken. Diese Flucht wäre eine vollständige Entsagung, eine der Nachkommen Heinrich's IV. unwürdige Entehrung.

— Wer spricht von Flucht? Niemand. Man schlägt blos vor, Versailles zu verlassen, wo man allzu sehr unter dem Einflusse von Paris und des Herzogs von Orleans steht, um in einer andern Stadt des Königreichs das zu thun, was so viele Könige gethan haben.

— Wenn aber die Reichsstände sich weigern, Sr. Majestät zu folgen?

— Das wird ein obscurer Theil der Versammlung sein.

— Und wenn die Nation sich für diesen obscuren Theil erklärt, was wird alsdann entstehen?... Ich werde mich von deu Reichsständen nicht trennen, da bei ihnen die Rechte der Monarchie und die Interessen des Königs vertheidigt werden müssen. Ich werde demnach diejenigen als Verräther an Ludwig XVI. betrachten, welche ihm einen solchen Schritt angerathen haben, und wenn er Statt findet, werde ich keinen Anstand nehmen, dieselben vor der Nation anzuklagen, indem ich ihre Namen nennen und ihre Handlungen entdecken werde.

Und als der Graf von Artois die Frau von

Polignac und ihren Anhang vertheidigen wollte, fuhr sein Bruder fort:

— Ich weiß, daß Frankreich, müde, Unersättliche zu ernähren, eine Sippschaft zu vertreiben sucht, welche sich nie durch eine nützliche Handlung der Nation zu empfehlen gewußt hat; und wenn diese Menschen einige Einsicht hätten, so würden sie sich beeilen das Königreich zu verlassen. Was aber die königliche Familie betrifft, so ist ihr Platz hier.

— Sie haben doch den Pöbel Verwünschungen gegen die Königin und mich ausstoßen hören?

— Dies geschah, weil man weiß, daß Sie die dem Volke verhaßte Partei unterstützen; wenn Sie sich aber von derselben trennen, so werden Sie die Menge zurückkommen und Sie segnen sehen.... Erinnern Sie sich nur, mein Bruder, stets der Erklärung, die ich Ihnen gegeben habe, denn ich werde sie pünktlich erfüllen."

Der Plan kam nicht zur Ausführung, weil man den Grafen von Provence nicht umzustimmen vermochte und fürchtete, er möchte seine Drohung wahr machen.

Aber die Leute vom Hofe wollten durchaus die Nationalversammlung sprengen. Es war dies freilich gerade in dieser Zeit, wo ganz Frankreich den Arbeiten seiner Vertreter zujauchzte, eine Dummheit — diese Menschen hatten deren ja aber schon so viele begangen, daß man sich nicht zu wundern braucht,

sie immer wieder auf demselben Wege zu finden. Diesmal wollte man aber auf einem Umwege zum Ziele gelangen, man wollte erst das Ministerium, vorzüglich den verhaßten Necker, stürzen, dasselbe durch starke und fähige(!) Männer ersetzen und durch diese dann der Nationalversammlung den Garaus machen lassen. Wie gewöhnlich übernahm auch jetzt wieder unser Graf eine Rolle in dem Stücke und führte sie nach seiner Weise aus. Es war am 10. Juli, als sich Necker an der Thür des Berathungszimmers zeigte; Da vertrat ihm der Graf von Artois den Weg, stellte sich vor die Thür und rief ihm mit wüthender Geberde zu: „Wo gehst du hin, Verräther? Ist deine Stelle im Conseil, stolzer Wicht? Kehre in deine Provinz zurück oder ich stehe dir nicht für dein Leben!“ Wir finden nirgends angegeben, ob Necker, der seinen Mann kannte, über diesen des sehr ehrenwerthen Ritters von la Mancha würdigen Streich gelacht habe; daß er ihn aber nicht afficirte, geht daraus hervor, daß er trotz der todverkündenden Prophezeiungen des Herrn Grafen ruhig an ihm vorüber in das Berathungszimmer ging. Indessen erhielt er allerdings am folgenden 11. Juli, einem Sonntage, wo die Nationalversammlung keine Sitzung hatte, den Befehl, sein Amt niederzulegen und Versailles und Paris zu verlassen. Nach dem Mittagsmahle bestieg er seinen Wagen und, ohne sich vom Könige zu verabschieden, reiste er ab. Die

Nachricht von seiner Entlassung erreichte mit Blitzesschnelle Paris und regte sie schon die Gemüther auf, so that dies noch mehr die anderweitige — freilich nur von den Freunden des Herzogs von Orleans erfundene und ausgesprengte — Nachricht, daß die Königin und der Graf von Artois Befehl zu einem allgemeinen Gemetzel gegeben hätten und daß zu den Proscribirten außer dem Herzog von Orleans und Necker die Mehrzahl der Mitglieder der Nationalversammlung gehörte. Auf diese Nachrichten hin erklärten sich die Wähler von Paris für permanent, bewaffneten die Bürger, setzten Paris in Vertheidigungszustand und am 14. Juli wurde die Bastille erobert, die Besatzung derselben niedergemetzelt und von ihr selbst kein Stein auf dem andern gelassen: Paris befand sich im völligen Aufruhr.

Das waren schreckliche Neuigkeiten für die Leute im Schlosse zu Versailles; vorzüglich raubten sie dem Grafen von Artois sowie der Königin und ihrem Anhange alle Freudigkeit, denn sie Alle waren ganz ernstlich bedroht, der wüthende Pöbel hatte ihnen den Tod geschworen. Da stimmten sie ihren hohen Ton wieder tief herab, sprachen nicht mehr von gewaltsamer Auflösung der Nationalversammlung und von dem Züchtigen des bösen Paris mit Säbeln und Kanonen, sondern bestimmten nun selbst den König, von der Nationalversammlung Schutz zu verlangen. Dieser, wie immer gutmüthig, fügte sich

dem Verlangen, er beauftragte den Oberceremonienmeister, die Versammlung zu benachrichtigen, daß er, der König, in ihrer Mitte erscheinen werde, und ging dann in Begleitung seiner beiden Brüder Provence und Artois zu Fuße durch die dicht versammelte Menge, die nicht nur bei seinem Anblicke aus vollem Herzen „Es lebe der König!" rief, sondern auch den tief verhaßten Grafen von Artois nicht insultirte. In der Versammlung, wo er ebenfalls mit den lautesten Zurufen der Liebe begrüßt wurde, sprach der König, weil unbeeinflußt von seiner Umgebung, zu den Herzen der Anwesenden, und als er auf die Anrede des Präsidenten, in welcher dieser auf die Nothwendigkeit hinwies, daß das gegenwärtige Ministerium verändert werden müsse, antwortete, daß Alles den Wünschen der Versammlung gemäß eingerichtet werden würde, da erregte er eine solche Begeisterung, daß alle Deputirten sich mit Freudengeschrei erhoben, um ihn in seinen Palast zurückzugeleiten. Wie wenig bedarf's doch für Könige, um sich die Liebe des Volks zu erwerben!

Aber den Freunden und Freundinnen des Grafen von Artois war das Versprechen des Königs, Alles nach den Wünschen der Versammlung einrichten zu wollen, eine sehr schlimme Zeitung. Sie wußten ja, daß nach Beseitigung des Ministeriums sofort auch ihre eigene Vertreibung verlangt werden würde; sie sahen demnach ein, daß es die höchste

Zeit für sie sei sich zu salviren und waren nur noch darauf bedacht, so viele Trümmer als möglich aus dem Schiffbruche zu retten. Das konnten sie am ergiebigsten, wenn sie die königliche Familie bestimmten, mit ihnen zu fliehen. Bei dem Grafen von Artois und bei der Königin glückte ihnen dies; der König, wohl noch unter dem Eindruck der kaum erst vom Volke erhaltenen Beweise von Liebe, verwarf den Plan, wie immer aber vermochte er den wiederholten Vorstellungen Maria Antoinettens nicht zu widerstehen; — wenn der Graf von Provence, den man im letzten Augenblick durch einen königlichen Befehl ebenfalls zur Flucht zu bestimmen hoffte, nicht noch rechtzeitig durch eine Dame von dem Plänchen unterrichtet worden wäre, vielleicht hätte es gelingen können. So aber gelang es nicht. Dem klugen Provence wurde es gar nicht schwer, seinen Bruder Ludwig, indem er ihn auf die Folgen eines solchen Schrittes aufmerksam machte, zu bestimmen, sich ernsthaft der Ausführung der unglücklichen Idee zu widersetzen; es gelang ihm auch, die Königin, die Ludwig rufen ließ, zu überzeugen, daß Niemand der königlichen Familie ein Leid zuzufügen gewillt sei, daß aber allerdings der Graf von Artois, der viel Unkluges begangen und dadurch vollständig die Zuneigung des Volkes verscherzt habe, wohl thun werde, wenn er sich auf einige Zeit von Versailles, nicht aber aus Frankreich, entferne. Der triftigste Bestim-

mungsgrund für die Königin war aber der, daß durch die Entfernung des Königs dem verhaßten Herzoge von Orleans der Weg zum Throne werde geebnet werden: die Nation werde ihn zum Generallieutenant des Königreichs machen, von welcher Würde bis zum Throne dann nur noch ein Schritt sei, welchen zu thun des Herzogs Freunde ihn leicht bestimmen würden. Die Königin entschloß sich also zu bleiben. Das war für ihre guten Freunde und Freundinnen eine sehr niederschlagende Neuigkeit und allerdings braucht man sich über ihren Schmerz nicht zu wundern: so nahe am Ziel ihrer Wünsche — es war jetzt elf Uhr und um zwölf Uhr hatte die Reise angetreten werden sollen! — und nun auf einmal wieder zurückgeschleudert — gewiß, ihre Betrübniß war aufrichtig! Ebenso aufrichtig war aber auch wohl der Haß, den sie auf den Grafen von Provence, diesen ewigen Durchkreuzer ihrer heimlichsten und feinsten Pläne, warfen. Der Graf von Artois beharrte darauf auswandern zu wollen; er fluchte und schimpfte — er konnte dies nämlich sehr gut —, sagte, er müsse seine Kinder in Sicherheit bringen (ob er wohl auch an sich selbst gedacht haben mag?) und drang so lange in den Prinzen von Condé, bis dieser ihm zu folgen versprach. Aber nicht dieser nur folgte ihm, sondern es retteten sich in der Nacht vom 16. Juli eine solche Menge von Hofleuten, daß der Hof am andern Tage ganz verödet erschien. Es

fehlten am 17. außer dem Grafen von Artois und den Prinzen von Condé und Conti: der Herzog, die Herzogin und alle übrigen Polignac's, der Graf und die Gräfin von Polastron, der Fürst von Lambesc, die Marschälle von Broglie und von Castries, der Herzog von La Vauguyon, die Herren von Barentin, von Amecourt, Laurent von Villedeuil, Aligre, die Abbé's von Vermont und von Lariviers, Vaudreuil, die Adhemar und alle Beamten des Hauses des Grafen von Artois, oder doch die größere Mehrzahl derselben. — Der Hof war verödet, Frankreich vermißte diese Leute nicht.

IV.

Fünfundzwanzig Jahre in der Fremde.

„Mein Bruder weiß den Tag, wo er Frankreich verläßt, aber er kann den nicht voraussehen, an welchem er in dasselbe zurückkehren wird." Gewiß ahnte der Graf von Provence, der diesen Ausspruch that, selbst nicht, daß erst ein volles Vierteljahrhundert vergehen mußte, ehe sein Bruder, der jetzt so hochgemuthet dem Vaterlande den Rücken wandte, in dasselbe zurückkehren konnte. Wohl kaum auch beschlich ihn eine Ahnung von dem überreichen Inhalt dieser fünf Lustren: von den Strömen Bluts, die das Land düngten, mit denen sich das seiner eigenen nächsten Anverwandten, seines Bruders, seiner Schwester, seiner Schwägerin vermischen mußte; von dem strahlenden Ruhme dann, welchen jener damals noch gar nicht bekannte Artillerie-Lieutenant Bonaparte und spätere Kaiser Napoleon über dasselbe ausgoß, und endlich von dem Zusammensturz jenes

gigantischen Kaiserreichs und seinem eigenen Einzuge als alter König in das von einer halben Million fremder Krieger zerstampfte Frankreich.

Unser Graf von Artois war aus Frankreich gegangen, wie er in Frankreich gelebt hatte, und er lebte in der Fremde in denselben Illusionen, wie daheim; sein Brief aus Turin, wohin er sich zuerst gewandt hatte, giebt davon Zeugniß: es documentirt sich in demselben noch immer derselbe oberflächliche die gewaltige Bewegung in Frankreich durchaus verkennende Mensch, wie wir ihn früher kennen gelernt haben. Er schrieb u. A.: „Ich glaube die Sachen besser beurtheilt zu haben, seitdem ich Versailles verlassen habe, als da ich mich noch auf dem Schauplatze der Empörung befand. Um zu bewirken, daß sie aufhöre, darf dies nur gewollt werden. Wir werden in den Provinzen alle nöthige Unterstützung finden, wir sind daselbst geliebt, glauben Sie dies sicherlich. Uebrigens werden uns die fremden Mächte mit allen ihren Kräften beistehen. Schon bietet mir der König von Sardinien eine Armee an, die Gesandten Oestreichs, Preußens und Spaniens versichern mir, daß ihre respectiven Souveraine dem Aufrufe werden Folge leisten, den Sie an dieselben ergehen lassen werden, Sire. Ich nehme es demnach auf mich, in einem Monate diese Wichte zu züchtigen, deren Kühnheit ihrer Wuth gleichkommt und die unaufhörlich die Majestät des Thrones be-

leidigen. Es wäre sogar leicht gewesen, dieselben davon zurückzubringen, wenn ich vor dem 14. Juli das gewußt hätte, was ich heute weiß. Seien Sie versichert, daß, sobald ich gerüstet an der Grenze erscheinen werde, ich eine Armee von den Ew. Majestät treuen Unterthanen versammeln werde, eine Armee, welche zahlreich genug sein wird, um den Pöbel, der Sie in Ihrem Palaste belagert, zu vernichten." Der Graf von Provence taxirte den Werth dieser Epistel gewiß richtig, als er auf die Frage des Königs: Was denken Sie hiervon? erwiderte: „Der Graf von Artois hat sehr wohl gethan, auf's Pferd zu steigen, um — seinen Rückzug zu sichern; der Augenblick wird aber schlecht gewählt sein, um daran zu denken, hierher als Sieger zurückzukehren." Als Sieger erschien der Graf von Artois nie, auch nicht, als er endlich, endlich nach Frankreich zurückkehrte — denn da kam er im Gefolge fremder Truppen, ohne welche er überhaupt schwerlich je la belle France wiedergesehen hätte. Es war ihm also nicht vergönnt, jene „Wichte zu züchtigen, deren Kühnheit ihrer Wuth gleichkam"; es gelang ihm auch nicht, eine Armee zu versammeln aus den Ludwig XVI. treuen Unterthanen, zahlreich genug, um damit den Pöbel, der jenen in seinem Palaste belagerte, zu vernichten. Dieser Pöbel, diese Wichte dagegen — welche riesige Geistesarbeit, welche schauerliche Blutarbeit aber auch verrichteten sie und in welches Meer von Ruhm

und Glanz tauchten sie Frankreich, während das Schwert unsers Grafen nicht aus der Scheide kam, wenigstens nicht aus der Scheide kam, um irgend einen kühnen Strauß auszufechten.

Glücklicher als sein Bruder Ludwig hatte sich auch der Graf von Provence später (1791) aus Frankreich geflüchtet: in Brüssel kam der Graf von Artois zu ihm; Beide reisten dann über Lüttich, Aachen und Bonn nach Coblenz, wo sie am 7. Juli ankamen, und wo sie für die nächste Zeit ihr Hauptquartier aufschlugen. Hier sammelte sich bald Alles um sie, was sich in dem revolutionären Frankreich gefährdet glaubte: Adelige und Bürgerliche, welche in der größeren Mehrzahl mehr mit Geschrei als mit wahrem, echtem Muthe, der das Verlorne zurückzuerobern keine Gefahren scheut, hinüber nach Frankreich schauten. Daß unser Graf von Artois ebenfalls zu den Maulhelden rangirte, wohl vielen Muth affectirte, aber wirklichen Gefahren gern aus dem Wege ging, ist aus allem Vorstehenden bereits hinlänglich bekannt; — aber er hatte auch nicht das Geschick, den Muth Anderer in seinem Nutzen zu verwenden, er war kein Feldherr, was die folgende Auslassung seines Bruders Provence beweist: „Der Graf von Artois besaß keine von den Eigenschaften, die zu einem Feldherrn gehören. Er besaß keineswegs jene glänzenden Anlagen, welche einen Helden bilden, oder wenigstens hatte seine Erziehung

dieselben erstickt. Dieser Prinz fühlte demnach bei dem besten Willen, sich, wenn die Stunde dazu geschlagen hätte, auszuzeichnen, seine ganze Ohnmacht, und konnte sie den Andern nicht verbergen. Es kam dahin, daß die Auswanderung bei der Ueberzeugung, daß sie nur mit Gewalt sich die Rückkehr verschaffen könne, ein geschicktes Oberhaupt begehrte, welches sie befehlige; und als sie dasselbe in meinem Bruder nicht fand, suchte sie dasselbe in dem Prinzen von Condé." Die Leute mit wahrem Muthe verließen also das Lager bei Coblenz und gingen nach Worms, wo sie der Prinz von Condé mit Freuden aufnahm, und mit ihnen Heldenthaten verrichtete, die eines bessern Erfolgs würdig gewesen wären.

Während die beiden Prinzen — der Graf von Provence und der Graf von Artois — sich im Auslande mit allerlei Plänen trugen, wie sie Europa gegen Frankreich bewaffnen könnten; während insbesondere unser Graf von Artois in Illusionen sich wiegte, die alle zerrannen oder doch nur scheinbar sich verwirklichten, gingen die Angelegenheiten in Frankreich unaufhaltsam ihren Gang. Nach dem 20. Juni kam jener schreckliche 10. August, der Ludwig XVI. mit seiner Familie aus den Tuilerien in die Nationalversammlung und dann in den Tempel brachte; es kamen der 2. und 3. September, wo Maillard und seine Rotte in dem Blute der Gefangenen wateten; es kam der Einzug der Verbündeten

in die Champagne und die Schlacht bei Valmy, und in Folge derselben der Rückzug der Verbündeten; es kam der 21. September, wo das Königthum abgeschafft und auf Vorschlag des Schauspielers Collot d'Herbois und des Abbé Grégoire die Republik proclamirt wurde, und endlich kam auch jener blutige 21. Januar 1793, an welchem Ludwig XVI. seinen Kopf auf's Schaffot trug.

Noch von Turin aus hatte der Graf von Artois dem Kaiser Leopold in Mantua einen Besuch abgestattet, um ihn für die Sache seines Bruders Ludwig zu gewinnen; später ging er mit Calonne nach Pillnitz und noch später schickte ihn sein Bruder Provence nach Petersburg, um Katharina II. um ihre Hülfe anzugehen. Diese vortreffliche Dame, obwohl sie für das bedrohte Königthum in Frankreich sehr warme Sympathien hegte, hatte jedoch damals in eigenen Angelegenheiten — mit der Theilung Polens — so viel zu thun, daß sie nicht daran denken konnte, ihre guten Gesinnungen für die französische Königsfamilie werkthätig zu beweisen. Dann auch erkannte sie bei persönlicher Bekanntschaft des Grafen von Artois, daß man ihr denselben in einem viel zu vortheilhaften Lichte dargestellt habe: man hatte ihr den Grafen als einen Helden gerühmt, und sie fand einen Mann in ihm, dem alle Eigenschaften eines solchen abgingen. Sie hoffte nichts mehr von ihm, als sie ihn gesehen hatte. Um je-

doch etwas zu thun, gab sie ihm Hülfsgelder, ließ Truppen für die Coalition ausrüsten und gab sich Mühe, Oestreich und Preußen zum Beitritt derselben zu bewegen. Auch schenkte sie ihm einen mit Diamanten besetzten Degen und sprach bei Ueberreichung desselben Worte, die fast wie eine Kriegserklärung gegen Frankreich klangen — in der That kam sie nicht dazu, der Republik den Krieg zu erklären.

Am 20. Januar 1793, einen Tag vor seinem Tode, hatte der unglückliche Ludwig folgenden Brief an seinen Bruder Provence gerichtet: „Mein lieber Bruder! Ich gehorche der Vorsehung und der Gewalt, indem ich mein unschuldiges Haupt auf das Schaffot zu tragen gehe. Mein Tod legt meinem Sohne die Last des Königthums auf: seien Sie sein Vater und regieren Sie den Staat, um ihm denselben ruhig und blühend zurückzugeben. Es ist mein Wille, daß Sie den Titel eines Regenten des Königreichs annehmen; mein Bruder Carl Philipp wird den des General-Lieutenants annehmen. Aber Sie werden weniger durch die Gewalt der Waffen als durch eine wohlverstandene Freiheit und weise Gesetze meinem Sohne sein von Empörern usurpirtes Erbtheil zurückgeben. Vergessen Sie niemals, daß dasselbe mit meinem Blute gefärbt ist und daß dieses Blut Gnade und Verzeihung von Ihnen fordert: Ihr Bruder bittet Sie darum, Ihr König befiehlt es Ihnen. Ludwig.“

Mit diesem leeren Titel eines Generallieutenants des Königreichs, den ihm der sterbende Ludwig verliehen und den der nunmehrige Regent, ihm bestätigte, zog sich unser Graf von Artois nach England zurück, weil es ihm nicht gefiel, am Hofe seines Bruders die zweite Person zu spielen. Von allen Mitteln entblößt, denn aus Frankreich erhielt er nichts, — dort war er, da er bis zum 1. Januar 1792 nicht zurückgekehrt war, nicht nur aller Einkünfte verlustig erklärt, sondern er war auch in contumaciam zum Tode verurtheilt worden, — hatte er mit Freuden die jährliche Pension von 15000 Pfund Sterling angenommen, welche ihm England im Jahre 1794 bewilligte,.

In der Vendée verrichtete Cathelineau, Bonchamp, Charette, Stofflet, Heinrich von Larochejaquelin und Lescure an der Spitze ihrer Bauern Wunder der Tapferkeit für die königliche Sache; aber was konnte das Häuflein dieser Getreuen auf die Dauer gegen die immer mächtiger herandringenden Revolutions-Armeen ausrichten? Freilich, wäre einer der beiden königlichen Prinzen ein Held gewesen, ein Heinrich IV., den sie bei jeder Gelegenheit im Munde führten, und hätte sich auf das blutige Schlachtfeld gewagt, wer weiß, ob nicht die fünfundzwanzigjährige Verbannung sich sehr bedeutend verringert hätte. Aber der gute Regent war gar kein Krieger, sondern er handhabte die Feder, und

unser Graf von Artois hatte zwar immer den Degen im Munde, aber kam nie dazu, ihn auf einem Schlachtfelde zu ziehen. Er hütete sich auch, den Einladungen der Vendéer, sich an ihre Spitze zu stellen, Folge zu leisten, sondern beschränkte sich darauf, sie von Zeit zu Zeit mit Waffen und Hülfsgeldern zu unterstützen und ihnen außerdem bombastische Stilübungen und Emissäre zu senden. Ja als England, des immerwährenden Verdächtigens und Verleumdens von Seiten derer, die seine Großmuth in so reichem Maaße genossen, müde, für den Grafen von Artois, um ihn auf die französische Küste überzusetzen, ein Geschweder ausrüstete, würdig eines Thronbewerbers, was that der Herr Generallieutenant des Königreichs? Beeilte er sich, endlich dem Nothrufe der treuen Vendéer zu folgen? Ach nein! 4000 Engländer und 800 Emigranten waren am 29. September auf der Insel Dieu im Angesicht Frankreichs ausgesetzt, der Graf von Artois kam am 3. October nach, kreuzte sechs Wochen lang an der Küste von Frankreich und — ließ sich dann scheinbar gezwungen von dem englischen Admiral wieder nach England zurückbringen! Das war die berühmte, freilich in üblem Sinne berühmte Heldenthat, wegen welcher Charette an Ludwig XVIII. schrieb: „Sire! Die Feigheit Ihres Bruders hat Alles verdorben. Er konnte nur an der Küste erscheinen, um entweder Alles zu verderben oder Alles

zu retten. Seine Rückkehr nach England hat über unser Schicksal entschieden. Es wird mir nun bald nichts weiter übrig bleiben, als mich nutzlos für Ihre Sache zu opfern." Ludwig XVIII. leugnet zwar, daß der Brief Charette's in dieser herben Form abgefaßt gewesen sei; wenn es aber richtig ist, was Lamartine schreibt: „Die Wahrheit kam endlich an den Tag: dem Prinzen hatte es entweder an Klugheit gefehlt, als er die Expedition nach der französischen Küste zu leiten verlangte, oder an Entschlossenheit, da er nicht gelandet war, um sich mit Charette und den Heeren der Vendéer zu vereinigen; und ferner: Charette hielt es in seiner Entrüstung nicht der Mühe werth, seine Wuth zu verbergen," — so kann man wohl annehmen, daß der Charette'sche Brief die obige, dem Muthe des Grafen freilich kein Lob spendende und auch gar nicht ehrerbietige Fassung, die außer Lamartine aber noch viele Andere als die richtige angeben, gehabt habe. Und ja, sollte einen Helden, wie Charette doch ohne Zweifel war, nicht der Zorn übermannen, wenn derselbe Mann, für welchen er und viele Tausende Gut und Blut einsetzten, im Augenblicke der höchsten Noth ihm die Rettungshand verweigerte? Charette hatte übrigens Recht; es blieb ihm Nichts übrig, als sich nutzlos für die königliche Sache zu opfern. Als der Graf von Artois Reißaus genommen, kam schnell der gänzliche Sturz der Vendée. Bald war

von allen den muthigen Führern nur noch Charette übrig. Von wenigen Getreuen begleitet, floh er von Pachthof zu Pachthof, von Gehölz zu Gehölz, wurde zwanzig Tage lang gehetzt wie ein wildes Thier und am 23. März 1796 zwischen der Guisonnière und dem Sablon überfallen, wo er nur noch funfzig Mann bei sich hatte. Er empfing auf der Flucht zwei Schußwunden und schleppte sich bis in die Sabotière, ein Gehölz bei St. Sulpice. Auch hier entdeckt, floh er, in der Hand und am Kopfe verwundet und auf zwei Soldaten gestützt, die sein Loos theilen wollten. „Verwundet ihn, aber tödtet ihn nicht!" riefen die Officiere ihren Soldaten zu. Die beiden treuen Stützen sanken todt zu seinen Füßen nieder, es blieb ihm nur ein deutscher Deserteur, welcher sich, um den Helden zu retten, gefangen nehmen ließ, indem er behauptete, er sei Charette. Aber sein Edelmuth war umsonst, ein anderer Deserteur von Cassel verrieth Charette, der sich in einen Graben geflüchtet hatte. General Travot brachte ihn nach Angers, dann führte man ihn, mit Wunden bedeckt, ermattet durch Blutverlust und eine zwanzigstündige Fußwanderung, durch dieselbe Stadt Nantes, in welche er vor Jahresfrist im Triumphe eingezogen war. Das war ein schrecklicher Gang für den Helden und er sagte mit bitterm Vorwurfe zu dem die Escorte führenden Generale: „Wären Sie in meine Gewalt gefallen, so hätte ich Sie auf der

Stelle erschießen lassen.“ — An dem Orte seiner Hinrichtung angelangt, entblößte er seine Brust, commandirte selbst: Feuer! und rief noch sterbend: Es lebe der König! — Mit Charette starb die Vendée — nie wieder ist das Lilienbanner dort so hoch erhoben worden, als es dieser treue und starke Kämpfer und seine Gefährten erhoben hatten. —

Nach der verunglückten oder vielmehr gar nicht versuchten Landung von der Insel Dieu aus zog sich unser Graf von Artois nach Schottland, nach Edinburg zurück, wo er im alten schottischen Königsschlosse Holyrood Aufenthalt nahm. Sein Bruder Ludwig XVIII. war mit den Personen nicht zufrieden, welche die Umgebung des Grafen bildeten resp. die Rathgeber desselben waren. Als er 1794 nach England ging, begleiteten ihn außer seinem Sohne, dem Herzoge von Angoulème, und seiner Geliebten, der Frau von Polastron, „ein sanftes und gutmüthiges Wesen, welche nur so viel intriguirte, als sie dies mußte, um sich im Tone des Hauses zu erhalten“: der Bischof von Arras, der Baron von Rolle, die Herren von Escars, von La Chapelle, von Maillé und einige Andere, die Alle mehr intriguirten, als die Dame, welche das Herz ihres Herrn besaß.

Der, abgesehen von seiner Oberflächlichkeit, im Grunde doch durchaus ehrenwerthe Charakter des Grafen von Artois verbietet es, dem Verdachte

Raum zu geben, als habe er an den verbrecherischen Entwürfen Georges Cadoudal's gegen das Leben Bonaparte's Antheil genommen, oder auch nur von denselben Kenntniß gehabt. Allerdings aber von Cadoudal's sonstigen Thaten war der Graf von Artois genau unterrichtet nnd billigte sie auch.

Dieser Georges Cadoudal, gewöhnlich nur Georges genannt, war der Sohn eines Tischlers zu Brech bei Aury im Departement Morbihan, und im Jahre 1769 geboren. Parteigänger in den Vendéekriegen, ward er gefangen, entfloh jedoch, ward Anführer der Chouans und schwang sich nach dem Unfall von Quiberon zum Chef der Insurrection in der Niederbretagne auf. 1796 unterwarf er sich zum Schein, um sich im folgenden Jahre wieder zu erheben; 1800 unterwarf er sich abermals und begab sich nach England, wo er mit dem rothen Bande decorirt und zum Generallieutenant erhoben ward. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich, nach Paris, kam die Geschichte mit der Höllenmaschine, durch welche letztere der Consul Bonaparte bei seiner Ausfahrt nach dem Theater in die Luft gesprengt werden sollte; den Consul selbst rettete ein Zufall, aber viele Andere wurden ein Opfer dieser Schandthat, als deren Urheber die allgemeine Stimme Cadoudal bezeichnete, welcher aber öffentlich jede Mitwissenschaft daran ableugnete. Später ließ er sich abermals mit Moreau und Pichegru in eine Verschwö-

rung gegen das Leben Bonaparte's ein, landete zu Beville in der Normandie und begab sich nach Paris. Das war die unglückliche Verschwörung, als deren Opfer der Herzog von Enghien fiel, den die Verschwornen ohne seine Zustimmung, ja ohne ihn zu fragen, an die Spitze des Unternehmens gestellt hatten. Wir haben weiter oben (Bd. VI. S. 23 ff.) ausführlich erzählt, welche traurigen Folgen diese fingirte Anführerstelle für den Sohn des Herzogs von Bourbon hatte, und wir wiederholen hier: die Ermordung des Herzogs von Enghien in den Laufgräben des Schlosses von Vincennes am 21. März 1804 ist derjenige Schandfleck auf Napoleon's I. Heldencharakter, den keine Zeit je davon wird verwischen können. — Auch Georges Cadoudal ereilte in Folge dieser verunglückten Verschwörung sein Verderben: nach langem vergeblichen Suchen ward die Pariser Polizei seiner habhaft, sie verhaftete ihn nach verzweiflungsvoller Gegenwehr, worauf er am 4. Juni 1804 unter der Guillotine starb.

Wir kehren zum Grafen von Artois zurück.

Sein Bruder Ludwig XVIII. hatte in Mitau ein Asyl gefunden; er hatte das Herz des wunderlichen Czaren Paul I. sich geneigt gemacht, so daß dieser sich entschloß, gegen die Republik ein Heer marschiren zu lassen, das Suwarow anführen sollte. Die russischen Regimenter gingen über Mitau und Ludwig erhielt in Folge dessen den Besuch ihres

Anführers, des nicht minder als sein Herr wunderlichen Feldmarschalls Suwarow. Er erzählt seine Begegnung mit diesem halbbarbarischen Helden in folgender Weise: „Als er vor mir erschien, um mir seine Huldigungen darzubringen, trug er eine schlechte Uniform, mit Orden bedeckt; die Brust war nackt, der Kopf kahl geschoren. Ich studirte nur den Charakter dieses sonderbaren Menschen, welcher gegen die geschicktesten Generale der Republik kämpfen sollte, und der zu sagen wagte: „Gott hat, um mich für meine Sünden zu strafen, Bonaparte nach Egypten geschickt, damit mir der Ruhm entgehe, ihn besiegt zu haben." — Ich sagte ihm — fährt Ludwig XVIII. fort — einige Artigkeiten über seine Thaten und fügte dann hinzu, ich bedauerte es lebhaft, die Gefahren eines Triumphes, von dem ich überzeugt wäre, nicht theilen zu können, worauf Suwarow erwiderte: „Ich zweifle mit der Hülfe des heiligen Nicolaus und unter dem Schutze Gottes an nichts." — „Ihr Degen, Herr Marschall, ist das Werkzeug, dessen die Vorsehung sich bedient, um die Feinde Ihrer Herrscher zu züchtigen," sagte Ludwig, und Suwarow antwortete: „Sire, ich hoffe nicht viel Pulver zu verschießen, um sie aus Italien zu verjagen, und bitte Ew. Majestät mir zu erlauben, daß ich Ihnen für das nächste Jahr in Deutschland ein Rendezvous gebe." — Es waren wohl nur zwei Dinge, welche die Verwirklichung

dieses Versprechens verhinderten: erstens der große Sieg Massena's bei Zürich, der drei Armeen zersprengte, 20000 Gefangene machte, mehr als 10000 tödtete und 100 Kanonen, 30 Fahnen und die ganze Bagage eroberte, und der sich durchaus nicht bestechen lassen wollte, obwohl ihm Ludwig XVIII. sechs Millionen, ein Provinzial-Gouvernement, den Herzogstitel und den Stab eines Marschalls von Frankreich anbot, wenn er den Verbündeten die Straße nach Frankreich frei lassen wolle; — und zweitens war es die Uneinigkeit, die nach dieser Niederlage in den Reihen der Verbündeten ausbrach, und Paul I. bewog, seine Armeen nach Rußland zurückzurufen.

Der Graf von Artois war, als er von Paul's I. guten Gesinnungen gegen die Bourbons und von der Bethätigung dieser guten Gesinnungen hörte, von Edinburg aufgebrochen und war nach London gekommen, um sich von hier aus zur Armee des Prinzen von Condé zu begeben, mit welcher er an den Triumphen über die Republik — denn natürlich träumte er nur von Triumphen — Theil nehmen wollte. Wie gewöhnlich kam er aber zu spät. Er erfuhr in London den funfzehntägigen Kampf bei Zürich und dessen Folgen und zog es dann natürlich vor, lieber in dem sichern England zu bleiben, als den mancherlei Gefahren sein kostbares Leben preiszugeben, denen es möglicherweise auf

dem von Kriegsvölkern wimmelnden Continente hätte ausgesetzt sein können.

Am 19. Januar 1801 ließ Paul I., dieser Alexanders, dessen Herz jetzt der siegreiche Consul Bonaparte gewonnen hatte, Ludwig XVIII. durch den General Fersen die Gastfreundschaft in Mitau aufkündigen, worauf am 22. Januar der gekrönte Ahasver von Neuem seine Irrfahrt begann. Er wandte sich nach Warschau, wo er am 6. März ankam, und bald darauf den Tod des gegen ihn erst so freundlichen und zuletzt so unfreundlichen Czaren erfuhr, der in der Nacht vom 23. zum 24. März 1801 an einem — Schlagflusse starb, einer Krankheit, welcher die Kronenträger in Rußland häufig unterworfen sein sollen. — In Warschau wurde Ludwig XVIII. am 26. Februar 1803 durch den Präsidenten von Meyer im Namen des Königs von Preußen auf Eingebung Bonaparte's der Vorschlag gemacht, für sich und seine Familie auf den Thron von Frankreich zu verzichten, wogegen ihm der erste Consul die Republik Lucca in Italien, vergrößert durch gewisse Cantone von Toscana und der Herzogthümer Massa und Carrara und eine Jahresrente von sechs Millionen Franken anbot. Wir haben in der Geschichte Ludwig's XVIII. (Band V. S. 204 fg.) seine edle Antwort auf dieses Ansinnen gegeben, und wollen nun auch die Erklärung des Grafen von Artois mittheilen, die er,

nachdem ihn sein Bruder von der Sachlage unterrichtet hatte, am 23. April 1803 diesem im Namen aller Mitglieder der Familie aus Woustehouse einsandte. Sie lautete: „Wir unterzeichnete Prinzen, Bruder, Neffe und Cousin Sr. Maj. Ludwig's XVIII., Königs von Frankreich und Navarra, durchdrungen von denselben Gesinnungen, von denen unser König und Gebieter in seiner hochherzigen Antwort auf den ihm gemachten Vorschlag, auf den Thron von Frankreich zu verzichten, und von allen Prinzen des Hauses Bourbon eine Verzichtleistung ihrer unverjährbaren Erbfolgerechte auf diesen Thron zu fordern, so rühmlichst beseelt sich gezeigt hat, erklären: daß, da unsere Ergebenheit gegen unsere Pflichten und unsere Ehre es nie gestatten kann, über unsere Rechte in Unterhandlung zu treten, wir von ganzem Herzen und von ganzer Seele der Antwort unsers Königs beitreten; — daß wir nach seinem glorreichen Beispiele nie einen Schritt thun werden, der das Haus Bourbon mit dem, was es sich selbst, seinen Vorfahren und seinen Nachkommen schuldig ist, in Widerspruch bringen könnte; — und daß, wenn die ungerechte Anwendung einer größern Kraft dahin gelangte (was dem Himmel nicht gefallen wolle!) durch die That, nie durch das Recht, auf den Thron Frankreichs irgend einen Andern, als unsern rechtmäßigen König, zu setzen, wir mit eben so vielem Vertrauen als Treue der Stimme der

Ehre folgen würden, welche uns vorschreibt, bis zu unserm letzten Augenblick an Gott, an die Franzosen und an unsern Degen zu appelliren."

Ludwig XVIII. begab sich im Spätherbst 1804 nach Schweden, nach Calmar, wohin auch der Graf von Artois kam und seinen Bruder von dem Vorschlage des Cabinets von St. James in Kenntniß setzte, er möge sich, bis ihn die Umstände nach Frankreich zurückriefen, mit seiner ganzen Familie nach Martinique begeben, um diese Insel mit voller Souverainetät zu beherrschen; dafür, daß sie ihm so die Gelegenheit boten, in Wirklichkeit König zu sein — freilich hatte das Königreich blutwenig zu bedeuten! — verlangten die klugen Engländer nur die Kleinigkeit, daß ihnen Ludwig die zu Frankreich gehörenden Inseln Bourbon und Isle de France abträte. Möglich, daß sie den Grafen von Artois, wenn er sich an seines Bruders Stelle befunden, mit der Miniatur-Souverainetät über Martinique geködert hätten; der gescheidte Ludwig ließ sich aber nicht fangen: er erkannte in diesem Anerbieten des Pudels Kern: eine anständige Transportation nach englischer Manier, ein vielleicht endloses Exil, und schlug die Krone der Antillen-Insel aus.

Ludwig XVIII. kehrte von Schweden aus nicht wieder nach Polen, nach Warschau zurück, denn er erhielt dort durch den preußischen Gesandten eine amtliche Note, worin ihm die Rückkehr dahin ver-

boten wurde. Während sein Bruder Artois nach England zurückkehrte, fuhr er selbst nach Riga, von wo aus er, mit Alexander's I. Erlaubniß, wieder nach Mitau ging. Aber auch hier blieb er nur bis nach dem Tilsiter Frieden, wo sich das Herz des Czaren von ihm ab- und dem genialen Soldaten Napoleon zuwandte. Er schiffte sich im October 1807 in Riga ein und landete in Gothenburg, wo er auf Befehl des Königs Gustav Adolph IV. mit allen königlichen Ehren empfangen und ihm die Fregatte Freya zur Verfügung gestellt wurde, auf welcher er im November die Ueberfahrt nach England machte. In Yarmouth stieg er an's Land und hier begrüßte ihn sein Bruder Artois in Begleitung sämmtlicher französischer Prinzen. „Was meinen Bruder betrifft", schreibt Ludwig, „so empfing mich derselbe auf's freundschaftlichste... Ich glaubte ihn entmuthigt zu finden, aber er war blos von Resignation erfüllt."

Warum glaubte Ludwig seinen Bruder entmuthigt zu finden? Etwa, weil er noch immer keine Gelegenheit gefunden, „mit dem weißen Federbusch Heinrich's IV." siegreich in Frankreich einzudringen? Aber daran dachte der Graf, der nach dem eigenen Ausspruche Ludwig's „kein Feldherr" war, wohl gar nicht. Oder weil er Wittwer war? — seine Frau war ihm am 2. Juni 1805 gestorben. Wir wissen ja aber, daß er noch als Bräutigam schon

von ihrer „aus dem Groben gearbeiteten Physiognomie, wie man sie in den Hochthälern der Alpen trifft," nicht über die Maßen entzückt sich zeigte. Es war etwas Anderes, was Ludwig's Vermuthung zum Grunde lag: der Graf von Artois hatte am Sterbebette seiner Geliebten gekniet, war dort von einem sehr leichtfertigen Weltkinde zu einem Betbruder convertirt worden, und zeigte sich dennoch nicht entmuthigt, nur von Resignation erfüllt — das nahm seinen Bruder Wunder.

Die Dame, die dieses Wunder wirkte, war die Gräfin von Polastron. Sie war eine Schwägerin der Busenfreundin der Königin Marie Antoinette, jener Gräfin Jules de Polignac, die mit ihrem Anhange einen so großen Antheil an der ungeheuren Calamität hatte, welche über Frankreich hereinbrach und in deren Strudeln unter tausend und aber tausend Anderen endlich auch ihre große Gönnerin unterging. Die Gräfin von Polastron muß eine ausgezeichnet schöne Dame gewesen sein, wenigstens muß sie auf den Grafen von Artois den allerstärksten Eindruck gemacht haben, da dieser Eindruck mächtig genug war, den Besitzer des Liebesschlößchens Bagatelle völlig seinem Don-Juan-Leben zu entwöhnen und ausschließlich an den Siegeswagen der schönen Gräfin zu fesseln. Die Liebschaft zwischen Beiden hatte sich in Trianon entsponnen, bei jenen allerliebsten Festen, welche Marie Antoi-

nette nicht müde wurde zu arrangiren und die das verschuldete Frankreich so entsetzlich große Summen kosteten. Und als diese Feenfeste nicht mehr gefeiert werden konnten, als der Sturm der großen turba von 1789 alle Herrlichkeit verwehte, da hielt die Gräfin von Polastron doch treu zu ihrem Odysseus und begleitete ihn auch nach England, als er sich im Jahre 1794 dahin begab. Dort in der Fremde ersetzte sie ihm Alles; sie war für ihn das lebendige Bild der Zärtlichkeit, das angebetete Wesen, das ihn an seine Jugend, an den Hof und an das Vaterland erinnerte. Aber England mit seinen bösen Nebeln war der zarten Blume des Südens nicht freundlich: es befiel die Gräfin eine abzehrende Krankheit, sie sah in der Blüthe ihrer Reize und in der Wonne einer erwiederten Leidenschaft langsam den Tod herankommen. Da mischte sich in ihre Liebe ein anderes Ingredienz: sie warf sich in die Arme der Religion, und ließ es überdies die letzte Aufgabe ihres Lebens sein, auch ihren Liebhaber der heiligen Mutter Kirche recht eng zu verbinden. Und das gelang ihr vollkommen. „Schwören Sie mir," sagte die sterbende Magdalene zu ihrem Freunde, „daß ich Ihre letzte Verirrung und Ihre letzte Liebe auf Erden sein werde, und daß Sie nach mir nur noch das einzige Wesen, auf das ich nicht eifersüchtig sein kann, daß Sie nur noch Gott lieben werden!" Und ihr Freund schwur und

hielt den Schwur: der frühere Lebemann ging hinfort nur am Gängelbande seiner geistlichen Freunde, hielt Andachtsübungen und hatte keine Augen mehr für die lieblichen Kinder, die so viel Unheil in der Welt anrichten.

Gewiß, Ludwig XVIII. hatte Grund zur Verwunderung, als er seinen Bruder Artois nach solchem Verluste nicht entmuthigt, sondern nur von Resignation erfüllt in England vorfand. Er fand aber auch bald Grund zum Mißvergnügen mit seinem Bruder, dessen forcirte Frömmigkeit ihm nicht, dessen Umgebung ihm aber schlechterdings nicht gefiel. Ludwig XVIII. war aufgeklärt genug um einzusehen, daß die große Intimität, in welcher sein Bruder zu seiner clerikalen Umgebung stand, ihn sicher auf Abwege anderer, vielleicht noch schlimmerer Art, als er bis dahin gegangen, bringen werde. Ludwig XVIII. hatte seinen Bruder oft wegen seiner Leichtfertigkeit getadelt, sich auch wohl zuweilen über sein Bramarbasiren, wenn er vom Feinde weit genug entfernt war, lustig gemacht: über seine funkelnagelneue Frömmigkeit machte er sich zwar nicht lustig und tadelte ihn auch nicht deswegen, aber — diese Frömmigkeit gefiel ihm nicht, und so geschah es, daß sich beide Brüder bald wieder trennten; während Ludwig anfänglich auf Schloß Goldfield-Hall in Essex, einer Besitzung des Marquis von Buckingham und später auf Schloß Hartwell sich

niederließ, ging sein Bruder Artois nach London, wo er in einem abgeschlossenen Freundeskreise lebte, sich mit Andachtsübungen beschäftigte und nebenbei die Rolle studirte, die er künftig seinem Bruder König gegenüber, wenn dieser in Paris dereinst zu Throne säße, spielen wollte. Denn da ihm die von den seinigen ganz verschiedenen Lebensanschauungen seines nichts weniger als frommen Bruders Anstoß erregten, er auch voraussah, daß, wenn derselbe dazu käme, diese seine Lebensanschauungen in die Praxis umzusetzen, er ein Regiment führen werde, das völlig von dem, wie er und seine geistlichen Freunde sich's wünschten, verschieden sein würde, so dachte er schon jetzt darüber nach, wie er am wirksamsten den Einfluß des philosophischen Geistes seines Bruders auf ein Land, das nach menschlicher Voraussicht er selbst auch dereinst zu beherrschen berufen war, paralysiren könnte.

V.

Rückkehr des Grafen von Artois nach Frankreich. Sein Leben daselbst bis zum Tode seines Bruders am 16. September 1824.

Die Wartezeit, die ewig lange Wartezeit ging zu Ende. Napoleon's Riesenmacht war in der Riesenschlacht von Leipzig zertrümmert; eine halbe Million Soldaten der Verbündeten hatten den Rhein überschritten und zerstampften Frankreich; Napoleon, noch einmal alle Wunder seines Genies entfaltend, unterlag dem Verrath; der ... seine Renten ... erhaltende Senat sprach auf des pfiffigen Talleyrand Vorschlag die Absetzung des Kaisers aus und Ludwig XVIII. erhielt auf seinem Schlosse Hartwell vom Prinz-Regenten von England einen Brief mit der Aufschrift: „An Se. Majestät den König von Frankreich und Navarra."

So lange, bis die Sache völlig ausgetragen

und entschieden wäre, hatte es den Grafen von Artois nicht in England gelitten. Lange vorher, ehe die Verbündeten die letzte Schlacht vor Paris schlugen, war er schon auf dem Wege nach dem Continente. Er wollte der erste Bourbon sein, der den Franzosen das Glück verkündete, welches sie unter dem wieder aufgerichteten Lilienbanner erwartete; auf alle Fälle wollte er eher als sein Bruder König das schöne Frankreich wieder betreten, zwar nicht, weil eine nicht zu bewältigende Sehnsucht ihn nach dem Lande zog, wo er in seiner Jugend so deliciöse Freuden genossen hatte — er war ja jetzt fromm und schämte sich der Thorheiten seiner wilden Vergangenheit! — sondern, und das, weil es allerdings sehr weltlicher Natur war, ließ sich nicht recht mit seiner jetzigen Hyperfrömmigkeit vereinigen, er wollte dort eine Rolle spielen, wollte vor der Ankunft seines Bruders sich die Herzen der Franzosen erobern, kurz er wollte seinen Bruder, den unbehülflich dicken, mit Sammetstiefeln gegen die Gicht bekleideten, aber trotz aller körperlichen Mängel doch profund gescheidten Ludwig in Schatten stellen. Er konnte sich allerdings schmeicheln, daß ihm dies gelingen werde; denn im Gegensatz zu seines Bruders unnatürlicher Wohlbeleibtheit war er schlank und wohlgewachsen, hatte einnehmende Gesichtszüge, wußte freundlich mit geringen Leuten zu sprechen, saß vorzüglich gut zu Pferde — Alles Vorzüge, die,

vorzüglich in Frankreich, die Menge bestechen. Er hielt sich überzeugt, daß ihn die Franzosen mit Jubel begrüßen würden, und drängte deshalb seinen Bruder so lange, bis er ihm und seinen Söhnen die Erlaubniß ertheilte, ihr Glück auf dem Continent zu versuchen.

Am 14. Januar 1814 machten sie die Ueberfahrt auf englischen Kriegsschiffen. Seinen ältesten Sohn, den Herzog von Angoulème, sandte er nach Spanien zu der großen spanisch-englischen Armee, die vom Süden und Westen in Frankreich eindrang; sein zweiter Sohn, der Herzog von Berry, ging nach der englischen Insel Jersey, von wo aus er in einer Barke nach der Normandie überfahren wollte, wo ihn, wie royalistische Agenten in Hartwell versichert hatten, eine Armee von funfzigtausend Mann unter dem Lilienbanner erwarten sollte. Wir wissen aber aus der Geschichte der beiden Prinzen, einmal, daß der Herzog von Berry nicht das Glück hatte, eine Armee von funfzigtausend Mann zu commandiren; denn eine solche existirte nur in den Köpfen der für diese Vorspiegelung gut bezahlten Agenten; — und dann, daß der Herzog von Angoulème bei'm eisernen Herzog einen schweren, oder vielmehr gar keinen Stand hatte und daß sich erst vor Bordeaux die Sache freundlicher für ihn gestaltete, und zwar immer noch gegen den Willen Wellington's.

Der Graf von Artois selbst war in Holland an's Land gestiegen und war dann in Begleitung der Herren von Trogoff, von Walsh, von Polignac, von Bruges und seines eifrigsten Rathgebers, des Abbé von Latil, das rechte Rheinufer hinauf bis nach der Schweiz und von da nach Frankreich gegangen. Aber wie schnell zerrannen hier die Träume, die ihn in England so süß gewiegt hatten! Wo blieben die Volksmassen, die, wie er gehofft hatte, seinen Weg belagern und bei seinem Anblick in die Freudenrufe ausbrechen würden: Vivent les Bourbons! Vive le comte d'Artois!? Sein Weg blieb einsam. Nur einige wenige Edelleute kamen verstohlen, um ihn ihrer Treue zu versichern und den Erfahrungen, die er selbst täglich machte, zum Trotz, ihm von Volksmassen vorzufaseln, die auf seinen Ruf sich erheben würden. Bei den österreichischen Heerführern hatte er einen eben so schlechten Stand als sein Sohn Angoulème bei'm Herzoge von Wellington: sie respectirten nicht nur nicht an ihm den weißen Federbusch Heinrich's IV., sondern sie trieben ihre Geringschätzung gegen ihn sogar so weit, daß sie ihm den Eintritt in Vesoul untersagten und endlich nur unter der Bedingung ihm denselben gestatteten, daß er sich in keiner Weise als Prinz gerire, sondern als ganz simpler Reisender Aufenthalt in der Stadt mache. Und das konnte man den Oesterreichern nicht verdenken; denn erstens bemerkten

sie nicht die geringste Spur von Sympathie für diesen Repräsentanten eines im Andenken des Volkes gänzlich verschollenen Königsgeschlechts; und zweitens war es die Zeit des Congresses zu Châtillon, der Löwe Napoleon ward noch gehetzt, von Zeit zu Zeit kam ihnen die Kunde eines neuen, von ihm errungenen Sieges zu — sie hüteten sich demnach wohlweislich einen Mann zu protegiren, der, jenachdem die Kriegswürfel fielen, heute dem französischen Throne sehr nahe stehen und morgen ein geächteter Flüchtling sein konnte.

Noch übler als bei den Oesterreichern, erging's dem Grafen von Artois bei den Russen, die Lothringen besetzt hielten und welche er um Schutz und um Unterstützung bat: sie wiesen seine Ansinnen rücksichtslos zurück, und erlaubten ihm endlich den Aufenthalt in Nancy nur unter der Bedingung, daß er sich allein dorthin begebe, in keinem öffentlichen Gebäude Wohnung nehme, weder eine Kokarde noch sonst irgend eine Decoration trage und unter keinem politischen Titel — sein Bruder hatte ihn bei seiner Abreise von Hartwell zum Reichsverweser ernannt —, sondern nur unter seinem einfachen Namen Graf von Artois auftrete.

Dies Alles war anders, bei weitem anders, als der Graf sich's im fernen, sichern England ausgemalt hatte. Und als er in Nancy fast den kaiserlichen Soldaten in die Hände gefallen wäre, da

verließ ihn der letzte Rest von Muth, ihn befiel die Angst, daß es ihm ergehen könne wie dem Herzoge von Enghien, und er traf Anstalten, sich zu salviren, er wollte Lothringen, er wollte Frankreich verlassen.

In diesem schlimmen Augenblicke gänzlicher Muthlosigkeit war es der Baron von Vitrolles, der dem Grafen von Artois ein wenig Männlichkeit wieder einflößte, indem er ihn beschwor, sein Glück nicht von sich zu stoßen, sondern es, selbst um den Preis von Demüthigungen, beim Schopf zu fassen und festzuhalten. Dieser Baron Vitrolles war der thätigste, gewandteste und unerschrockenste *Agent* für die Sache der Bourbonen, die um diese Zeit noch gar keine Aussicht hatte zu triumphiren. Er drang bis zum Kaiser Alexander, den er überredete, daß es eine ungeheure Masse von Royalisten in Frankreich gäbe, welche die Wiedereinsetzung der Bourbonen wünschten und daß Napoleon durchaus keine Sympathien mehr für sich hätte; — dann wieder eilte er nach Paris, wo er den verschiedenen Parteien den Glauben beizubringen suchte, daß die fremden Mächte feierlich versprochen hätten, die Sache der Bourbonen zu begünstigen; kurz er spielte meisterhaft mit doppelten Karten und wagte nebenbei fortwährend seine Freiheit und sein Leben auf den Heerstraßen zwischen den beiden Armeen. Er erreichte es denn auch, daß der Graf von Artois

nicht Kehrt machte, sondern, nachdem ihn Vitrolles von dem Plane unterrichtet hatte, den Alexander auf den Rath Pozzo di Borgo's auszuführen entschlossen sei, geradewegs auf Paris zu marschiren, näherte er sich Schritt für Schritt in dem Maaße, als die vordringenden Heere den Weg dahin frei machten, der Hauptstadt.

Dicht vor Paris stieg er im Schlosse Livry, das einem seiner Officiere gehörte, dem Grafen Charles de Damas, ab, und empfing hier einen Gesandten der politischen Wetterfahne Talleyrand, den Herrn von Choiseul-Gouffiers, der ihm von jenem folgende Note überreichte: „Die Ansprüche des Senats sind unzulässig; der Bruder und Stellvertreter des Königs kann die Autorität nicht mit einer Commission des Senats theilen. Die einfache Ausübung der Gewalt als Generalstatthalter ist gefährlich. Die Regierung schlägt daher vor, den Bruder des Königs durch einen Senatsbeschluß zum Haupt der provisorischen Regierung zu ernennen."

Aber der Graf von Artois gab auch auf den guten Rath dieses Herrn, der, da er noch immer den Tod seines Herrn oder seiner Herren vorhergewittert und sich immer rechtzeitig dem aufgehenden Gestirn zugewendet hatte, sich wohl mit Recht zutrauen mochte, den besten Rath ertheilen zu können, eben so wenig eine Antwort, als er dem für seine Glücksgüter und seine Würden besorgten Senate

eine Antwort gegeben hatte. Er wußte, daß Vitrolles in Paris nicht müssig gewesen, daß er und seine Freunde mit allen Mitteln, guten und bösen, die wetterwendische Bevölkerung bearbeitet hatten und daß diese Bevölkerung, die vielleicht gestern noch Kreuzige ihn! gerufen hätte, heute — geködert durch allerlei Glückseligkeit, die ihm die „vornehmen Leute" von der Rückkehr der Bourbonen versprachen, — diesen Hosiannah! entgegenrufen würde. Und sein Hoffen betrog ihn nicht; denn bald umwogte das Schloß Livry eine ungeheure Menschenmenge, und als er sich der guten Stadt Paris näherte, empfing ihn der Präsident der provisorischen Regierung, Talleyrand, an der Spitze der großen Staatskörperschaften mit einer Rede, welche von der Freude Frankreichs über die Rückkehr der guten Fürsten, der theuren Bourbons überströmte. Ob wohl der Graf von Artois an die Aufrichtigkeit dieser Versicherungen glaubte? Möglich ist's schon, denn er war ziemlich leichtgläubig in Allem, was seinem Eigendünkel schmeichelte.

Nach dieser officiellen Begrüßung an der Barrière Bondy hielt der Stellvertreter seines Bruders seinen Einzug in Paris. Eine Wolke von berühmten Namen alten und allerneuesten Datums bildeten seine Cavalcade; nicht nur die Damas, die Luxembourg, die Crillon, die Mortemart, die Rohan, die Montmorency hatten sich eingefunden — deren

Freude über die Rückkehr des alten Regiments war begreiflich —, man sah auch jene starken Söhne der Zeit, die Paladine Napoleon's, die er zu Fürsten und Herzögen gemacht hatte: Ney, Marmont, Oudinot, Moncey, Kellermann, Nansouty, vor und hinter dem Grafen von Artois reiten; und derjenige, der sie so hoch erhoben, weilte noch auf französischem Boden! — Durch die wogende Volksmenge nahm der Graf von Artois seinen Weg nach der Kathedrale von Nôtre Dame; er wollte zuerst dem Drange seines Herzens folgen, Gott danken für die Wandlung des Geschicks seines Hauses, ehe er die Königswohnung, die Tuilerien, beträte. Und als er endlich im Schloßhofe vom Pferde stieg und dann die leeren Gemächer durchschritt, in welchen dereinst sein Bruder und seine theure Schwägerin so viele Stunden der Angst durchlebt hatten und die sie verließen, um als Gefangene in den Tempel zu gehen und dann auf's Blutgerüst — gewiß, diese blutigen Erinnerungen waren ein sehr, sehr bitterer Wermuthstropfen in den Becher der Freude und mochten wohl den Jubel seines Herzens sehr abdämpfen, den Jubel darüber, endlich, endlich wieder in dem Hause seiner Väter zu wohnen.

Er erhielt hier den Besuch des Kaisers Alexander, und auch der Senat suchte ihn hier auf und erklärte ihm — welcher Erklärung von gerade dieser Corporation es übrigens gar nicht erst bedurfte —

daß er den Grafen von Artois als Generalstatthalter des Reiches anerkenne. Der Graf las auf Andrängen des Kaisers der Deputation dieser völlig in Mißcredit gerathenen Körperschaft eine Rede vor, die Fouché aufgesetzt hatte und in welcher alle nationalen Freiheiten und Bürgschaften gewährleistet wurden, welche die ehemalige rupublikanische, jetzt liberale Partei forderte. — Hatte der Graf den Senat kalt behandelt, so behandelte er dagegen die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, die ihn ebenfalls in den Tuilerien aufsuchten, zuvorkommend: er stellte sich, als ob er in ihnen die wahren Vertreter der Nation sähe.

Nachdem der Herr Generalstatthalter des Königreichs von der königlichen Residenz Besitz ergriffen und sich darin wohnlich eingerichtet hatte, mußte er endlich auch darauf denken, das königliche Handwerk des Regierens zu treiben. Drei Tage lang hatte er Deputationen empfangen, die alle voll des Glücks waren, die Nachkommen des heiligen Ludwig und des guten Königs Heinrich den Franzosen wieder geschenkt zu sehen; er hatte allen zugelächelt, allen freundliche Worte gesagt, allen Versprechungen gemacht, wie gut sie es hinfort unter dem milden Scepter der Bourbonen haben würden, in deren Erinnerung Alles verlöscht wäre, was das verflossene Vierteljahrhundert hindurch Schlimmes von Frankreich aus ihnen widerfahren sei; und alle

waren heimgegangen, entzückt von der Liebenswürdigkeit und Großherzigkeit des guten, lieben Herrn und trugen sein Lob durch das Land. Für solche Geschäfte war offenbar der Graf von Artois, seiner ganzen äußern und innern Anlage nach, die passendste Persönlichkeit der rückkehrenden Bourbonenfamilie; denn mit einem angenehmen Aeußern und einem geschmeidigen, verbindlichen Benehmen gegen Jedermann verband er einen Geist, der freilich nicht tief war, der aber eben seiner Oberflächlichkeit und der leichten Schaumblasen halber, die er zuweilen aufwarf oder die er aufgeworfen haben sollte — denn nicht alle Bonmots, die man dem Grafen von Artois zuschrieb, waren von ihm; so hatte er z. B. den Ausspruch nicht gethan: „Ich sehe mein Vaterland wieder, nun bin ich glücklich; nichts hat sich in Frankreich geändert, es ist nur ein Franzose mehr da" — die Franzosen so sehr entzückte.

In seinem Regierungsconseil war Vitrolles (Eugen Franz August von Arnaud, Baron von Vitrolles, geb. 1774 auf dem Schlosse Vitrolles in der Provence) der Hauptmatador und das treibende Agens, obwohl er nur die untergeordnete Stelle eines Secretärs dieser Behörde bekleidete. Er besaß völlig das Ohr und das Herz seines Herrn und wohnte unmittelbar neben diesem in den Tuilerien. Die übrigen Mitglieder dieser Uebergangsregierung waren: der unvermeidliche Talleyrand, der Mar-

schall Moncey, der Marschall Oudinot, der Herzog von Dalberg, der Graf von Jaucourt, die Generale Beurnonville und Dessoles und der Abbé von Montesquiou. Das erste Debüt dieser Regierung war ein unglückliches: zehn Tage nach der Abreise Napoleon's von Fontainebleau schloß Talleyrand mit den verbündeten Mächten behufs Einstellung der Feindseligkeiten einen Vertrag ab, in Bezug auf welchen Ludwig XVIII., als er davon Kunde erhielt — freilich zu spät! — an seinen Bruder schrieb: „er möge etwas mehr Undankbarkeit zeigen.“ Kraft dieses Vertrags hatte der Graf von Artois mit einem Federstrich an funfzig feste Plätze und ein ungeheures Material an Eisen, Blei, Bauholz, Leinwand, Werkzeugen, Kanonenröhren u. s. w. an die Verbündeten übergeben. „Unmöglich,“ schreibt die Herzogin von Abrantes, „läßt sich ein größerer Leichtsinn denken, als der des Grafen von Artois. Er hatte gelächelt, indem er die Verzichtleistung auf Alles das unterzeichnete, was uns wenigstens noch einige Achtung in dem Königskampfe erhalten konnte, der in Wien eröffnet werden sollte.“

„Es war Zeit, daß ich ankam,“ schreibt Ludwig, und er hatte Recht, denn sein Herr Bruder war ein schlechter Stellvertreter: er wußte bald gar nicht mehr, wie er denn eigentlich das Scepter führen sollte. Er hatte Frankreich wehrlos dem Feinde in die Hände geliefert, er hatte aller Welt

freisinnige Versprechungen gemacht, trotzdem er nichts weniger als liberal, sondern vielmehr sehr absolutistisch gesinnt war: es ward ihm endlich selbst so unbehaglich in dem Königsmantel, den er im Namen seines Bruders trug, daß er den Grafen von Bruges, einen seiner vertrautesten Adjutanten, nach England schickte, um seinen Bruder Ludwig einzuladen nach Frankreich zu kommen und die Regierung selbst zu übernehmen.

Als Ludwig XVIII. am 4. Mai 1814 seinen Einzug in Paris gehalten und seinem Bruder Artois die Herrscherlast von den Schultern genommen hatte, ernannte er ihn zum General-Obristen aller National-Garden des Königreichs, und der Graf von Artois hielt als solcher bei Gelegenheit der Fahnenvertheilung an die Pariser Nationalgarde, die der König auf dem Marsfelde vornahm, folgende Rede an seinen Bruder: „Sire! die Nationalgarde weiß die hohe Ehre sehr zu schätzen, welche Ew. Majestät ihr haben erzeigen wollen, indem Sie selbst ihr die Fahnen übergeben. Ich kann Ihnen versichern, daß sie ihrer würdig ist; alle Individuen derselben sind bereit, für die Person Ew. Majestät zu sterben, und unter so vielen treuen Unterthanen ist keiner ergebener, als Ihr General-Obrist!"

Vier Monate später, als er seinem Bruder die Zügel der Regierung übergeben hatte, am 8. September reiste der Graf von Artois von Paris ab,

um auch den übrigen getreuen Unterthanen des Reichs das Glück seines Anblicks zu gewähren. Er besuchte die östlichen und die südlichen Provinzen, sah Lyon, wo er am 17. September ankam; sah Marseille, deren Bewohner er glücklich machte, indem er ihnen ankündigte, der König würde ihre Hafenfreiheiten wiederherstellen; er sah ferner Avignon, die ehemalige Residenz der Päbste und am 28. October hielt er seinen Einzug in dieselbe Stadt Vesoul, wo die Oesterreicher im Frühlinge desselben Jahres ihm nur unter herben Demüthigungen den Aufenthalt gestattet hatten; er autorisirte diese Stadt im Namen des Königs, hinfort den Titel einer *guten Stadt* zu führen. Zurückgekehrt nach Paris stattete er seinem Bruder über seine Reise Bericht ab: „Ich bin — sagte er — in Avignon wie ein Pabst aufgenommen worden und in Lyon wie ein König.“ Aber die böse Dame Junot schreibt über diese Reise des Grafen von Artois: „Hüpfend ging er durch Frankreich, ließ überall ein Te Deum singen, besuchte Abends die Bälle, lächelte aller Welt zu, und hatte freilich im Herzen nicht mehr Galle als eine Taube, aber auch im Kopf nicht mehr Hirn als ein Hase.“

Die Stadt, die den Grafen von Artois im September 1814 wie ein König empfangen hatte, Lyon, zeigte sich einige Monate später, im März 1815, wo er abermals zu ihr kam, nichts weniger

als entzückt von seiner Gegenwart. Vielleicht, daß der Enthusiasmus bei seinem ersten Besuche gar kein natürlicher, sondern ein künstlich erzeugter gewesen, — man weiß ja, wie eifrig bemüht die Diener ihres Herrn in der Regel sind, um dem einmal eintreffenden, gewöhnlich schon lange vorher angemeldeten Herrn und Meister Alles im rosenfarbenen Lichte zu zeigen! — vielleicht auch, daß der erste Versuch der wieder heimgekehrten Bourbonen im Regieren nicht nach dem Wunsche der Lyonnesen ausgefallen war und daß sie Vergleiche anstellten zwischen dem glänzenden, feurigen Meteor Napoleon und dem still und matt scheinenden Sterne Ludwig; kurz, der Graf von Artois fand keine Spur von Enthusiasmus mehr, als er im März 1815 zum zweiten Male in Lyon einritt.

Und weshalb kam er nach Lyon? Er wollte Napoleon wieder nach Elba zurückwerfen, von wo dieser, auf seinen Stern vertrauend und unterrichtet, daß sich die Herzen der Franzosen ihm wieder zugewendet hätten und seine Ankunft ersehnten, am 26. Februar mit 1100 Mann aufgebrochen und am 1. März unangefochten zu Cannes gelandet war. Und als am 7. März der Obrist Labedoyère mit seinem Regimente zu ihm gestoßen war, — der dafür später in der Ebene von Grenelle erschossen wurde —, und als auch Grenoble an demselben Tage ihm seine Thore geöffnet und ihn mit Jubel

aufgenommen hatte, da sank das Lilienbanner in Lyon und überall tief, tief zur Erde und die kaiserlichen Adler flogen und flogen unaufgehalten und überall mit Jubel begrüßt, bis sie am 20. März sich auf dem Königsschlosse zu Paris niederließen.

Der Graf von Artois war in der Nacht vom 5. zum 6. März von Paris aufgebrochen und war am 8. um zehn Uhr Morgens in Lyon angekommen. Napoleon empfing die Nachricht von dem Einzuge des Grafen in Bourgoing; er lächelte; später in Paris sagte er: „Hätte ich diese Nachricht vor meiner Ankunft in Grenoble empfangen, so würde sie mich besorgt gemacht haben; in Lyon aber *konnte* ich nur Eines befürchten, daß nämlich der Graf von Artois dort bliebe: denn ich wollte nicht, daß meine Rückkehr in die Tuilerien mit einem Tropfen Blut bezeichnet würde."

Der Graf von Artois machte übrigens alle möglichen Anstrengungen, um Lyon zu halten: er ließ Barricaden errichten und wollte sogar die Brücken über die Rhone zerstören, um die Ankunft Napoleon's in Lyon zu hindern oder wenigstens aufzuhalten. Als jedoch im Municipalrathe die Sache zur Sprache kam, erhob sich ein drohendes Gemurre und als in die Arbeiterbevölkerung die Kunde von diesem Vorhaben transpirirte, da bildeten sich zahlreiche Gruppen, die schlimme Worte fallen ließen, — die Brücken wurden nicht zerstört.

Trotz all' dieser Anzeichen des Abfalls wollte der Graf von Artois noch immer nicht erkennen, daß die königliche Sache verloren sei; es ward ihm diese Erkenntniß jedoch unzweifelhaft, als er die Garnison von Lyon die Revue passiren ließ. Es stand damals unter andern auch das dreizehnte Dragonerregiment in Lyon. Als sich der Graf der Front dieses Regiments näherte, blieb es stumm, kein Hurrah für den König, kein's für den Grafen erschallte. Aber es war diesem zu wichtig, die Soldaten dem Könige zu erhalten; er begriff, daß das Spiel halb gewonnen wäre, wenn die Truppen von Lyon zu ihm überträten; er verschwendete daher sein einnehmendstes Lächeln an den Obrist des Regiments, als er zu ihm sagte: „Ein schönes Regiment, Obrist; ich hoffe, daß ich auf diese braven Leute zählen kann?" — „Monseigneur," erwiderte der Obrist, nachdem der Graf die Frage wiederholt hatte, „ich bin bereit, für den Dienst des Königs zu sterben; aber ich kann für meine Leute nicht stehen, besonders wenn sie auf ihre Landsleute schießen sollen." Er schwang hierauf seinen Säbel und rief mit lauter Stimme: „Es lebe der König!" Wie vorher aber bei der Ankunft des Grafen blieb das Regiment stumm; als jedoch der Obrist zum zweiten Male denselben Ruf erschallen ließ, da blieb das Regiment nicht mehr stumm, sondern es ging ein drohendes Murren durch seine Reihen und die

Augen der Soldaten flammten und schossen zornige Blitze auf den Grafen. Dieser erkannte, daß er das Letzte versuchen müßte. Er ritt auf einen alten Quartiermeister zu, dem er die Hand entgegenstreckte. Aber o Wunder! der Soldat verschmähte den Händedruck des Prinzen! „Nun," redete ihn der Graf an, „willst du nicht von mir ein Zeichen der Achtung für dein Regiment annehmen?" — „Niemand, Monseigneur," brummte der Alte, „Niemand im ganzen Regimente haßt den König!" — „Schön," erwiderte der Graf, „so rufe mit mir: Es lebe der König!" — „Ich kann nicht!" antwortete der Soldat; aber gleich darauf rief er: „Es lebe der Kaiser!" Das war das Zauberwort, welches das Siegel von den Lippen der Soldaten lös'te: „Es lebe der Kaiser!" ertönte es wie das Rollen des Donners aus tausend und aber tausend Kehlen und die Gesichter der Krieger leuchteten.

Was sollte nach diesem Vorgange der Graf von Artois noch in Lyon? Er sah ein, daß er hier nichts mehr zu thun hätte und beeilte sich, nach Paris zum Könige zurückzukehren. Und auch diese Abreise war noch mit einer herben Demüthigung verbunden; denn die berittene Nationalgarde von Lyon, die bei seiner Ankunft ihn immerhin gut aufgenommen hatte, ließ ihn allein, oder fast allein — sie gab ihm nur einen einzigen Mann zur Begleitung mit! — nach Paris zurückkehren. Dieses Be-

nehmen empörte das dreizehnte Dragonerregiment so sehr, daß es aus seinen Reihen einige Mann unter dem Lieutenant Marchebout stellte, welche den Grafen und sein Gefolge zehn bis zwölf Stunden von Lyon begleiteten. Dem einzigen treuen Nationalgardisten gab Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion zur Belohnung; zur Nationalgarde aber, die nach seinem Einzuge zu ihm kam, um seine Befehle in Empfang zu nehmen, sagte er rauh: „Was soll die berittene Nationalgarde? die Gesetze des Kaiserreichs gestatten sie nicht!" —

Der Graf von Artois wurde von seinem Bruder Ludwig, der seinetwegen in großer Angst geschwebt, daß ihn Uebelgesinnte unterwegs aufheben und an Napoleon ausliefern möchten, mit offenen Armen empfangen. Er beschwerte sich bitter bei diesem über den Kriegsminister, Marschall Soult, der die verschiedenen Truppencorps auf dem Wege Napoleon's zu vereinzelt aufgestellt habe; sein Bruder erfüllte jedoch diesmal seinen Wunsch noch nicht, daß der Herzog von Dalmatien durch den letzten Kriegsminister der Kaiserregierung, den Herzog von Feltre, ersetzt werden möchte.

Hatten die Leute des Hofes sich bei der Abreise des Grafen nach Lyon in Hoffnungen gewiegt, er werde den verwegenen Abenteurer und seine wenigen Begleiter mit blutigen Köpfen in's Meer zurückjagen, so befiel sie jetzt ein panischer Schrecken,

als sie nicht nur den Traum des Grafen und ihren eigenen in Nichts zerrinnen sahen, sondern auch Stunde um Stunde beunruhigendere Nachrichten von dem vom Jubel der Bevölkerung umbrausten Vorrücken des „schlimmen Mannes" erhielten. Flucht, schleunige Flucht war jetzt der einzige Gedanke, der die früher so Siegesgewissen beseelte.

Wie sehr die Furcht im Stande ist, die stolzesten Gemüther zur Demuth zu bringen, ja wie sehr sie sogar den Abscheu, und zwar den motivirtesten Abscheu gegen eine Persönlichkeit abschwächen kann, das sah man jetzt: schon früher hatte der König selbst sich an Fouché gewendet, jetzt wandte sich auch Monsieur Graf Artois an den Polizeiminister Napoleon's, an den Königsmörder und Schlächter von Nantes und Lyon, um von ihm Rath in der schlimmen Lage zu erhalten. Aber Fouché kannte die Situation zu gut; er wußte, daß die schwachen Lilien bei dem Rauschen der kaiserlichen Adler umbrechen mußten, und sagte dem Grafen geradezu, als dieser ihn frug, was zu thun sei, um Napoleon zurückzuschlagen: „Das geht über die Macht des Königs; man muß der Bestimmung des Augenblicks weichen. Zu Grenoble und Lyon ist die Frage entschieden und dem Beispiele dieser beiden Städte wird das übrige Frankreich nachfolgen." Und als der Graf ausrief: „So sind wir also verloren?" erwiderte Fouché: „Ihre Abreise ist gewiß; das ist

Alles, was ich sagen kann. Doch wer weiß," setzte er tröstend hinzu, „was die Vorsehung Ihnen noch aufbehält!" — „Sie irren sich sicherlich," sagte der Graf, „der Marschall Ney steht für die Truppen: der Süden, der Westen, der Norden, drei Viertheile des Ostens, der ganze Mittelpunkt des Königreichs ist für uns. Das Volk scheint von der besten Gesinnung zu sein und die Vendée wird uns gewiß nicht fehlen." — Wie Fouché gleich zu Anfang des Gesprächs die Freunde des Grafen, die Royalisten, scharf getadelt hatte, die an der jetzigen Calamität die Hauptschuld trügen, so gab er dem Grafen jetzt wieder den guten Rath, sich, wenn er einst wieder nach Frankreich käme, nur auf die Patrioten zu stützen. „Ihre Royalisten," sagte er, „werden Ihnen nie mit Erfolg dienen. Sehen Sie doch, wie sie die Bourbonen in den Zeiten verlassen haben, wo sie unstreitig für sie kämpfen mußten, nicht im Inlande, sondern außerhalb Frankreichs." — „Das kam, weil sie mir folgen wollten." — „Sind sie Ihnen denn vor drei Tagen gefolgt?" frug Fouché. „Ich wiederhole es Ihnen, wenn sich der Thron nicht einzig und allein auf die Mittelklasse und das Volk stützt, wird er immer schwanken." Aber der niedrigen Plebs eine solche Macht zu vindiciren, widerstrebte dem aristokratischen Gemüthe des Herrn Grafen; er meinte überdies, wenn ganz Frankreich die königliche Sache verließe, so würde doch die

Vendée treu zu ihr stehen und sie bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen. Die bestimmte Antwort Fouché's: „Sie irren sich, gnädigster Prinz; ich sage es wiederholt, die Vendée erhebt sich nicht," schlug jedoch auch diese letzte Hoffnung des Grafen nieder, und er ließ sich nun so weit herab, daß er den Mann, den er in tiefster Seele haßte und verabscheute, um Hülfe bat: „Könnte denn," sagte er völlig entmuthigt zu Fouché, „Ihre tiefe Einsicht in die Regierungskunst und Ihre Menschenkenntniß uns gar nicht beistehen, um aus diesem Wirrwarr zu entkommen, wenn eine ausgedehntere Vollmacht Ihnen ertheilt würde?" — „Ein solcher Beweis Ihres Zutrauens, königliche Hoheit," erwiderte dieser, „söhnt mich mit mir selber aus; ich wünschte demselben, und kostete es mein Blut, würdig zu entsprechen; aber leider! ist es physisch unmöglich. Die Verhältnisse sind so, daß Nichts Bonaparte gegenwärtig zurückschlagen kann; sein siegreicher Einfall macht die Unterwerfung zur Nothwendigkeit."

Nach dieser Unterredung gab Fouché über den Grafen folgendes Urtheil gegen einen Freund ab: „Der Graf von Artois ist ein Mann von Herz; man könnte einen König aus ihm machen, aber—"— „Nun, aber?" frug der Andere. — „Ja," fuhr Fouché fort, „Monsieur könnte einer der besten Könige werden, welche Frankreich je hatte; er ist ein guter Baum, der frischer als je grünen würde, wollte

er sich eine Menge todter Aeste nehmen lassen." Vielleicht hatte der Herzog von Otranto Recht: die stürmische Jugend lag hinter dem Grafen; er hatte zudem am Todtenbette der Frau von Polastron für alle Zeit ähnlichen deliciösen Freuden entsagt, wie er sie vor der großen turba von 1789 in seinem Liebesschlößchen Bagatelle und anderswo in so reichem Maaße genossen; aber war die Umwandlung seines innern Menschen eine heilsame gewesen? Nein! Statt der üppigen Ranken, die früher an ihm emporwucherten und seinem physischen Leben verderblich wurden und die er mit scharfem Messer und unerbittlich abschnitt und in den Sarg seiner todten Geliebten legte, schossen seitdem noch bei weitem gefährlichere Schmarotzerpflanzen an ihm auf, Schmarotzerpflanzen, die seinem Geistesleben die Nahrung raubten — les extremes se touchent: der Graf von Artois war aus einem sehr frivolen Weltkinde ein hyperfrommer Betbruder geworden, ein willenloser Mensch, der am Leitseile seiner jesuitischen Umgebung ging. Das waren die „todten Aeste" an dem „guten Baume," von denen Fouché sprach, das waren die Makel, die es verhinderten, daß aus dem Grafen „einer der besten Könige" wurde.

Es war am 11. März 1815, als ein Stabsoffizier des Gardeducorps den Grafen von Artois versicherte, daß die Nationalgarde, deren General-Obrist, wie wir wissen, der Graf war, gegen Na-

poleon fechten würde. Der Graf glaubte dies, denn er wünschte es; er ward aber aus seinen Himmeln gerissen durch einen Commandanten der Nationalgarde, der ihm auf seine Anrede, er wolle Revue über die Nationalgarde halten, erwiderte: „Monseigneur, ich wünschte, daß Ew. Kön. Hoheit dies erst morgen thäten. Bis dahin können Sie einen großen, einen ungeheuren Vortheil erringen, und dann würde eine Revue ein Resultat haben; vorher aber fürchte ich —" „Ja," fuhr er fort, nachdem er die wüthenden Blicke der Umgebung des Grafen muthig ausgehalten hatte, „ja, Monsieur, Sie glauben zu einem Triumphe zu gehen, aber Sie werden sich einer bittern Täuschung aussetzen, wenn Sie noch diesen Morgen die Revue abhalten." — „Was soll ich denn aber thun?" frug der Graf. — „Gehen Ew. Kön. Hoheit noch diesen Morgen mit dem Könige in die Sitzung. Legen Sie mit dem Herzoge von Berry den Eid auf die Charte ab, den die Nation so lange erwartet, und ich schwöre Ihnen und verpflichte mich bei meiner Ehre, daß die ganze Nationalgarde für Sie sein wird." Der Rath war gut, aber der Graf befolgte ihn nicht; es kam denn auch zu der „bittern Täuschung," von welcher der Commandant gesprochen hatte. Als der Graf mit seinem freundlichsten Lächeln an diejenige Legion der Nationalgarde heranritt, die nach der Versicherung jenes Gardeducorps-Offiziers von dem

besten Geiste gegen die Bourbonen beseelt sein sollte, und ihnen zurief: „Meine Freunde, es lebe der König! Alle, welche für ihn kämpfen und dem Feinde entgegen gehen wollen, treten vor!" da traten — fünf Mann hervor!

Die Nationalgarde, das Volksheer, hatte also offenbar keine sehr warmen Sympathien für ihren General-Obristen und dessen erlauchte Familie; wie stand es in dieser Beziehung mit dem Volke selbst? — um Nichts besser. Der Herzog von Parma, Cambacérès, hatte Ludwig XVIII. denselben Rath gegeben, den jener Nationalgarde-Commandant dem Grafen von Artois gegeben hatte: das Volk sei unwillig, daß die königlichen Prinzen noch immer die Charte nicht beschworen hätten; es sei möglich, daß ein Umschwung in der öffentlichen Meinung zu Gunsten der königlichen Sache einträte, wenn das Volk die feierliche Versicherung erhalte, daß nie wieder das alte Joch der Feudal- und Priesterherrschaft auf ihm lasten werde.

Ludwig XVIII. schlug einen guten Rath nicht so leicht in den Wind als sein Bruder. Indessen war dieser Letztere sogleich bereit, den König in die königliche Sitzung vom 16. März zu begleiten.

Dieser 16. März war ein trüber, finsterer Tag; der Wind ging scharf und schneidend. In seinem Wagen hatte der kranke König seinen Bruder, den Sohn desselben (den Herzog von Berry) und end-

lich den Herzog von Orleans. Auf dem Wege bildete eine doppelte Reihe von Nationalgarden und anderen Truppen Spalier. Der König grüßte lächelnd die Menge und das Volk antwortete mit dem herkömmlichen „Es lebe der König!“ Auch die Soldaten riefen „Vive le roi!“ aber sie setzten hinzu „de Rome!“ und zwar laut genug, daß Ludwig und seine Begleiter es hören konnten. Die Betrübniß darüber mußte jedoch vor dem Empfange weichen, der den hohen Herren in der Kammer zu Theil wurde, die bei'm Anblicke des niedergebeugten Königs, der, auf Herrn von Blacas und den Herzog von Duras gestützt, mühselig einherwankte, durch anhaltendes Beifallklatschen und Geschrei ihre innige Theilnahme zu erkennen gab.

Selbst die bissige Herzogin von Abrantes giebt zu, daß der König bei dieser Gelegenheit gut sprach, weil er — gegen seine Gewohnheit — einfach, und zwar deshalb einfach sprach, weil er gerührt war.

„Ich fürchte nichts für mich,“ sagte Ludwig u. A., „ich fürchte für Frankreich. Ich habe für das Glück meines Volkes gearbeitet; ich empfing und empfange noch täglich die rührendsten Beweise seiner Liebe. Könnte ich, jetzt sechszig Jahre alt, meine Laufbahn besser beschließen, als mit dem Tode zu seiner Vertheidigung?“

Nach dieser Rede erschütterte von Neuem donnernder Lebehochruf den Saal, der sich nur legte,

als der Graf von Artois sich von seinem Sitz erhob, sich dem Könige näherte und folgende Worte an ihn richtete: „Sire, wohl weiß ich, daß ich mich von den gewöhnlichen Regeln entferne, indem ich vor Ew. Majestät spreche; aber die Umstände drängen, und ich will hier vor den Repräsentanten des Volks es aussprechen, daß meine Familie und ich, Sire, alle die Gesinnungen theilen, welche Ew. Maj. beseelen." Und sich hierauf gegen den Herzog von Berry und den von Orleans, dann gegen die Versammlung verbeugend, fügte er hinzu: „Ja, Sire, bei unserer Ehre schwören wir Alle Treue Ew. Majestät und der constitutionellen Charte, welche für immer das Glück Frankreichs sichert." — „Wir schwören!" bekräftigten die übrigen Mitglieder der königlichen Familie.

Möglich, daß eine solche Erklärung, wenn sie ebenso offen und ehrlich neun Monate früher gegeben worden wäre, das Volk und das Heer geneigt gemacht hätte, sich dem aus der Verbannung wiederkehrenden Napoleon erfolgreich entgegenzuwerfen, heute hatte sie diese Macht nicht mehr; auch daß die Kammer zwei Tage später den Kampf gegen den Kaiser für einen Nationalkrieg erklärte und alle Franzosen zu den Waffen rief, war ohne allen Erfolg: es erhob sich keine Hand gegen ihn, und wieder zwei Tage später, am 20. März um Mitternacht, verließ der kranke Ludwig das Königsschloß, in welches am andern

Tage der Imperator auf den Händen seiner Soldaten getragen wurde.

Das öffentliche Leben des Grafen von Artois hat von dieser Zeit an nur wenig Interesse. Er folgte seinem Bruder Ludwig in die Verbannung nach Gent, ging mit ihm nach der Schlacht von Waterloo, in welcher Napoleon die Krone vom Haupte fiel, wieder nach Frankreich zurück, ward mehr und mehr von seinen geistlichen und nichtgeistlichen Freunden in ihre Netze verstrickt und machte in Folge dessen seinem nichts weniger als frommen Bruder das Leben herzlich sauer, der, um des lieben Friedens willen, leider Manches gut hieß, was sein heller Verstand als verwerflich erkannte; manchmal allerdings las er ihm jedoch auch sehr eindringlich die Leviten und der gute Herr, der immer bereit war, die Kastanien für seine lieben Freunde aus dem Feuer zu holen, schämte sich dann wohl und verhielt sich einige Zeit ruhig. Dies Alles ist schon in der Geschichte Ludwig's XVIII. mit angedeutet worden und wir wollen durch wiederholte Aufzählung der Nergeleien, mit denen der Graf — das wollen wir (ob zu seinem Ruhme?) sagen — nur auf Antrieb seiner Umgebung seinen Bruder quälte, nicht den Raum unnöthig vergeuden.

Ein Dictum Ludwig's über den Herrn von Polignac, für welchen der Graf von Artois eine fast väterliche Vorliebe hatte und den er deshalb gern

so hoch als nur immer möglich erhoben gesehen hätte, — später erhob er ihn selbst, freilich zu seinem Verderben, sehr hoch — wollen wir hier einschalten. Er hatte diesen Herrn seinem Bruder zum Minister vorgeschlagen, dieser war jedoch so klug, sich denselben mit folgenden Worten zu verbitten: „Mein Bruder, wenn Sie und ich Bonaparte vorschlügen, mein Ministerium zu bilden, so würde er nicht zögern, den Grafen Julius von Polignac an die Spitze desselben zu stellen; ich glaube daher, daß ich ihm nicht einmal die letzte Stelle darin ertheilen darf.“

Das Redenhalten war, wie wir bereits wissen, nicht die starke Seite des Grafen von Artois; es mußten wichtige Beweggründe sein, die ihn seine Schüchternheit in dieser Beziehung überwinden ließen. Dies war u. A. der Fall, als die Pairskammer auf den Antrag des Herzogs von Fitz-James seinem Sohne Angoulème den Dank der Nation für sein gutes Benehmen im Süden Frankreichs votiren wollte, bei welcher Gelegenheit der Graf folgende Rede hielt: „Wenn mein Sohn das Glück gehabt hätte, gegen die äußern Feinde Frankreichs den Muth zu zeigen, den Sie in ihm ehren wollen, so würde ein solcher Lohn meiner Zufriedenheit, wie der seinigen, die Krone aufsetzen; aber kann der Herzog von Angoulème, ein Franzose, ein französischer Prinz, den Schmerz vergessen, daß er gegen irregeleitete Fran-

zosen kämpfen mußte, und wie wehe seinem Herzen diese grausame Nothwendigkeit that? Erlauben Sie daher, meine Herren, daß ich für meinen Sohn einen auf solche Weise verdienten Dank ablehne. Was den Rückzug der spanischen Truppen betrifft, so verdanken wir diesen nicht dem Herzoge von Angoulème, sondern dem ganzen Süden, dem herrlichen Geiste, von dem jene Provinzen beseelt sind, der Anhänglichkeit und Treue Frankreichs für seinen König und der Huldigung, welche der edle spanische Charakter dieser Treue zollte. Deshalb zog der König von Spanien jene Truppen zurück, die er nur in der freundschaftlichsten und edelmüthigsten Absicht hatte an die Grenze rücken lassen." Man sieht, der Graf von Artois konnte im Jahre 1815 mehr als im Jahre 1789, wo ihn die Furcht davor, öffentlich reden zu sollen, so sehr übermannte, daß er sein Concept völlig vergaß.

Ludwig XVIII. hatte schon immer mit Schmerz an die fürchterliche Möglichkeit gedacht, daß dereinst ein Anderer als ein Abkömmling seines eignen erlauchten Hauses auf dem französischen Throne sitzen könnte — wenn er 1830 und gar wenn er 1848 und so weiter hätte vorhersehen können! —; denn seine „Antigone," wie er die Herzogin von Angoulème gern nannte, hatte ihm bis dahin noch keine Hoffnung gegeben, daß sie dem absterbenden Stamme der Lilienkönige ein frisches Reis aufpflanzen werde:

ihre Ehe mit ihrem Vetter, der nach der boshaften Dame Junot „kein Prinz, noch weniger ein Mann, sondern Nichts, nur eine menschliche Hülle" war, war fruchtlos geblieben. Schon in Gent trug sich daher der alte Herr mit dem Plane, seinen zweiten Neffen, den Herzog von Berry, recht bald zu vermählen, damit er, ehe es zu spät würde — denn der Herzog war 1778 geboren, er stand also 1816 bereits in seinem achtunddreißigsten Jahre und hatte bis dahin als „der Sohn seines Vaters," ehe dieser sich zum frommen Manne convertirte, gelebt — dem wiedergewonnenen Throne Erben erwecke. Wir wissen aus der Geschichte des Herzogs, daß er die Wünsche seines Hauses erfüllte: am 17. Juni 1816 segnete der Großalmosenier des Königs in Notre Dame seine Ehe mit der Tochter des Kronprinzen von Neapel, Herzogs Franz Januarius Joseph von Calabrien, ein und diese Dame erfüllte dann auch ihrerseits die in sie gesetzten Hoffnungen und gebar nach zweimaliger Niederkunft, deren Früchte nicht am Leben blieben, endlich am 21. September 1819 ein Töchterchen, das nicht gleich nach der Geburt wieder starb, sondern leben blieb und alle Wechselfälle, welche über ihr Haus später hereinbrachen, mit durchmachte.

An all' diesen häuslichen Freuden und Leiden des Stammfortpflanzers nahm der fromme Papa Artois natürlich den lebhaftesten Antheil. War zur

Zeit ihm auch noch kein Enkel — wenigstens kein lebensfähiger Enkel — geboren worden, die Hoffnung durfte er dennoch festhalten, daß dies wohl noch geschehen und daß Frankreich nicht dereinst von dem Unglück heimgesucht werden werde, sich unter das Scepter eines Königs zu beugen, der einem andern als dem Stamme der Lilienkönige entsprossen wäre. Der arme alte Mann! wie schrecklich ward er aus diesen süßen Träumen aufgedonnert durch jene fürchterliche Nachricht in der Nacht des Fastnachtssonntags von 1820! Der Dolch Louvel's warf alle seine Hoffaungen darnieder: der Herzog von Berry ermordet — ein Mädchen sein Erbe — der Herzog von Angoulème „kein Prinz, noch weniger ein Mann" — er selbst ein Greis — — ja nun mußte allerdings und zwar bald jenes so sehr gefürchtete Unglück über Frankreich hereinbrechen; denn wenn sechs altersschwache Augen sich geschlossen hatten, so war das Land verwaist! Aber nein! so tief wollte das Schicksal den armen Vater nicht beugen. Der Sterbende hinterliß eine Hoffnung, die das Schreckliche seines gewaltsamen Todes in etwas milderte: als er seine trostlose Gattin bat, sich für das Kind zu schonen, das sie unter ihrem Herzen trage, da leuchteten auf einen Augenblick die Gesichter derer, die sein Sterbelager umstanden. Und ja, es folgte auf den schrecklichen 13. Februar der hoffnungsreiche 29. September! Wieder war es zur

Nachtzeit, daß man den Grafen von Artois weckte, aber es waren Thränen der Freude, die er am Bette seiner verwittweten Schwiegertochter weinte, denn er fand ein Knäblein in ihrem Schooße liegen, von dem sie nur eben auf fast geheimnißvolle Weise entbunden worden war. Dieser Knabe, der nach der ersten der dreißig guten Städte Frankreichs, nach Bordeaux, genannt wurde und in der Taufe am 1. Mai 1821, zu welcher der Vicomte von Chateaubriand das Wasser aus dem Jordan geschöpft und der Mutter des Täuflings zu diesem Zwecke überreicht hatte, die Namen Heinrich Carl Ferdinand Dieudonné erhielt, ist derselbe, der jetzt fern von Frankreich und seinem Throne als Graf von Chambord lebt und des Augenblicks harrt, wo er als Heinrich V. das Erbe seiner Väter wird antreten können. Ob dies je geschehen wird? — Ueber die Geburt des Kindes waren der Großoncle und der Großvater desselben natürlich sehr erfreut und bethätigten dies Jeder auf seine Weise: der Großoncle-König überschüttete seine Getreuen aus dem Füllhorne seiner Gnaden und gewährte außerdem die Fürbitte der Wöchnerin für Gravier und Bouton, jene beiden zum Tode verurtheilten Missethäter, die ihr und ihrer Frucht nach dem Leben getrachtet hatten; — der Großpapa aber, der am 30. September eine Bittschrift zugestellt erhielt: „Gnädiger Herr! Meine Frau ist diese Nacht um die nämliche Stunde, als

Ihre königl. Hoheit die Frau Herzogin von Berry entbunden worden; wir sind sehr dürftig" — ließ nicht nur dieser armen Entbundenen sofort 1200 Franken auszahlen, sondern auch außerdem ließ er aus Anlaß des freudigen Ereignisses in den verschiedenen Theilen der Stadt reichliche Almosen an die Armen vertheilen.

Und noch eine Freude erlebte der Graf von Artois im Kreise seiner Familie; im Jahre 1823 nämlich, wo sein Erstgeborner als ruhmgekrönter Feldherr aus Spanien zurückkehrte. Freilich wurden die Thaten des Herzogs von Angoulème weit über die Gebühr gepriesen — es war wohl eigentlich lächerlich, wenn nicht nur die Herren mit dem Galanteriedegen, sondern selbst die alten Soldaten des Kaisers die Gutmüthigkeit so weit trieben, daß sie die Erstürmung des Trocadero bei Cadix den Schlachten des Kaiserreichs gleich, wohl gar über dieselben stellten —, immerhin aber konnte der Vater stolz auf diesen Sohn sein, der, wenn ihm auch 1823 zu viel Kränze geflochten wurden, doch 1815 wenigstens bewiesen hatte, daß er das Zeug zu einem ganz tüchtigen Soldaten hätte.

VI.

Der Graf von Artois als König Karl X.

1. Von seiner Thronbesteigung am 16. September 1824 bis zum Ministerium Polignac.

Der nichts weniger als fromme König Ludwig XVIII. war im Morgengrauen des 16. Septembers 1824 gestorben, nachdem er am Tage vorher das Herz seines hyperfrommen Bruders beruhigt und auf Zureden seiner letzten Freundin, Madame du Cayla, die Sterbesacramente sich hatte reichen lassen. Wie groß der Dienst war, den diese Dame dem durch die hartnäckige Zurückweisung der Heilsgüter der Kirche von Seiten des Sterbenden entsetzten Hofe durch ihre Vermittelung leistete, ebenso groß war auch die Undankbarkeit dieser frommen Leute, als sie durch die Hülfe jener erreicht hatten, was sie erreichen wollten. „Sie werden," hatte einmal Ludwig in einer vertraulichen Stunde zu seiner Freundin gesagt, „nach meinem Tode sprechende

Erinnerungen und Pfänder meiner Anhänglichkeit finden, deren Annahme Sie meinem Andenken nicht werden versagen können.“ Als aber der König todt war, fand sich Nichts, was einer Verwirklichung dieses Versprechens ähnlich gesehen hätte: alle Briefe, alle letztwilligen Bestimmungen und Willenserklärungen in Bezug auf seine langjährige Freundin waren verschwunden, und eine Rente von fünfundzwanzigtausend Franken, die Karl X. dieser auf Lebenszeit bewilligte, war der ganze Dank desselben dafür, daß sie ihm vor der Zeit die Regierung verschafft, indem sie seinen Minister Villèle hatte regieren lassen. —

Wir wissen, daß Karl X., als er noch Graf von Artois war, seinem gescheidten Bruder Ludwig gar oft mit allerlei verwunderlichen Zumuthungen das Leben verbitterte; eine solche Gelegenheit war es, wo der Letztere einmal prophetisch zu ihm sagte: „Ich bin die einzige wahre Stütze, die Sie in Frankreich haben... Mein Bruder, es wird die Zeit kommen, wo ich Ihnen fehle; hüten Sie sich, daß Ihnen dann Ihre jetzigen vorgeblichen Stützen nicht ebenfalls fehlen!“

Diese Zeit war nun gekommen: der erste Leibarzt des Königs, Portal, hatte den Puls Ludwig's gefühlt und gefunden, daß er still stehe; er hatte darauf zu den Umstehenden mit seiner rauhen, heisern Stimme gesagt: „Meine Herren, der König ist

todt!" und diese hatten, wie dies bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich ist, geantwortet: „Es lebe der König!" Der neue Herr von Frankreich, nachdem er zu Füßen des Todtenbettes seines Bruders geweint und gebetet, hatte den Ministern, die, um seine Befehle zu vernehmen, zu ihm gekommen waren, geantwortet: sie möchten ihre Dienste fortsetzen, und hinzugefügt: „Meine ersten Augenblicke (als König) habe ich dem Schmerz geweiht; später werde ich ganz meinen Pflichten leben." Er hatte sich dann nach St. Cloud zurückgezogen, wo er bis zum 26. September blieb, nachdem am 24. die sterblichen Ueberreste seines Vorgängers mit ungeheurem Pomp nach der Königsgruft in St. Denis gebracht worden waren.

Viel gebetet kann Karl X. in seiner Zurückgezogenheit in St. Cloud nicht haben; denn dort drängten sich die Deputationen der hohen Staatskörperschaften, die ihre Condolenz- und Gratulationsbesuche bei ihm abzustatten kamen und denen allen er auf ihre wohlgesetzten Reden etwas Passendes erwidern mußte.

Der 26. September, der Tag seines Einzugs in Paris, war ein sehr unfreundlicher Tag, es fiel unaufhörlich ein kalter Regen vom Himmel. Aber Niemand dachte daran, die Ungunst des Wetters gerade an diesem Tage als ein böses Vorzeichen anzusehen, weder das Volk, das — wankelmüthig

und leichtgläubig wie es nun einmal ist — alles Heil von dem neuen König erwartete, noch der König selbst, der das ungeheure Zusammenströmen des Volks trotz des niederfallenden Regens für das untrüglichste Zeichen der Liebe zu ihm hielt. So täuschen sich die Menschen, auch die Könige!

Man hatte den König überreden wollen, des schlechten Wetters wegen seinen Einzug im Wagen zu halten; er lehnte dies aber ab: „Sie haben gewiß nirgends gesehen," erwiderte er demjenigen, der ihm den Rath ertheilt hatte, „daß die Bourbonen das Feuer fürchten" — eine charakteristische Auslassung gerade im Munde des früheren Grafen von Artois! — „ebenso wenig fürchten sie auch das Wasser." Das Hauptmotiv, warum er hoch zu Roß in seine „gute" Stadt Paris seinen Einzug halten wollte, war indeß seine Eitelkeit: er wußte, daß er sich zu Pferde stattlicher ausnahm als im Wagen.

Die Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige. Man hatte angekündigt, daß der König $^1/_4$1 Uhr bei der Barriere der Etoile ankommen werde, und er kam in der That um diese Zeit an, zu Pferde und in der Uniform eines Obristen der französischen Carabiniers, und der Graf von Chabrol, der schon Napoleon und Ludwig XVIII. die Schlüssel der Stadt mit einer von Ergebenheit und gar nicht auszudrückenden Freude überfließenden Rede übergeben hatte,

übergab sie auch dem neuen Herrscher und seine Rede ging heute ebenso auf Stelzen, wie die früheren auf Stelzen gegangen waren. „Paris," sagte er unter Anderm, „stolz darauf, die Wiege der edelsten und ruhmvollsten Familie zu sein, kann Anspruch darauf machen, durch seine Pracht die Königin der Städte genannt zu werden, wie sein Volk auch das erste unter allen sein will hinsichtlich seiner Treue, seiner Ergebenheit, seiner Liebe...." Karl X. antwortete: „Ich lasse Ihnen die Schlüssel zur Aufbewahrung, indem ich sie keinen treueren Händen übergeben kann.... Mit einem Gefühle von tiefem Schmerz und von Freude trete ich in diese Mauern, mitten unter mein gutes Volk; voll Freude, weil ich gewiß weiß, daß ich bis zum letzten meiner Tage bemüht sein werde, um sein Glück sicher zu stellen." Es waren dies Höflichkeitsphrasen, welche sich beide Theile in's Gesicht sagten, — einen tieferen Sinn hatten sie nicht und sollten ihn wohl auch nicht haben. — Nach dieser Ceremonie setzte sich der Zug in Bewegung; er ging durch eine Gasse, die zu beiden Seiten von Linientruppen und von der Nationalgarde gebildet wurde, die Boulevards hinauf bis zur Kirche Nôtre-Dame, an deren Hauptportal der König vom Erzbischof von Paris an der Spitze seiner Geistlichkeit empfangen wurde. Auf die salbungsvolle Ansprache des Prälaten erwiderte der fromme Karl: „Meine erste Pflicht, meine Herren,

sowie mein erstes Bedürfniß bei einer so sehr mein Herz zerreißenden Gelegenheit war, mich dem Allmächtigen zu Füßen zu werfen, um ihn auf die Verwenduug der heiligen Jungfrau um die Kraft und den Muth zu bitten, deren ich bedarf, um das ungeheure Werk, welches mir aufliegt, zu Stande zu bringen. Ohne ihn vermögen wir Nichts, mit ihm Alles. Unterstützen Sie mich, meine Herren, mit Ihren Gebeten, ich gehe Sie nicht für mich, als vielmehr Frankreichs wegen darum an, welches mein Bruder so glücklich gemacht hat. Ja, trotz meines Schmerzes fühle ich's und habe das Vertrauen, daß es mir mit der Hülfe des Allmächtigen gelingen werde, Frankreich, wenn auch nicht den erlittenen Verlust zu ersetzen, doch wenigstens ihm die Bitterkeit dieses Verlustes zu versüßen.“ — Hierauf trat er mit seinem Gefolge in die Kathedrale, hörte die Gebete der Geistlichen und das domine salvum fac regem mit an, setzte sich dann wieder zu Pferde und schlug nun den Weg nach den Tuilerien ein, wo er um 3³/₄ Uhr ankam.

Nun „die Augenblicke des Schmerzes“ vorüber waren, die er in der Zurückgezogenheit von St. Cloud verlebt hatte, war die Zeit gekommen, wo er „ganz seiner Pflicht“ leben, das heißt also wohl, wo er das königliche Handwerk des Regierens mit Ernst treiben wollte. Entweder war es aber mit seinem Ernst nicht weit her, oder er hielt die Pflichten ei-

nes Königs für nicht gar schwer, so daß er sie füglich Anderen, die sie ja noch dazu gern übernahmen, aufbürden könnte. Diese willfährigen Anderen waren aber diejenigen, an deren Leitseile er schon seit Langem ging, Leute, die der kluge Ludwig trotz aller wärmsten Fürsprache seines Bruders nie hatte aufkommen lassen, kurz es war jene Jesuiten-Clique, an deren Spitze der Herr von Latil stand, jener schlaue Priester, der ihm in London die andere Hälfte jener Hostie reichte, deren eine die sterbende Magdalena Polastron erhalten hatte. Ihm und seinem Anhange, den Labourdonnaie's, den Montmorency's, den Vitrolles u. A. war die Charte Ludwig's XVIII. ein Greuel, der krasseste Absolutismus ihr Idol und all' ihr Streben war darauf gerichtet, Frankreich wieder in die finstersten Zeiten der Pfaffenherrschaft und des Freudalismus zurückzuschieben. Diesen Leuten war der Minister Villèle noch viel zu freisinnig, obwohl er sich seit langer Zeit schon öffentlich zu ganz denselben Grundsätzen bekannt und nur dieser seiner Gesinnung seine Erhebung zu danken hatte.

Joseph, Graf von Villèle, der letzte Premier-Minister Ludwig's, den Karl X. zugleich mit dem Reiche von seinem Bruder erbte, war 1773 in Toulouse geboren, trat frühzeitig in den königlichen Seedienst, ging nach Domingo und kehrte 1791 nach Frankreich zurück. Bald nachher aber ging er mit einem Stationscommandanten nach Ostindien und

von da nach der Insel Bourbon, wo er zum Mitgliede der Colonialversammlung ernannt wurde. Erst im Jahre 1807 kam er wieder nach Frankreich zurück und blieb bis 1814 ruhig in seiner Vaterstadt Toulouse. In diesem Jahre, das die Bourbonen wieder nach Frankreich und diesem die Charte Ludwig's XVIII. brachte, veröffentlichte Villèle eine Flugschrift, in welcher er sich gegen die Repräsentativ-Verfassung überhaupt und in specie gegen die Charte Ludwig's aussprach, dagegen dem krassesten Absolutismus offen das Wort redete. Diese Schrift wurde die Veranlassung, daß die Partei, deren Grundsätze er so keck vertheidigte, ihn unter ihre Flügel nahm; sie suchte ihn zu befördern und stellte ihn bald an ihre Spitze. Im Jahre 1815 ernannte ihn das Departement der Ober-Garonne zum Deputirten und er verkündete nun von der Rednerbühne herab seine Grundsätze, die er, gemäßigter als sein Anhang, nur nach und nach, nicht aber, wie seine Parteigenossen, plötzlich und mit Gewalt verwirklichen wollte. 1816 ging er wieder nach Toulouse, aber schon im folgenden Jahre ward er von Neuem zum Deputirten gewählt. 1820, nach der Ermordung des Herzogs von Berry, ward er Vicepräsident der Deputirtenkammer und noch in demselben Jahre gelangte er durch den Herzog von Richelieu in's Cabinet, mit Corbière zugleich, der an die Spitze des königlichen Raths des öffent-

lichen Unterrichts gestellt wurde, während Villèle kein Portefeuille erhielt. Diese Erhebung Villèle's war ein Zugeständniß des allerdings auch, aber nicht ganz so bornirt feudalen Herzogs von Richelieu an die feudale Kammer, mit welchem diese jedoch keineswegs zufrieden war; ihre Feindseligkeit offenbarte sich in ihrer Antwortsadresse auf die Thronrede, in welcher sie u. A. sagte: „Diese wichtigen Verbesserungen werden wir mit der Mäßigung verfolgen, die mit der Kraft Hand in Hand geht," mit welchem Ausspruche sie selbst sich die Souverainetät vindicirte. — Im folgenden Jahre (1821) ward Herr von Villèle der Erbe des Herzogs von Richelieu, welcher dem Könige, müde der ewigen Anfeindungen der ultraroyalistischen Kammer, seine Entlassung einreichte. Er ward wirklicher Minister auf des Grafen von Artois dringende Empfehlung, welcher Empfehlung dann die dem alten Ludwig so angenehme Madame du Cayla den bestimmenden Nachdruck gab. Seine Minister-Collegen waren die Herren Corbière, Montmorency, Peyronnet, Clermont-Tonnerre, denen allen er geistig weit überlegen war. — Als der Congreß zu Verona Frankreich die bewaffnete Intervention in Spanien auftrug, um den theuren Herrn Bruder Ferdinand VII., mit welchem seine mit ihm gar nicht zufriedenen Unterthanen sehr respectwidrig umsprangen, wieder auf seinen Thron festzusetzen — die Geschichte dieser

Niederwerfung der spanischen Revolution und der Wiedereinsetzung Sr. Majestät in den vorigen Stand haben wir oben bei'm Herzoge von Angoulème, dem ruhmgekrönten Helden des Trocadero, ausführlich erzählt —, war weder Ludwig noch sein kluger Minister von diesem Auftrage sehr erbaut und betrieben deshalb die Sache ziemlich lässig. Mehr dafür interessirte sich Herr von Chateaubriand, der nach der Entlassung des Herrn von Montmorency in's Cabinet gelangt war, weder zur großen Freude des Herrn von Villèle, noch auch selbst vom Könige gern gesehen, der ihm seine Berühmtheit als Schriftsteller neidete. Unter solchen Verhältnissen war es nicht gerade zu verwundern, daß der geniale Herr Vicomte nicht zu lange das Hôtel der auswärtigen Angelegenheiten bewohnte; zu verwundern war aber die kurz angebundene, grobe Art seiner Verabschiedung. Eines Sonntags ging Herr von Chateaubriand in's Schloß, um dem Könige in die Messe zu folgen. Da begegnete ihm auf der großen Treppe ein Huissier der Kammer, der ihm ein dickes Packet einhändigte, das mit dem Siegel des Conseils-Präsidenten (Villèle) verschlossen war. Dieses Packet enthielt 1. einen Brief Villèle's, der seiner lakonischen, aller Höflichkeit entbehrenden Kürze wegen im höchsten Grade beleidigend für den feingebildeten Vicomte sein mußte — er lautete: „Herr Vicomte! Ich gehorche dem Befehl des Königs und übersende

Ihnen hierbei die Verfügung. J. von Villèle." — 2. diese Verfügung selbst, die in folgenden Worten abgefaßt war: „Ludwig u. s. w. Der Graf von Villèle, Präsident unsers Ministerraths und Staatsminister des Finanzdepartements, ist ad interim mit dem Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt, an der Stelle des Herrn von Chateaubriand." Die anfängliche Verwunderung des Herrn von Chateaubriand über dieses ohne alle Ceremonie vor-die-Thür-setzen machte bald einem Gefühle der Verachtung Platz; er ging in's Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wo er folgendes Billet an Villèle schrieb: „Herr Graf, ich habe das Hôtel der auswärtigen Angelegenheiten verlassen, das Departement steht zu Ihren Diensten. Chateaubriand."

Nach Chateaubriand's Entfernung aus dem Ministerium war Herr von Villèle darauf bedacht, die mißvergnügten fanatischen Eiferer für Thron und Altar zufrieden zu stellen. Er gab dem Herzoge von Doudeauville, der ebenso dem Adel wegen seines klangvollen Names als den frommen Leuten wegen seines Eifers für die Religion angenehm war, das Ministerium des königlichen Hauses; dem Sohne desselben, dem Vicomte von La Rochefoucauld, übertrug er unter dem Titel eines Directors der schönen Künste ein wahres Ministerium der Literatur,

des Bühnenwesens und der Journale, auf welche letztere vorzüglich er durch Bestechung einen bestimmenden Einfluß zu gewinnen trachtete und auch gewann. Herrn von Vaulchier, einem Manne, dem es mit seiner Frömmigkeit Ernst war, wurde die geheime Postverwaltung anvertraut. Die auswärtigen Angelegenheiten übernahm — dem Namen nach wenigstens — der Baron von Damas, der gute Freund des Herzogs von Angoulême, mit welchem er Mancherlei gemein hatte: das wenig empfehlende Aeußere z. B., aber auch den geraden, ehrlichen Sinn. Herr von Clermont-Tonnerre — „der ist ein Viertel Krieger, drei Viertel Almosenier" — erhielt das Kriegsministerium, Herr von Chabrol das der Marine, der Bischof von Hermopolis, Herr von Frayssinous, — „war auch ein wenig der Mann der Jesuiten" — wurde später Minister der kirchlichen Angelegenheiten und Herr von Corbière, der, wie die Dame Junot berichtet, seine Liebe zwischen Katzen, seiner Frau, seinem Vaterlande und dem Schlafe theilte und der überdies die üble Angewohnheit hatte, sein nicht immer saubres Schnupftuch dem Könige auf die Hand zu legen, war Minister des Innern. In diesem Ministerium, vorerst zwar nicht als Minister, sondern als Director des Registratur-Amtes, hatte auch der Nachfolger des Herrn von Villèle, Herr von Martignac, eine Stelle, ebenso Herr von Castelbajac, ein glühender Royalist, der sich jedoch

willig vom Premierminister leiten ließ und die Direction des Zollwesens erhielt.

Die Kammersession von 1824, im Januar eröffnet, war die letzte, die Ludwig XVIII. mit einer Rede eröffnete. Er that in dieser Rede eine merkwürdige Auslassung, indem er sagte: „Zehn Jahre des Unglücks — seine eigene zehnjährige Regierung nannte er also eine Zeit des Unglücks! — müssen die Franzosen gelehrt haben, die wahre Freiheit nur von den Einrichtungen zu erwarten, die ich begründete.“ Der gute dicke Herr sagte damit leider die Wahrheit. Freilich hatte er's mit seiner Charte gut im Sinne, er war aber zu schwach, die Bestimmungen derselben durchzuführen, und so kam es, daß gegen Ende dieser Session Casimir Périer — der spätere Ministerpräsident des Bürgerkönigs Ludwig Philipp — mit vollem Rechte in der Kammer ausrufen konnte: „Wir sind hier nur unserer eilf, die Frankreich vertreten!“

Diese Session von 1824 war dieselbe, in welcher das Gesetz über die siebenjährige Wahl der Kammer, das noch von Chauteaubriand als Minister angeregt und von Villèle und vom Könige gutgeheißen wurde, durchging. Bis dahin war, wie dies die Charte vorschrieb, jährlich nur ein Fünftel der Deputirten neu gewählt worden, nach dem neuen Gesetze sollte alle sieben Jahre eine völlig neue Kammer gewählt werden. Daß zur Zeit der bürger-

lichen Stürme in Frankreich jedesmal bei einer Neuwahl Revolutionen ausbrachen, daran dachten die Ultraroyalisten, die das Gesetz mit Jubel begrüßten, nicht.

Auch der Vorschlag Villèle's, die fünfprocentige Rente in eine dreiprocentige zu verwandeln, erhielt, wenn auch nur durch eine sehr geringe Majorität, Gesetzeskraft. Dieses Gesetz war übrigens der Stein, über welchen Chateaubriand fiel: er hatte seinem Collegen Villèle versprochen, zu Gunsten seines Vorschlags das Wort zu ergreifen, that dies jedoch nicht und ward, wie wir bereits erzählt haben, ohne alle Ceremonie entlassen.

Ganz kurz vor dem Tode seines alten Herrn und zwar eben aus Veranlassung dieses zu befürchtenden Verlustes hielt es Herr von Villèle für angemessen, der öffentlichen Meinung Schweigen aufzuerlegen; er fürchtete, daß die Zeitungen in einer so kritischen Periode, wie ein Regierungswechsel immer ist, in die Gemüther des Volks den Schrecken werfen möchten. Er führte also unter'm 15. August 1824 die Censur für die Journale wieder ein und unterdrückte die Debatten in der Presse. Aber schon am 29. September nahm sein neuer Herr dieses Siegel von dem Volksmunde wieder weg und eroberte sich dadurch mit Einem Schlage die allgemeine Liebe, die ihm wahrhaftig nicht bei seiner Thronbesteigung entgegengekommen war. Indeß die Liebe

Einer Menschenclasse begleitete ihn auf den Thron, wie sie ihn auf seinem ganzen Lebenswege begleitet hatte: die Liebe der alten Weiber nämlich, sowohl derjenigen, die dies zugestandenermaßen waren, als auch derjenigen, welche es nicht sein wollten. Sie wußten noch von Alters her, welch ein liebeswürdiger Prinz der König als Graf von Artois gewesen war, und hielten an diesen ihren süßen Erinnerungen so hartnäckig fest, daß sie von Karl X. nie als König sprachen, ihn auch nie bei seinem jetzigen Namen nannten, sondern stets Graf von Artois.

Und gewissermaßen hatten die Schönen von Olims Zeiten her Recht, wenn sie nicht den König, sondern stets nur den Grafen von Artois in Karl X. sahen; denn König im eigentlichen Sinne des Worts war er nicht, trotzdem er zu Throne saß: er ließ seine Minister und seine guten Freunde schalten und bekümmerte sich um Nichts als um die Jagd. Diese noble Passion, so leidenschaftlich betrieben, machte selbst dem Oberjägermeister, dem Marschall Lauriston, Sorge. „Der König,“ sagte er eines Tages, „verfolgt eine böse Bahn für den Ruhm seiner Regierung. Man glaubt, er berathe ein zu starkes Budget, er bekämpfe ein Gesetz — doch er bekümmert sich darum nicht; nur das hat Interesse für ihn, ob der Jäger seine Pflicht gethan, ob der Hirsch, den er mit seinem Spürhund gefunden, ein Spießer, ein junger Hirsch, ein Zehner oder ein alter, starker

Hirsch ist... Ist es nicht traurig für mich, den ehemaligen Adjutanten des Kaisers, einen seiner ältesten Diener, der so oft Zeuge seiner Pläne für die Größe Frankreichs war, das schöne Gebäude, welches er aufführte, verfallen zu sehen? — O das thut mir weh!"

Auf diesen Jagdpartieen wäre es dem alten Herrn übrigens beinahe begegnet, daß er des Schwurs vergessen hätte, den er seiner sterbenden Geliebten dereinst geschworen hatte. Es gab damals eine hübsche junge Frau, die so enthusiastisch für den König von Frankreich eingenommen schien, daß sie keinen Tag unterlassen konnte, ihn wenigstens aus der Ferne zu sehen. Aber sie sah ihn nicht nur aus der Ferne, sondern auch Auge in Auge und ihre Schönheit machte dabei auf Karl X. einen solchen Eindruck, daß die Erinnerung an Frau von Polastron zu verlöschen drohte. Dieses Unglück ward aber abgewendet durch den Beichtvater des Königs, der die Entfernung der Sirene aus dem Gesichtskreise seines Beichtkindes forderte, welcher Forderung denn auch der für sein Seelenheil bange gemachte Freund der Frau von Polastron willig und zerknirscht seine Zustimmung gab. Daß der alte Mann zur Einkehr kam, war wohl vernünftig, daß er sich aber von den „Kutten" ließ zur Einkehr bestimmen, war ein gar zu deutliches Merkzeichen seiner Abhängigkeit von diesen.

Und die Keckheit der frommen Zionswächter trat je länger je mehr zu Tage. Hatten sie früher nur unter der Aegide des Königs agirt, der, einem allerdings unverbürgten on dit zufolge, ihr Ordensbruder geworden war, so kämpften sie nun mit aufgeschlagenem Visir: sie fühlten sich stark genug, gegen die Liberalen, ihre Gegner, offen in die Schranken zu treten.

Herr von Villèle — der in den Augen jener Herren auch ein Liberaler war — fürchtete vor Allen vier Personen dieser Clique: den Herrn von Polignac, Frayssinous, Bischof von Hermopolis, Herrn von Vitrolles und mehr als diese Alle den Herrn von Latil, der den König seit der Abendmahlsgeschichte mit der Frau von Polastron vollständig in seiner Hand hatte und den Köhlerglauben desselben ganz vortrefflich auszubeuten verstand. Er hielt ihn in beständiger Angst und zwar nicht blos für sein Seelenheil, sondern auch vor den Carbonari, jener furchtbaren Verbrüderung, die fortwährend das Schwert gegen seine geheiligte Person gezückt halte. Man sprach damals nicht viel von dieser weitverzweigten geheimen Verbindung, aber die Furcht vor derselben hatte ihren guten Grund, wenn man bedenkt, daß sie nicht gestiftet war, um irgendwelche persönliche Rachegelüste zu befriedigen, sondern vielmehr, um als Sammel- und Ausgangspunkt aller patriotischen Bestrebungen zu dienen.

Und daß das Treiben der Leute, die das Herz des Königs besaßen, nicht patriotisch, sondern das gerade Gegentheil war, wußten diese Herren selbst sehr wohl, daher ihre Angst vor den geheimen Rächern. —

Gelegentlich der Eröffnung der Kammern von 1825 beging der neue König den ersten Fehler. Sein verstorbener, von der Gicht arg geplagter Bruder, der mit seinen Sammetstiefeln nicht bis zum Palais Bourbon, wo dem Herkommen gemäß die Kammern durch den König eröffnet wurden, zu gehen vermochte, hatte die Deputirten zu diesem Behufe in die Tuilerien eingeladen und man hatte aus Mitleid mit dem kranken Manne sich diese Neuerung gefallen lassen. Karl X. eröffnete die Kammern gleichfalls in den Tuilerien; das Motiv jedoch, welches ihn von dem Hergebrachten abgehen ließ, war der Stolz: er wollte nicht in die Kammer des dritten Standes gehen, denn er hätte ja damit eingestanden, daß dieser dritte Stand eine Macht sei! In seiner Rede, die er „fast aus dem Gedächtnisse" hielt, ohne den Blick zu sehr auf den Hutkopf zu werfen, in welchem sie verzeichnet stand, bereitete er die Versammlung auf jene famosen Gesetze vor, die für seine ganze Regierung charakteristisch waren: auf das Gesetz der Entschädigungs-Milliarde für die Emigranten und auf jenes „erbärmliche, betrügerische, gottesleugnerische" Gesetz

der Tempelschändung, welches gleichwohl, wie jenes, trotz der Kritik Royer-Collard's, der die Consequenzen dieses Gesetzentwurfs mit vernichtender Schärfe zog, angenommen wurde. In dieser selben Sitzung war es auch, wo Karl X. die Absicht aussprach, sich, wie die alten Könige Frankreichs, in Rheims salben zu lassen, zu welcher Feierlichkeit er die Versammlung einlud. Die Feierlichkeit, die das arme Land viele Millionen kostete, fand im Mai 1825 statt; — nur fünf Jahre also brauchte die dort für unsterblich erklärte Dynastie, um zu sterben! Das Schlimmste jedoch, was gleich diese erste Zeit des neuen Königs brachte, war die Rehabilitation der Jesuiten; denn das vierte Gesetz, welches seine Minister am 3. Januar 1825 den Kammern vorlegten, stellte die ersten Fundamente des von der constituirenden Versammlung abgeschafften Mönchswesens wieder her, indem es den Congregationen der Orden oder Mönche das Recht zuerkannte, unveräußerliches Eigenthum zu erben und zu besitzen. Der beredte Anwalt der „schwarzen Männer" war Herr von Frayssinous, der Bischof von Hermopolis; es gelang seiner Schmeichelrede, die Deputirten seinen Absichten geneigt zu machen. Die demüthigen, frommen Priester kehrten zurück und das gottlose Frankreich ward bald ihre segensreiche Wirksamkeit inne: sie nahmen Universitäten, Collegien, Pensionsanstalten, sie nahmen die Ver-

waltung, die Studien, kurz Alles, was als Corps constituirt war, unter ihre geistliche Obhut, und das sonst so fröhliche, heitere Frankreich war bald so fromm und so reich an Heuchlern und Augenverdrehern, daß man's gar nicht mehr wiedererkannte. Natürlich fanden sich diese menschlichen Affen nur in der Region derer, die von der herrschenden Zeitströmung zu profitiren gedachten und auch wirklich profitirten: dem Einen brachte die simulirte Demuth ein Aemtchen, dem Andern eine nachhaltige Subvention in Baarem; denn der Arm der geistlichen Herren Protectoren reichte weit.

Die beste Komödie, welche der Herr von Latil und Consorten in Scene setzten, spielte wärhend des vom Papste gewährten s. g. Jubeljahrs; auch das blödeste Auge mußte da die Ziele erkennen, auf welche die frommen Herren zusteuerten. Dieses Jubiläum, das eigentlich schon im Jahre 1800 hätte gefeiert werden sollen — aber das damalige republikanische Frankreich bekümmerte sich blutwenig um die Heilsspenden, die von Rom kamen, war ihm ja doch sogar die christliche Zeitrechnung verloren gegangen! — wurde mit ungemeiner Pracht verkündet und ausgerufen. Und dann gab's viele, viele Arbeit für die frommen Herren an den im Schlamm der Welt steckenden Seelen der armen Franzosen! Aber wie eifrig nahmen sie sich dieser Arbeit an! Wie gewissenhaft verrichteten sie die in Städten und

auf dem Lande, ja sogar in den Regimentern angeordneten Missionen! Wie begeistert segneten sie die in Folge der Aufmunterungen der Regierung überall im Lande errichteten Calvarienberge, Kreuze und frommen Denkmale! Und mit welcher Demuth führten sie die vom Könige und seiner Familie, von der Pairskammer, von der Armee und von dem Hofe begleiteten öffentlichen Prozessionen! Wie war es nur möglich, daß all' diese Arbeit der für das Seelenheil der Franzosen so besorgten Herren von diesen mit so geringem Danke aufgenommen werden konnte, ja daß sie so verstockt waren, die Regierung des Königs, unter welcher sie mit all' diesen Herrlichkeiten beglückt wurden, zu bezichtigen, sie wolle die Gewissensfreiheit und die durch die Revolution errungenen Rechte des Menschengeistes vernichten? Undank ist der Welt Lohn! Und merkwürdig genug war es gerade ein Mann, der die augenverdrehenden Himmelspächter an den Pranger stellte und dem allgemeinen Murren öffentlich Ausdruck gab, der im Uebrigen ein sehr getreuer Schildknappe des Absolutismus war, der Herr von Montlosier. Der Zeitgeist erstaunte, in diesem Manne einen Gehülfen zu finden, der Frankreich im Namen des Königthums und der Religion vor der Priesterpartei als vor „einer eroberungssüchtigen und ehrgeizigen Partei" warnte, „die unter der Eingebung der Jesuiten, einer ungesetzlichen und namenlosen Congrega-

tion, im Finstern schleiche, sich in jede weltliche Verwaltung eindränge, die Obrigkeiten auf ihre Seite ziehe, die Minister unterwerfe, alle Würden an sich reiße und austheile, die hergebrachten Freiheiten der französischen Kirche an Rom verschachere, endlich durch ihre über alle Zweige der öffentlichen Gewalten verbreiteten selbstsüchtigen Anhänger sogar die königliche Gewalt zu knechten sich bestrebe, um ein nicht mehr religiöses, sondern zum servilsten Aberglauben herabgewürdigtes Volk wieder unter das Joch einer verborgenen und unduldsamen Kirche zu beugen." Keine dieser Beschuldigungen war aus der Luft gegriffen, sie waren alle wohlbegründet, aber — „eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus!" — als Casimir Périer in der Kammer die Minister um Aufklärung ersuchte, was es mit der von Montlosier denuncirten Congregation der Jesuiten für eine Bewandtniß habe, da schwächte der am Leitseile dieser Herren gehende Unterrichtsminister Herr von Frayssinous die Beschuldigungen Montlosier's bedeutend ab, stellte die große Wirksamkeit und Ausbreitung der Jesuiten in Frankreich in Abrede, mit Politicis befaßten sie sich gar nicht, sondern sie wären Priester, die, seit zwanzig Jahren, bereits unter dem Erzbischof von Lyon, dem Oheim des Kaisers, nach Frankreich gekommen, hier die Vereine von Gläubigen zu gegenseitiger Erbauung leiteten, vielleicht auch einige wenige Seminare un-

ter ihrer geistlichen Obhut hätten. Auch die Gerichte, vor welche Herr von Montlosier nach dem Schluß der Kammersitzungen seine Klage brachte, förderten die Sache nicht: sie waren noch abhängiger als die Kammern, sie erklärten sich für incompetent. Die Erklärungen des Ministers waren natürlich nicht geeignet, die öffentliche Meinung zu beruhigen und der Hof that außerdem sein Mögliches, um die Befürchtungen im Volke nicht einschlafen zu lassen. Als der fromme Herzog von Montmorency, wie er's in seinen heißesten Gebeten erfleht hatte, am Charfreitage am Fuße des Altars gestorben war, ernannte Karl X. den Herzog von Rivière zu dessen Nachfolger als Erzieher des Herzogs von Bordeaux, denselben Rivière, den das Volk ebenso als persönlichen Freund des Königs, wie als knechtischsten Schleppträger der Priesterpartei kannte, und gesellte ihm den Abbé Tharin bei, der Bischof von Straßburg und so für die Jesuiten begeistert war, daß sein heiliger Eifer sogar den Frommen über die Grenzen des Schicklichen zu gehen schien.

Natürlich ward nicht nur das Ministerium, unter dessen Verwaltung diese das öffentliche Bewußtsein verletzenden Dinge geschahen, von der ätzenden Lauge des Spottes betroffen, die in den Oppositions-Journalen, dieser öffentlichen Stimme Frankreichs, in überreichem Maße über dasselbe ausgegossen wurde, sondern auch der Hof erhielt davon

sein reichliches Theil, der Hof, von dem man wußte, daß alle diese Versuche, das fröhliche Frankreich in ein Kloster zu verwandeln, mit seiner Einwilligung geschahen. Wie sehr dieses von den Journalen ausgestreute Gift um sich gegriffen, konnte Se. Majestät am 29. April 1827 inne werden, an welchem Tage er eine große Revue über die Nationalgarde — das Pariser Volk in Waffen — hielt. Die Legionen derselben hatten den obern Theil und die Flügelseiten des Märzfeldes besetzt. Mittags kam der König; er war zu Pferde und vom Dauphin, dem Herzog von Orleans, dem Herzog von Fitz-James, dem Herzog von Mouchy und dem Herzog von Ragusa begleitet. Der Marschall Oudinot, der Commandeur der Nationalgarde, empfing ihn an dem Gatterthor des Märzfeldes. Wir wissen bereits von seinem verunglückten Zuge nach Lyon her, daß Karl X. sehr gewinnend lächeln konnte; allerdings gelang es ihm dort nicht, die Soldaten mit diesem gewinnenden Lächeln zu einem „Vive le roi!“ zu bringen, hier aber gelang's ihm: das vieltausendstimmige herkömmliche Geschrei: „Es lebe der König!“ stieg zum Himmel. Als jedoch zum Danke dafür der König ein noch süßeres Lächeln aufsteckte, ertönte plötzlich aus den Reihen der Ruf: „Nieder mit Villèle, nieder mit den Ministern, nieder mit den Jesuiten!“ Da verschwand schnell das Lächeln von Karl's Lippen, er ward

bleich — ob vor Furcht oder vor Zorn? — hielt sein Pferd an und indem er sich gegen das Bataillon, aus dessen Reihen am lautesten jener böse Schrei erschollen war, wendete, sagte er: „Ich bin hierhergekommen um Huldigungen zu empfangen, nicht aber, um Rathschläge mir ertheilen zu lassen!" Einen Augenblick war's still; dann aber ertönten wieder jene aufrührerischen Rufe, vermischt mit dem: „Es lebe die Charte!" Karl X. war so wenig erbaut von diesen Kundgebungen, daß er einen Mann, der am lautesten schrie, aus dem Gliede treten und auf der Stelle verabschieden ließ. Damit goß er jedoch Oel in's Feuer. Eine Legion marschirte heimwärts durch die Rivoli-Straße, in welcher sich das Hôtel des Finanzministers Villèle befand. Die lange Reihe der schönen Glasfenster erschien den Legionären so verlockend, daß sie sich der Versuchung, an ihnen die Strafe ihres Kameraden zu rächen, nicht erwehren konnten; sie hoben ganz unwillkürlich einige Pflastersteine auf, denen sie die schönen Fenster Villèle's zum Ziele gaben. Man muß sagen, daß sich Villèle bei dieser Gelegenheit sehr klug benahm; er behielt nicht nur seiner jammernden Familie gegenüber seine gewöhnliche Ruhe bei, sondern ihn belustigte sogar das Amüsement der Nationalgarde; er sagte lachend: „Wer die Scheiben zerbricht, bezahlt sie auch!" Nachher aber nahm er die Sache ernst, er ging mit seinem Collegen Pey-

ronnet zum Könige und sie boten ihm ihre Entlassung an, wenn die Nationalgarde binnen vierundzwanzig Stunden nicht aufgelöst sein würde. Eines solchen peremtorischen Auftretens der Minister bedurfte es übrigens gar nicht erst beim Könige, um ihn ihren Wünschen geneigt zu machen: die Angst des Hofes und seine eigene hatten ihn bereits bestimmt, das Schlimmste gegen die Nationalgarde zu beschließen, ihre Auflösung. Die Ordonnanz ward am 30. April ausgefertigt. Paris war so gleichgültig bei der Nachricht von seiner Entwaffnung — es kannte ja seine Kraft! — daß der Herzog von Rivière, der diese Gleichgültigkeit des Volks für Schrecken hielt, zum Könige sagte: „Sehen Sie, der König kann Alles!" O welches Unglück für die Könige sind die Liebediener! Wie bald sollte Karl gewahr werden, daß Fürstenmacht nichts ist, wenn sie nicht von der Liebe des Volks getragen wird! Damals, im Besitz der vermeintlichen königlichen Allgewalt, dachte Karl ernstlicher als bisher daran, den Fürsten von Polignac, den er „wie seinen Sohn" liebte, an die Spitze der Geschäfte zu berufen, und nur die geschickten Manoeuvres des Herrn von Villèle verzögerten die Erfüllung dieses Lieblingswunsches des mit Blindheit geschlagenen Königs.

Wie das Volk im Bewußtsein seiner Kraft gleichgültig geblieben bei der Nachricht von seiner Entwaffnung, so beurtheilten dagegen die Presse

und die Kammer diese Angelegenheit in einer solchen Weise, daß das Ministerium sich der Erkenntniß nicht verschließen konnte, sein letztes Stündlein habe geschlagen. „Wo ist" — rief Benjamin Constant — „die Stütze der Regierung? In der Pariser Bevölkerung? Sie hat dieselbe beschimpft! In der öffentlichen Meinung? Sie hat dieselbe erbittert! In der Pairie? Sie kann dieselbe nicht beherrschen, wenn sie sich nicht durch mißbräuchliche Ernennungen erniedrigt! In der Magistratur? Dieselbe widersetzt sich ihr im Namen der Gerechtigkeit!" — Und ein anderer Redner gab den Herren auf der Ministerbank geradezu den Rath, die gemißbrauchte Gewalt niederzulegen: „Minister des Königs" — sagte er — „es bleibt Ihnen übrig, dem Throne und dem Lande einen wichtigen Dienst zu leisten, den einzigen, der das Unheil wieder gut machen kann, das Sie angerichtet haben: ziehen Sie sich zurück! Das Land hat Sie abgesetzt! Jede Ueberlegenheit jagt Ihnen Schrecken ein; selbst der Ruf: Es lebe der König! klagt Sie an; Sie haben ihn auf den Lippen der Pariser Nationalgarde erstickt!" Das waren gewiß bittere Pillen, die man dem Ministerium und mit dem Ministerium dem Hofe zu verschlucken gab; sie waren um so bitterer, da sie ihnen von allen Fractionen der Kammer geboten wurden. Wäre die Gewalt nicht gar zu süß, so hätte Villèle vielleicht seine Entlassung genommen,

so aber dachte er nur daran, wie er sich an der Gewalt erhalten könnte. Anfänglich hatte er die Absicht, den Kammern Concessionen zu machen; ihnen einige seiner Collegen, die verhaßtesten: Peyronnet, Corbière, Damas, zu opfern; er kam aber davon zurück, da er sich sagen mußte, daß er an allen Handlungen, die diese verhaßt gemacht, auch seinen Theil habe. Er hoffte, eine neue Kammer werde seinen Maßregeln sich gefügiger erweisen; er beschloß daher die Deputirtenkammer aufzulösen und ließ am folgenden Tage die königliche Prärogative sich für unverträglich mit der Wahlvertretung des Landes erklären, wie sich dieselbe Prärogative für unverträglich mit der Pariser Nationalgarde erklärt hatte. —

Wir müssen zu dieser Periode noch nachholen, daß die Minister, erschreckt und erbittert durch die in der Presse sich kundgebenden Feindseligkeiten gegen sie, den Entschluß faßten, diese unbequeme öffentliche Stimme zum Schweigen zu bringen. Sie legten der Kammer ein darauf bezügliches Gesetz vor, welches ihre Creaturen zwar nicht ermangelten für so nöthig zu erachten als das liebe Brot — einer dieser gescheidten Herren meinte: die Druckerpresse sei die einzige Plage, womit Moses Aegypten zu schlagen vergessen habe; ja er behauptete, die Alten hätten dieses Mittel zur Verbreitung und Verewigung des Worts gekannt, aber es im Dun=

kel ihrer Mysterien unterdrückt, um die Welt nicht in Brand zu stecken —, das aber von der Opposition gebrandmarkt wurde als das, was ein derartiges Gesetz ist, als eine Versündigung am menschlichen Geiste. Royer-Collards Rede gegen dieses Gesetz ist ein Meisterstück, wir wollen einige Bruchstücke daraus hier mittheilen. Er sagte, sich mit beißender Ironie an die kopflosen Vertheidiger der Ministervorlage wendend: „Nach der Ansicht dieser Menschen war es eine Unklugheit am großen Schöpfungstage, den Menschen als freies und intelligentes Wesen in die Welt schlüpfen zu lassen! Eine höhere Weisheit tritt auf, den Fehler der Vorsehung wieder gut zu machen und die Menschheit, weislich verstümmelt, endlich zur glücklichen Unschuld der Thiere zu erheben! Der Schöpfer der Dinge hat dereinst das Gegentheil geglaubt — er hat sich getäuscht! Die Wahrheit ist ein Gut, sagen diese Menschen, die weiter sehen als die Natur, aber der Irrthum ist ein Uebel; darum fort mit dem Irrthum und mit der Wahrheit! Da das Gefängniß das natürliche Heilmittel gegen die Freiheit ist, so wird die Unwissenheit das natürliche Heilmittel gegen die Intelligenz sein; die Unwissenheit ist die wahre Wissenschaft des Menschen und der Gesellschaft!... Meine Herren, ein Gesetz, das auf diese Weise die Moral verleugnet, ist ein gottloses Gesetz, man ist ihm keinen Gehorsam schuldig. —

Wisset", wandte er sich zu den Ministern, „euer Gesetz wird vergeblich sein, denn Frankreich ist mehr als seine Regierung. Wer erhebt euch über eure Mitbürger, daß ihr das Recht haben sollt, ihnen das Joch der Tyrannei aufzubürden?.. Eure Tollkühnheit trifft man nur noch in den Factionen. Euer Gesetz weist daher so offen auf eine Faction in der Regierung hin, als ob sich diese Faction selbst angebe; ich werde sie nicht fragen, wer sie ist, woher sie kommt, wohin sie geht; sie würde lügen! Ich beurtheile sie nach ihren Werken. Heute schlägt sie euch die Vernichtung der Preßfreiheit vor; im letzten Jahre hatte sie das Erstgeburtsrecht, im vorletzten das Sacrilegium unter den Trümmern des Mittelalters hervorgegraben. So schreitet sie rückwärts; sie schreitet rückwärts in der Religion und in der Politik. Sie bahnt sich durch den Fanatismus, das Privilegium, die Unwissenheit den Weg zur Barbarei, oder zu der unsinnigen Herrschaft, welche die Barbarei begünstigt... Das Unternehmen wird nicht so leicht auszuführen sein!... So lange wir nicht vergessen haben, was wir wissen, werden wir schwerlich zur Verdummung und Sklaverei fähig sein... Wenn der Pflug nicht über die ganze Civilisation geht, so wird das, was übrig bleibt, genügen, um eure Bemühungen zu vereiteln!... Ich verwerfe das Gesetz aus Achtung vor der

Menschheit, die dadurch entwürdigt, und vor der Gerechtigkeit, die dadurch verletzt wird."

Trotz dieser zermalmenden Kritik trat das Gesetz in Kraft; es hatte jedoch nur ein kurzes Leben. Als die Kammer aufgelöst war, nahm man der öffentlichen Stimme den Knebel wieder vom Munde, allerdings in dem Wahne, sie werde nun aus Dankbarkeit in das Horn der Herren Minister blasen. Das that sie jedoch nicht, vielmehr waren die Journale aller Parteien in dem Einen einig, daß diese Minister gestürzt werden müßten. Und diese Erkenntniß schuf Wunder: sie machte den Parteienhaß verstummen, sie ließ die am royalistischsten gesinnten Journale für die Candidaten der Liberalen Propaganda machen und umgekehrt, und brachte es in der That zuwege, daß Liberale und Royalisten in Kreisen gewählt wurden, wo sie früher nicht die geringste Aussicht auf diese Ehre hatten. Kurz das Ergebniß dieser Wahl war ein Akt der Rache, welchen ganz Frankreich einmüthig gegen die Regierung und die hinter dieser Regierung stehende Priesterpartei ausübte. Diese Priesterpartei, die früher nur das Ohr des guten Königs gehabt, hatte jetzt zum Theil auch seine Hand: der Spender der getheilten Hostie am Sterbebette der Frau von Polastron, der Cardinal von Latil, und der Erzbischof Clermont-Tonnerre — einer des Geschlechts, welches jenen Bischof von Noyon, Clermont-Tonnerre

in seiner Reihe zählt, der einmal zu seinem Vicar, als dieser ihn darauf aufmerksam machte, daß er, der Bischof, beim Sprechen des Breviers immer die Worte: „Domine, non dignus sum!“ wegließe, mit Zorn und Verachtung sagte: „Das ist gut für Sie!“ — waren Staatsminister geworden. Mit der Ernennung des Erzbischofs von Toulouse hatte es übrigens eine eigene Bewandtniß; sie war hinter dem Rücken des Ministerpräsidenten Villèle, ja gegen seinen ausgesprochenen Willen erfolgt. Nämlich die Sache hing so zusammen. Herr von Clermont hatte von Rom aus einen Hirtenbrief an seine Diöcesanen erlassen und hatte sie darin, den Eingebungen seines souveränen Hochmuths folgend, „sein Volk“ genannt. Das hatte jedoch der Staatsrath übel vermerkt und dem übermüthigen Priester ein seinen Hochmuth ein wenig dämpfendes Anschreiben zugefertigt, worüber hinwieder dieser so bitterböse wurde, daß er beim Papste und dieser auf sein Drängen beim Könige vorstellig machte, wie gröblich der Staatsrath sich gegen den heiligen Mann vergangen habe uud wie nothwendig es sei, diesem Satisfaction zu geben. Wie gesagt, Herr von Villèle wollte nicht einsehen, daß der Staatsrath gegen den Herrn Erzbischof gesündigt habe, er protestirte mit aller Macht gegen die Erhebung desselben zum Staatsminister, aber — er protestirte vergeblich; sein Stern war im Verbleichen, der der

geistlichen Clique stand im Zenith der königlichen Gunst.

Der König, der sich während dieser Zeit, wo die frommen Herren so viel Oberwasser hatten, sehr eifrig mit geistlichen Exercitien beschäftigt hatte — einmal wäre ihm eine Buß- und Betfahrt beinahe zum Unglück ausgeschlagen, er wäre den Calvarienberg hinabgerutscht, wo dann sein königliches Haupt möglicherweise einen schweren Fall hätte thun können, wenn nicht ein geistlicher Confrater seine geheiligte Person ein wenig unehrerbietig zwar, aber doch erfolgreich vor dem Fall in die Tiefe bewahrt hätte — der König ging nach dem Schluß der Kammern, begleitet von seinem Hofe und seinen Ministern, in das Lager von St. Omer, von wo er dann die festen Plätze der nördlichen Provinzen des Reichs besuchte, deren Bevölkerungen ihn mit den lautesten Huldigungen beglückten. Allerlei sonderbare Gerüchte brachte man mit diesem Ausfluge Karl's in Zusammenhang, gewiß ist, daß seine von den Kammern so hart mitgenommenen Minister aus der Aufnahme, die ihr Herr bei den Soldaten fand, den Muth schöpften, der ihnen auch auffessig gewesenen liberalen Pairskammer einen harten Streich zu versetzen: sie creirten 76 neue Pairs, unter denen sich sehr ehrenwerthe Leute befanden, wie u. A. der Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, die sich mit Recht verwundern konnten, daß sie erst jetzt und

unter solchen Umständen zu dieser Ehre gelangten, zu denen aber auch Männer gehörten, wie die Herren von Rougé und von Sesmaisons, deren ganzes Verdienst darin bestand, sehr getreue Schildknappen des Absolutismus und Schleppträger der gerade jetzt allmächtigen Priesterpartei zu sein. Die Minister verwirklichten damit die Beschuldigung, die Benjamin Constant ihnen zugeschleudert hatte, daß sie nämlich die Pairie nicht beherrschen könnten, wenn sie sich nicht durch mißbräuchliche Ernennungen erniedrigten.

Aber auch die Vermehrung der Pairs durch Leute ihres Schlags half den Ministern nichts; sie sahen das selbst ein, als mehr und mehr die Namen bekannt wurden, welche das Land in die neue Kammer zu schicken beabsichtigte. Zwar machten sie noch einen Versuch, einige der hervorragendsten dieser Männer, wie Hyde de Neuville, La Bourdonnaie u. A. auf ihre Seite zu ziehen, aber mit Verachtung von ihnen zurückgewiesen, ja mit einer Anklage von ihnen bedroht, legten sie endlich unter dem Jubel Frankreichs die Gewalt nieder, die sie kluger Weise schon damals hätten abgeben sollen, als sie widerwillig, nur um der Priesterpartei gefällig sich zu erweisen und um die Charte zu retten, zu dem Gesetz über die Tempelschändung und zum Erstgeburtsgesetz ihre Zustimmung gegeben hatten.

Einen Tag vor dem Abgange der Minister lief

in Paris die Nachricht von der Seeschlacht bei Navarin ein, welche die vereinigte englisch-russisch-französische Flotte unter den Admiralen Codrington, von Heyden und de Rigny am 20. October 1827 gegen die türkisch-ägyptische Flotte unter Tahir-Pascha geschlagen hatte. Wegen dieses sogenannten Sieges des Kreuzes über den Halbmond war großer Jubel in Europa, aber es wäre wohl besser gewesen, darob vor Scham das Antlitz zu verhüllen; denn was auf der Rhede von Navarin geschehen, war kein ehrlicher Kampf zwischen zwei Feinden, sondern es war ein Ueberfall ohne vorherige Kriegserklärung und eine völlig ungerechtfertigte Menschenschlächterei, welche ein blutrothes Brandmal auf die Stirnen derjenigen drückt, welche sie ausführten.

Das junge Griechenland, welches im Kampfe für seine Freiheit die Heere des Großtürken Mahmud vernichtet hatte, war unter den Streichen Ibrahim-Paschas, der die vom Sultan in seiner Noth zu Hülfe gerufene ägyptische Streitmacht befehligte, erlegen: der Sohn Mehmet-Ali's war Herr Moreas durch die Landmacht und beherrschte das Meer durch die auf der Rhede von Navarin versammelte ägyptisch-türkische Flotte. Aber das christliche Griechenland sollte nicht wieder unter die Botmäßigkeit der Nachkommen Muhameds kommen, deshalb übernahmen England, Rußland und Frankreich das bewaffnete Schiedsrichteramt zwischen den beiden strei-

tenden Parteien, sie sandten ihre Flotten und es ward ein Waffenstillstand auf einen Monat geschlossen, während welches die Diplomatie die Sache in Constantinopel zum Austrag bringen sollte. Der Monat ging jedoch zu Ende, ohne daß die Verhandlungen in Constantinopel zum Schluß gediehen wären, wenigstens ohne daß Ibrahim-Pascha erfahren hätte, ob und in welcher Weise man die Sache geordnet habe. Bei dem schleppenden Geschäftsgange der Diplomatie, die überdies hier einen wirklich schwierigen Fall unter den Händen hatte und bei der weiten Entfernung von Constantinopel war dies gerade nicht zu verwundern. Man ließ demnach auch stillschweigend den Waffenstillstand über die festgesetzte Zeit hinaus fortbestehen. Die ägyptisch-türkische Flotte lag, in drei Reihen halbmondförmig aufgestellt und durch die Festungswerke von Navarin gedeckt, vor Anker. Sie zählte neunzig Fahrzeuge und war mit sechszehntausend Türken und Aegyptern bemannt. Die Geschwader der drei europäischen Admirale waren seit einiger Zeit unbehindert in die Rhede eingelaufen und ankerten, wie im tiefsten Frieden, dicht neben der ottomanischen Flotte. Und auch wie im Frieden, vertrauend dem stillschweigend verlängerten Waffenstillstande, waren die höheren türkischen Offiziere in die Stadt, ja Ibrahim-Pascha war auf einige Tage in den Peloponnes zu seiner Armee abgegangen, da — es ist

unermittelt geblieben ob von einem türkischen oder von einem europäischen Schiffe — ertönte am 20. October ein einzelner Schuß und diesen Schuß, der möglicherweise unabsichtlich losgegangen sein konnte, nahmen die christlichen Admirale zum Vorwande, um mit aller ihnen zu Gebote stehenden Macht über die ruhig vor Anker liegende türkisch-ägyptische Flotte herzufallen. Es war eine gräßliche Menschenschlächterei: in zwei Stunden lagen achttausend Türken und Aegypter todt auf den Verdecken oder in den Wellen und die gesammte Flotte ward ein Raub des Feuers. War das eine Heldenthat, über die das christliche Europa zu jubeln Ursache hatte? O nein! Allerdings hatte der Groß-Admiral von England, der Herzog von Clarence, zu Codrington, als dieser von der Admiralität seine Befehle erhielt, gesagt: „Gehen Sie hin, und fallen Sie über sie her!" — allerdings mußte Rußland viel daran gelegen sein, sich durch eine glänzende Intervention bei sechs Millionen Griechen beliebt zu machen; — aber ändert dies etwas an der Abscheulichkeit des Factums? Den französischen Combattanten de Rigny müssen nachträglich die Lorbeern von Navarin sehr schwer gedrückt haben: man versichert, er habe scharfe Gewissensbisse seit jener Blutthat empfunden, und diese Gewissensbisse hätten lange vor der Zeit sein Leben aufgerieben.

Der Nachfolger des Herrn von Villèle wurde

Martignac. Das war derselbe Herr, der sich 1815, als der schlimme Mann, dem die Soldaten so sehr anhingen, von Elba wieder nach Frankreich kam, in Bordeaux als ein treueifriger Anhänger der Bourbonen erwiesen hatte und dieser Anhänglichkeit wegen schneller, als es wohl sonst geschehen wäre, zu Ehren und Würden emporstieg. König Karl hatte sich nicht darum bekümmert, welche Leute fortan an der Spitze der Geschäfte stehen sollten, er hatte es Villèle übertragen, für seinen Nachfolger zu sorgen, oder vielmehr nur dafür, mit welchen neuen Personen er in Zukunft das Staatsschiff lenken wolle; denn bei'm Könige stand es fest, daß Villèle auch ferner an seinem Platze bleiben werde. Bis sein Minister dieses Geschäft geordnet haben würde, ging er nach Compiegne, um sich bei der königlichen Lust des Waidwerks von den Sorgen und Mühen des Thrones zu erholen. Villèle war jedoch ehrlich genug um einzusehen, daß er hinfort als Minister unmöglich sei; eingedenk der Worte seines Herrn: „Ich will dieses neue Kabinet am 1. Januar den Kammern ankündigen," gab er sich alle erdenkliche Mühe ein neues Ministerium zu Stande zu bringen; es gelang ihm dies jedoch bis zur Zurückkunft des Königs von Compiegne nicht, er mußte ihn bitten sich noch zu gedulden. Aber wie Alles zum Ende kommt, so endete endlich auch diese Ministercalamität. Lainé, dem man das Ministe-

rium der Justiz oder des Innern angeboten, welcher diese Ehre aber ausgeschlagen hatte, empfahl seinen Freund und Landsmann Martignac, und da dieser dem Herzoge oder besser wohl der Herzogin von Angoulème — noch in Erinnerung an seine treue Anhänglichkeit an die bereits wieder verlorene Sache der Bourbonen im Jahre 1815 zu Bordeaux — genehm war, so kam es mit ihm zum Abschluß. Die Collegen Martignac's wurden: Roy für die Finanzen, Portalis für die Justiz, Hr. von Caux für den Krieg, Frayssinous erhielt wieder den öffentlichen Unterricht, Chabrol die Marine. An Lavau's Stelle als Polizeipräfect kam Herr von Belleyme und Herr von Saint-Cricq wurde an die Spitze des Handels gestellt. Da keiner dieser Minister in der öffentlichen Meinung eine so anerkannte Autorität besaß, daß nach ihm die nun einzuschlagende Politik hätte benannt werden können, so sollte auch keiner von ihnen den Vorsitz im Conseil führen; für diesen Posten hatte, wie wir wissen, der König seit lange schon den Fürsten von Polignac in petto, welcher königliche Lieblingswunsch jedoch auch jetzt noch nicht in Erfüllung ging.

Karl X. zeigte wenig Zuneigung für seine neuen Minister, ja er behandelte sie geringschätzig. „Sie müssen wissen,“ sagte er in der ersten Conseilsitzung zu ihnen, „daß ich mich ungern von Herrn von Villèle getrennt habe; sein System war auch das

meinige. Ich hoffe, Sie werden sich demselben anschließen.“ Diese Worte und der Ton, mit welchem sie gesprochen wurden, involvirten einen so hohen Grad von Verachtung gegen die Selbstständigkeit der Meinung Martignac's und seiner Collegen, daß sich dieser nicht enthalten konnte dem Könige zu bedenken zu geben, daß ja ein Wechsel der Personen völlig unnütz gewesen sei, wenn das Princip des alten Regiments beibehalten werden solle. Zugleich bat er den König, um dem neuen Cabinette den Glanz eines berühmten Namens zu geben, den Vicomte von Chateaubriand als Minister des öffentlichen Unterrichts ihnen zuzugesellen, aber wie Ludwig XVIII., der dem geistreichen Vicomte seine Berühmtheit als Schriftsteller neidete, diesen sans façon von seinem Ministerposten entfernt hatte, so fürchtete der beschränkte Karl sich vor dem Genie Chateaubriand's, und lehnte deshalb seine Berufung zum Minister ab: „Casimir Périer wäre mir lieber!“ sagte er, setzte aber dann, wankelmüthig wie immer, hinzu: „Sie wollen ihn? Gut, handeln Sie, wie Sie wünschen!“ Chateaubriand ward nicht Minister des öffentlichen Unterrichts, dieses ward Herr von Vatismenil und Herr von Frayssinous, der gute Freund der Jesuiten, behielt nur den Cultus.

Die neue Kammer bereitete dem Könige einen schweren Aerger. In ihre Antwort auf die Thronrede, welche letztere, ganz farblos, nichts war, als

eine wohlwollende Ermahnung zur Einigkeit der Gewalten, flocht Herr von Lalot eine Phrase ein, die das gestürzte Ministerium und, da dies, wie ja der König selbst seinen neuen Ministern gesagt hatte, in seinem, des Königs Sinne gehandelt hatte, auch den König beschimpfte. „Die Klagen Frankreichs,“ sagte Lalot, „haben das beklagenswerthe System verworfen, das Ihre Verheißungen illusorisch gemacht hatte.“ Der König, der den Entwurf dieser Adresse in einem Abendblatte gelesen hatte, berief Martignac und Portalis in die Tuilerien, zeigte ihnen die schlimmen Worte und sagte: „Nun, meine Herren, Sie sehen, wohin man uns treibt! Ich werde meine Krone nicht in den Koth treten lassen! Berufen Sie die Kammer in mein großes Kabinet; dort will ich im Angesicht der Abgeordneten, welche die Majestät des Thrones beschimpft haben, der Kammer erklären, daß ich sie verabschiede und auflöse.“ Er löste die Kammer jedoch nicht auf, sein Zorn verrauchte vielmehr vor dem Zuspruche Martignac's so sehr, daß er sogar eigenhändig die stärksten Stellen der Rede, die jener für ihn aufgesetzt hatte, strich, so daß diese mehr wie ein väterlicher Vorwurf, denn als ein Ausdruck der Entrüstung klang. „Als ich Sie berief,“ hieß es, „um mit mir am Wohle Frankreichs zu arbeiten, rechnete ich ebenso sehr auf die Sympathie Ihrer Gefühle, als auf den Beistand Ihrer Kenntnisse. Meine Worte waren

an die ganze Kammer gerichtet, es würde mich gefreut haben, wenn die Antwort derselben hätte einstimmig sein können.... Sie werden, ich bin davon überzeugt, nicht vergessen, daß Sie die natürlichen Hüter der Majestät des Thrones sind, die erste und edelste ihrer Garantieen!... Ihre Arbeiten werden Frankreich Ihre tiefe Ehrfurcht vor dem Andenken an den Souverain, der Ihnen die Charte gab, und Ihr gerechtes Vertrauen auf denjenigen, den Sie den Sohn Heinrich's IV. und Ludwig's des Heiligen nennen, beweisen." Und diesen gewiß gelinden Ausdruck seines königlichen Zorns schwächte Karl noch dadurch ab, daß er aus eigenem Antriebe der bösen Kammer eine sehr wesentliche Concession machte. Er mochte einsehen, daß Chabrol und Frayssinous, die aus dem gestürzten Ministerium Villèle in das neue Ministerium Martignac übergegangen waren, der Kammer gegenüber einen schlimmen Stand haben würden; er verabschiedete also dieselben und übergab Hyde de Neuville das Portefeuille Chabrol's und an die Stelle des frommen Frayssinous setzte er den Bischof von Beauvais, Feutrier, einen noch jungen Mann, der früher Pfarrer an einer der Kirchen von Paris gewesen war. Den unliebsamen Vicomte von Chateaubriand endlich schickte er als Gesandten nach Rom und war so gutmüthig, dessen bedeutende Schulden zu bezahlen, unter welcher Bedingung allein der Herr Vicomte

sich geneigt erklärt hatte, in sein glänzendes Exil zu gehen; etwas Anderes war in der That die römische Gesandtschaft nicht.

Der arme Martignac hatte bei seinem alten Herrn einen schweren Stand; es kostete ihn immer viel Redens, um jenen zum Eingehen in seine Pläne zu bewegen. Der König glaubte eben nicht an die Dauer des neuen Ministeriums und sträubte sich deshalb stets lange und hartnäckig gegen jede Maßnahme Martignac's, die nur irgend den Schein einer Ablenkung von den alten Regierungsgeleisen hatte. Es ist darnach zu bemessen, wie sauer es ihm geworden sein mag, den König zur Annahme folgender vier Gesetze zu vermögen, die dann die Kammer votirte:

Erstens ein Gesetz, welches die Wahl der Abgeordneten aus den verdächtigen Händen der Verwaltung nahm und den Wählerlisten alle Bürgschaften für ihre Aechtheit gab.

Zweitens ein Gesetz über die periodische Presse, das die Gründung von Zeitschriften erleichterte.

Drittens ein Gesetz, welches eine Steuer von achtzig Millionen schuf, um der Regierung die nöthigen Mittel zur Errichtung einer See- und Landmacht zu geben.

Endlich viertens ein Gesetz gegen die geduldete Existenz der Jesuiten.

Die Annahme des letzten Gesetzes kostete dem

Gewissen des Königs die meiste Ueberwindung. „Das ist eine ernste Sache und ich vermag keinen Entschluß zu fassen, ohne vorher Rath zu halten," sagte er, sobald die Minister dieses Thema berührten. Und er hielt in der That erst Rath, aber er fand keine Unterstützung weder bei dem Herzoge von Angoulème, noch bei dem Bischofe von Hermopolis; selbst sein Beichtvater billigte es, daß gegen die Jesuiten, deren Name schon das Reich beunruhigte, für den Augenblick Strenge geübt würde. „Mein lieber Minister," sagte der König zum Bischof von Beauvais, der ihm die Feder zum Unterzeichnen reichte, „ich muß Ihnen gestehen, daß mir noch nichts im Leben vorgekommen ist, was mich mehr Ueberwindung gekostet hätte, als diese Unterschrift; ich erkläre mich dadurch zum Feinde meiner treuesten Diener, derjenigen, die ich am meisten achte und liebe: traurige Lage der Fürsten, bei denen die Pflicht über das Herz gebietet!" Und nachdem er unterzeichnet hatte, wendete er sich nochmals zum Bischofe und fragte: „Nun, Herr Bischof, Sie glauben also, daß wir nichts Böses thun?" — „O nein, Sire," tröstete dieser, „Sie retten die Religion von einem Krebsschaden!" Trotz dieser Versicherung des Bischof-Ministers war der König aber nicht getröstet und noch weniger war dies der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit. Der Erzbischof von Toulouse, Clermont-Tonnerre, ließ wieder seinem

Hochmuth den Zügel schießen, er verweigerte den Verordnungen gegen seine lieben Freunde geradezu den Gehorsam, und der fanatische Clausel-Coussergues, Bischof von Chartres, erhob sich zur Mission des Propheten, indem er einem so gottlosen Regiment den baldigsten Untergang mit Schrecken weissagte. Indessen wie sauer die Unterzeichnung der Verordnungen „gegen seine treusten Diener" den König angekommen war, wollte er doch, da er sie nun einmal vollzogen hatte, sie auch aufrecht erhalten; er ersuchte deshalb den Papst um seine Vermittelung, die ihm dieser auch gewährte, indem er in einem Breve, das er an den Cardinal Latil richtete, den rein politischen Act gegen die Jesuiten für völlig unschuldig erklärte und den Gedanken zurückwies, Frankreich wider seinen Willen eine religiöse Genossenschaft aufdringen zu wollen. So von Allen verlassen, die allein sie hätten halten können, mußten die guten frommen Väter Jesu den Wanderstab in die Hand nehmen, um das gottlose Frankreich zu verlassen, wo sie sich eine Zeitlang so überaus wohl befunden hatten: sie wandten sich nach der Schweiz und es blieb ihnen in ihrem großen Unglück der Trost, daß wenigstens die hohe Aristokratie ihre Sympathien für sie nicht verleugnete, ihnen vielmehr auch in der Verbannung die Erziehung ihrer Söhne überließ.

Beim Schluß der Sitzung war nicht zu erken-

nen, ob das Ministerium Martignac von Bestand sein werde oder nicht; kein Votum der Kammer war maßgebend für die eine oder die andere Vermuthung. Das Ministerium hatte die erbittertsten Feinde an den Anhängern der vertriebenen Jesuiten, an den exaltirten Royalisten und an Villèle's Anhange. Seine Stützen dagegen waren die Linke und das linke Centrum. Aber diese Stützen waren schwach und unzuverlässig, es waren Freunde, von denen die Minister es sich täglich versehen mußten, daß sie in das Lager ihrer Feinde übergingen, wenn sie einmal genöthigt wären, ihre Forderungen unerfüllt zu lassen.

Ließen die Kammerdebatten den Bestand oder die Niederlage des Ministeriums nicht erkennen, so war es desto augenscheinlicher, daß die Parteien am Hofe energisch auf seinen Sturz hinarbeiteten. Diesen Leuten allen war dieses Ministerium, das seine Hand gegen die Heiligen Gottes erhoben und sie aus dem Lande getrieben hatte, ein Greuel und sie sprachen laut ihre Entrüstung über den Abfall des Königs aus, der seinen Adel und seine Geistlichkeit verleugne und sich, wie sein unglücklicher Bruder Ludwig XVI., einem gottlosen Plebejerministerium hingebe, das sich nur durch seine Ehrfurcht und seine Geschmeidigkeit von dem Girondistenministerium Roland unterscheide, im Uebrigen aber eben so wie dieses die Monarchie dem Untergange entge=

genführe. Und alle diese Intriguen wurden unter den Augen des Königs gesponnen, die Verschwörer gegen seine Regierung hielten ihre Zusammenkünfte und ihre Berathungen in seinem eignen Hause, in den Tuilerien, in den Zimmern des Barons von Damas, der nach des frommen Rivière Tode zum Erzieher des Herzogs von Bordeaux ernannt worden war. Da fanden sich zusammen die alten Bischöfe, die noch zum vertrauten Kreise des Herzogs von Artois gehört hatten; da sah man die Mitglieder der Partei der Congregation, die jetzt mit der Partei der Jesuiten verschmolzen war; da sah man endlich die Partei des Hofes und der Emigration, die sich um die Tochter Ludwig's XVI. und die Wittwe des Herzogs von Berry schaarten — alle einig in dem Einen, daß das gottlose Ministerium fallen müsse!

Daß die Klagen und Vorwürfe seiner Getreuen, denen er widerwillig weh gethan, nicht umsonst vor den Ohren des Königs erklangen, wer wollte daran zweifeln? Er harmonirte ja völlig mit ihnen, er betrachtete das Ministerium genau mit denselben Augen wie sie selber, aber trotzdem er es dem Gespötte preisgab, trotzdem er es verachtete, hielt er es doch; er hielt es, weil er ihm Nachgiebigkeit genug zutraute, um mit ihm endlich seinen Lieblingswunsch zu verwirklichen. Er täuschte sich!

Einer der Collegen Martignac's, Laferronnays, fühlte sich durch die Kälte, die der König und der

Herzog von Angoulême seit seinem Eintritt in's Ministerium gegen ihn an den Tag legten, in solcher Weise verletzt, daß er dem Könige seine Entlassung einreichte. Martignac schlug Pasquier, Hyde von Neuville den Vicomte von Chateaubriand als Laferronnay's Nachfolger vor, aber Karl wies beide zurück, — den gefürchteten Chateaubriand sogar mit den Worten: „So lange ich lebe, wird er kein Ministerium bekommen!" — er glaubte jetzt den Augenblick gekommen, wo er seinen „geistigen" Sohn Polignac an den Platz stellen könnte, den er ihm so lange schon in seinem Herzen angewiesen hatte. Einstweilen, um sich von den Sorgen der Krone zu erholen, machte er eine Reise nach dem Elsaß, auf welcher ihn Martignac begleitete. Karl X. war nicht so blind, daß er auf dieser Reise nicht gesehen hätte, wie sehr sein liberales Ministerium ihm die Herzen der Bevölkerung erobert hatte; er kehrte mit dem Entschlusse nach Paris zurück, Martignac beizubehalten. Indeß vom Entschluß zur That ist manchmal ein weiter Weg, ein sehr weiter bei so wankelmüthigen Charakteren, wie Karl X. einer war. Als er wieder in Paris war, als ihm wieder seine fromme Umgebung in den Ohren lag, da vergaß er, welche schönen Früchte das Ministerium ihm gezeitigt hatte, er dachte wieder an seinen theuren Polignac in London und wie bitter es seinem Herzen sei, ihn nicht zur Stelle zu haben. Dieser dagegen, der sich nicht

weniger nach dem Könige als der König nach ihm sehnte, glaubte seine Zeit gekommen: ein Ministerium war durch Laferronnays' Rücktritt erledigt, er calculirte, der König müßte aus dem Triumphe, den er auf seiner Reise nach dem Elsaß gefeiert, so viel Selbstvertrauen gewonnen haben, um ihn endlich öffentlich anzuerkennen — er verließ also seinen Gesandtenposten in London, um in Paris einen Ministerposten einzunehmen. Diese Absicht sprach er jedoch nicht aus; er erschien vielmehr eines schönen Tages in Paris, um — sich von einem bedeutenden Schnupfen heilen zu lassen! Der Minister Portalis, der unter den vier bis fünf Ministerien, die er damals verwaltete, auch das der auswärtigen Angelegenheiten hatte, wollte dem Fürsten die erbetene Erlaubniß, nach Paris zu kommen, verweigern; dieser jedoch, der wohl der Meinung sein mochte, daß er nirgends anders als in Paris von seinem Uebel befreit werden könnte, sagte, als er die Absicht des Ministers erfuhr: „Nun, ich wäre auch ohne Erlaubniß nach Paris gekommen!"

Vor der Hand jedoch hatte sich der gute Herr dennoch in seinem Calcül betrogen: einen Ministerposten erhielt er noch nicht, obwohl dies der Wille des englischen Premiers und französischen Marschalls des Herzogs von Wellington war — seine Zeit war noch immer nicht gekommen. Nachdem er sich einige Wochen in Paris aufgehalten, seinen Schnup-

sen sich hatte curiren lassen, eine schöne Rede in der Pairskammer über sich selbst gesprochen und manchen vergeblichen Versuch angestellt hatte, ein Ministerium zusammenzusetzen, mußte er zu seinem großen Leidwesen wieder über den Kanal, denn die Minister hatten einstimmig dem Könige erklärt, daß sie sämmtlich auf der Stelle aus dem Kabinette scheiden würden, sobald Herr von Polignac eintrete. Gewiß mit eben so großem Leidwesen, als Polignac ging, ließ ihn sein Herr gehen; und doch war dies des Kummers noch nicht genug: Karl mußte auch die Session von 1829 mit einer von Martignac inspirirten Rede eröffnen, die gewiß nichts weniger als seine eigenen Gedanken ausdrückte. Es hieß in dieser Rede u. A.: „Die Erfahrung hat das Blendwerk unsinniger Theorien zerstreut. Frankreich weiß, wie Sie, auf welchen Grundlagen sein Wohl beruht, und wer es anderswo suchen wollte, als in der aufrichtigen Eintracht der königlichen Autorität und der von der Charte geheiligten Freiheiten, würde schmählich von ihm verleugnet werden." Gewiß war es kein Trost für ihn, daß Frankreich dieser Rede Beifall klatschte; es rückte jedoch die Zeit immer näher heran, die ihm die Erfüllung seines Lieblingswunsches bringen sollte.

Bald nach Eröffnung der Session von 1829 legte Martignac der Kammer ein Gesetz vor, das, eine organische Ergänzung der Charte, den Städten

und Landgemeinden einen bedeutenden Antheil an der Verwaltung ihrer besonderen Angelegenheiten einräumte. Der König verlangte aber, daß sein Ministerium gleichzeitig ein organisches Gesetz über die Departementsräthe vorlegen sollte, welches Gesetz, zwar ebenfalls liberal, dennoch seiner voraussichtlichen Resultate wegen günstig für die Grundaristokratie, von den Royalisten als Ersatz für die allzu demokratischen Freiheiten der Gemeinden und als Grundlage ihres Einflusses auf die Verwaltung der Departements gefordert wurde. — Die befohlene Untrennbarkeit der beiden Gesetzentwürfe wurde die Klippe, an welcher das Ministerium scheiterte. Denn während der erste Entwurf ohne erheblichen Widerstand von der Kammer angenommen wurde, verwarf die Linke und das linke Centrum den zweiten, der durch ein Amendement der Commission, welches die Bezirksräthe abschaffte, um häufigere und volksthümlichere Kreisversammlungen an deren Stelle zu setzen, geändert worden war, mit wahnsinniger Hartnäckigkeit. Martignac mochte dieses Resultat geahnt haben; er hatte die Führer der beiden Fractionen, den General Sebastiani, Guizot und Périer vorher beschworen, das Amendement zu unterstützen und so das Land vor der Rückkehr der reactionswüthigen Partei in den Rath des Königs zu bewahren; sie waren taub geblieben, wie die royalistische Partei stumm blieb und seinen Bitten

nichts als höhnisches Lächeln entgegensetzte. Martignac, niedergebeugt, verließ die Kammer, in welche er nach ungefähr einer Stunde wieder eintrat, ein in Quartform zusammengeschlagenes Papier in der Hand auf die Tribune ging und dort laut und langsam das Folgende vorlas: „Wir, Karl X. . . . haben befohlen und befehlen, wie folgt: der Entwurf des Gesetzes wegen der Communal- und Departemental-Organisation ist zurückgenommen." Der Aufruhr, der nach Verlesung dieser Ordonnanz des Königs in der Kammer entstand, war ungeheuer; die Liberalen, die plötzlich zur Erkenntniß kamen, daß sie zu weit gegangen und die ihre Uebereilung bereuten, machten dem Minister Vorwürfe, daß er die Sache überstürzt, dem Könige, daß er von seiner Prärogative unzeitgemäßen Gebrauch gemacht habe; die Royalisten jubelten. Das Ministerium, durch die Niederlage in den Kammern völlig um seinen Credit bei Hofe gebracht, blieb zwar noch bestehen, aber es hatte kein Leben mehr.

Die bösen Hintergedanken, die in der Seele des Königs schlummerten, traten in dieser Zeit einmal zu Tage, als die Kammer in kleinlicher Weise an dem Budget des Kriegsministers gemäkelt hatte. Als Herr de Caux bei ihm eintrat, noch erbittert über den Kampf, den er zu bestehen gehabt, frug ihn der König: „Nun, was sagen Sie zu einer solchen Versammlung?" — „Daß sie gräulich ist, Sire!"

versetzte der Minister. Da zog der König den Minister in eine Fensternische und sagte mit leiser Stimme: „Sie geben also endlich zu, daß das nicht so fortgehen kann?" Und dann die Hände desselben ergreifend, fügte er mit bedeutungsvollem Tone hinzu: „Bin ich der Armee sicher?" — „Sire," erwiederte de Caux, „ich muß wissen, wozu?" — „Unbedingt?" versetzte der König. — „Nun denn, Sire, die Armee wird niemals den König bei Vertheidigung des Thrones und der Charte im Stich lassen, aber wenn es sich um die Wiederherstellung des alten Regierungssystems handeln sollte...." — „Die Charte! die Charte!" unterbrach ihn ungeduldig der König, „wer will sie antasten? Sie ist ohne Zweifel ein unvollkommenes Werk, meinen Bruder drängte es so sehr, um jeden Preis zu regieren! Ich werde sie nichtsdestoweniger in Ehren halten; aber was hat die Armee mit der Charte zu schaffen?" —

Nun endlich war die Zeit gekommen, nach welcher der König so lange sich gesehnt hatte. Zwar bestand das Ministerium noch, aber sein Erbe war schon da: eines schönen Tages sah man den Fürsten von Polignac wieder in Paris, und am Morgen des 6. August 1829 wurde der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Portalis, nach St. Cloud zum Könige berufen, der ihm anzeigte, daß das Ministerium aufgelöst sei. „Die Concessionen,"

sagte Karl X., „haben mich geschwächt, ohne meine Feinde zufrieden zu stellen.“ Der arme Portalis machte bei dieser Gelegenheit auch noch außerdem eine bittere Erfahrung; er erfuhr an sich selber, daß Könige für geleistete Dienste gewöhnlich ein kurzes Gedächtniß haben. Nämlich nach Laferronnays' Abgange hatte Karl X. dessen erledigtes Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten provisorisch — um es gelegentlich definitiv seinem theuren Freunde Polignac übergeben zu können — an Portalis übertragen und hatte ihm für die Gefälligkeit, daß er sich diese zeitweilige Ueberbürdung mit Geschäften gefallen ließ, schriftlich versprochen, ihm auf alle Fälle die bleibende und einträgliche Stelle eines ersten Präsidenten des Kassationshofes zu reserviren. An dieses Versprechen erinnerte jetzt der Exminister den König, er erhielt jedoch die demüthigende Antwort: „Ich bin nicht zufrieden genug mit Ihnen, um Ihnen einen so glänzenden Beweis meiner Anerkennung zu geben; überdies ist dies ein zu hoher Posten, über dessen Besetzung mein neues Kabinet entscheiden soll.“ — Die übrigen Minister, wie sie nach einander durch Portalis von der Auflösung des Kabinets in Kenntniß gesetzt wurden, brachten ebenso ihre Portefeuilles nach St. Cloud und verabschiedeten sich vom Könige. Bei diesem Abschied sagte er jedem der Herren etwas; mancher von ihnen, wie z. B. der Herr von Batis-

menil, kam dabei ebenso schlimm oder noch schlimmer weg, als Portalis. Zu Martignac sprach der König freundlich: er erkannte an, daß dieser aus Ueberzeugung ihm zu liberalen Maßregeln gerathen hatte.

Jetzt also hatte Karl X. völlig freie Hand, um seinen so lange gehegten Lieblingswunsch zu verwirklichen: er konnte seinen „geistigen Sohn" an die Spitze der Geschäfte stellen, und er that es.

2. Das Ministerium Polignac.

Das Ministerium Polignac, das am 8. August 1829 nach mancherlei Ablehnungen endlich zu Stande kam, hatte folgende Mitglieder:

Fürst von Polignac, Minister der auswärtigen Angelegenheiten;
von La Bourdonnaie, Minister des Innern;
von Bourmont, Minister des Krieges;
von Montbel, Minister des öffentlichen Unterrichts;
von Courvoisier, Minister der Justiz;
von Chabrol, Minister der Finanzen;
von Haussez, Minister des Seewesens.

Das Seewesen hätte man gern dem Admiral de Rigny, dem „Sieger" von Navarin, übertragen; er dankte jedoch für die Ehre und mußte sich für seine Ablehnung den Zorn des Herzogs von Angoulème gefallen lassen, der bitterböse zu ihm sagte: „Sie können für die Dauer von zwei Regierungen auf Avancement verzichten!" Der gute Herzog! Er kam nicht dazu, seine Drohung als Erbe seines Vaters zu verwirklichen!

Die Nachricht von der Ernennung des Ministeriums Polignac flog wie Sturmläuten durch Paris. Es waren vor allen drei Namen dieses Kabinets, die mit Abscheu genannt wurden: der des Fürsten von Polignac, der Name La Bourdonnaie's und der des Kriegsministers Bourmont. Und allerdings hatten diese drei Männer eine Vergangenheit, die wie eine Drohung in die Gegenwart und Zukunft hineinragte. Hatte nicht Polignac den Eid auf die Charte verweigert? Hatte nicht La Bourdonnaie klassenweise Proscriptionen von Ludwig XVIII. verlangt? Haftete nicht an dem Namen Bourmont's der Makel des Ueberläufers auf dem Schlachtfelde und war sein Name nicht auf's engste verbunden mit der Ermordung Ney's, des Bravsten der Braven, gegen den er rücksichtslos gezeugt hatte? Diese Männer, man fühlte es, konnten nichts Gutes wirken, Frankreich merkte das Nahen des Sturms und setzte sich gegen ihn in Verfassung.

Der Fürst von Polignac war derselbe, über welchen sich der gescheidte Ludwig XVIII. einmal gegen seinen Bruder Artois, als dieser ihm jenen dringend zum Minister empfahl, folgendermaßen ausließ: „Mein Bruder, wenn Sie und ich Bonaparte vorschlügen, mein Ministerium zu bilden, so würde er nicht zögern, den Grafen Julius (von Polignac) an die Spitze desselben zu stellen. Ich glaube daher, daß ich ihm nicht einmal die letzte

Stelle darin ertheilen darf." Es ist gewiß merkwürdig, daß Karl X. später das wirklich that, was sein größter Feind, Napoleon, ihm vorgeschlagen haben würde, um ihn zu verderben. Armand Jules Maria Heraclius von Polignac war der Sohn jener der unglücklichen Königin Marie Antoinette so überaus angenehmen Dame Jolande Martine Gabriele de Polastron, Herzogin von Polignac, welcher und ihrem Anhange man die Hauptschuld an der ersten Revolution beimißt. Die Gunst der Königin machte es möglich, daß die ohne diese Gunst und ihre Ausflüsse arme Dame am Hofe festen Fuß fassen konnte: ihr Gemahl, Graf Jules von Polignac, ward 1780 zum Herzog und ersten Stallmeister, sie selbst 1781 zur Gouvernante der königlichen Kinder ernannt. Unser Jules von Polignac, der Heraufbeschwörer der zweiten Revolution, war 1771 in Paris geboren; böse Zungen wollten wissen, daß die scharf ausgeprägte Zuneigung Karl's X. zu ihm einen sehr natürlichen Grund habe und dieselbe nicht nur auf der geistigen Uebereinstimmung Beider beruhe. Polignac heirathete später die Tochter des holländischen Barons von Vigenhain, verließ Frankreich, als für ihn wie überhaupt für Leute seines Schlages die Luft daselbst nicht mehr zuträglich war, und ging zuerst nach Koblenz zu seinem „geistigen" Vater, und dann, wie dieser, nach England, von wo er 1804 zurückkehrte, um mit Geor-

ges, Pichegru u. A. sich gegen das Leben des damaligen ersten Consuls Bonaparte zu verschwören. Die Sache schlug aber fehl, die Verschwörung und die Verschwörer wurden entdeckt, und unser Held hätte seinen Haß mit dem Kopfe bezahlen müssen, wenn nicht die gutmüthige Josephine bei ihrem erzürnten Gemahl für ihn ein gutes Wort eingelegt hätte; der bloße Fußfall der Frau von Polignac hätte wohl kaum die schlimme Sentenz rückgängig gemacht. Statt auf's Blutgerüst brachte man Polignac nach dem Schlosse Ham, wo er vier Jahre saß und dann, weil er sich krank stellte, sperrte man ihn in ein Krankenhaus in Paris, in dasselbe, in welchem auch der General Mallet saß, der in der Verschwörung von 1812 die Hauptrolle spielte und schlimmer fuhr, als sein Genosse im Krankenhause. Die lebenslängliche Gefangenschaft, zu welcher Polignac verurtheilt war, endete bereits 1810; zu Anfange des Jahres 1814, als der Stern des Kaisers im Untergehen war, verschwand er aus Paris und stieß in Vesoul zum Grafen von Artois, der ihn mit ausgedehnten Vollmachten nach Paris zurückschickte, wo er am 31. März, zu welcher Zeit dies ungefährlich war, die weiße Fahne aufsteckte. Ueber seine Thätigkeit in diesem Jahre als außerordentlicher Commissär in Languedoc, wohin er vom Grafen von Artois geschickt worden war, urtheilte Ludwig XVIII. nicht lobend: „Es schien mir," schreibt

der königliche Autor, „als habe Monsieur sich ein wenig übereilt. Julius hat die besten Eigenschaften von der Welt, aber kein diplomatisches Talent. Er wird immer ein blauer, eleganter, anmuthiger Vogel bleiben, der, wohl unterrichtet, die Melodien nachpfeift, die ihm vorgepfiffen werden. Etwas Eigenes von ihm zu verlangen, wäre verlorne Mühe. In Languedoc beging er mehr als einen Fehler und er krönte sein Werk bei seiner Rückkehr in Paris, indem er nur mit Vorbehalten auf meine Charte schwören wollte. So lange ich regiere, soll Julius ein großer Herr bleiben, aber weiter nichts werden." Nach dem schlecht angewendeten Probejahre der Bourbonen in der Regierungskunst, 1815, als der Mann mit dem unbestreitbaren Genie, dem die Soldaten so sehr anhingen, wieder seine Adler von Elba nach Paris fliegen ließ, ging Polignac mit jenen nach Gent, wo er blieb, bis die Engländer und Preußen die glückliche Schlacht von Waterloo schlugen, in Folge deren der Kaiserthron zum zweiten Male umfiel. Da kam auch er wieder nach Paris, ward zum Deputirten gewählt, und hielt natürlich zu der Partei, die noch royalistischer als der König selbst sich gebehrdete. Aber auch jetzt hatte sich Ludwig's XVIII. Urtheil über ihn nicht geändert. „Ich . . . würde bei dem Gedanken zittern, ihm ein Portefeuille anzuvertrauen. In seinem Kopfe sieht es sehr windig aus... So lange ich da bin, werde ich

ihn verhindern, die Hand an mein Werk zu legen; nach mir — behüte Gott Frankreich!"— Im Jahre 1817 starb Polignac's Vater in Petersburg und er erhielt nun die Pairswürde. 1819 ging er als französischer Gesandter nach London, welchen Posten er zwar so wenig ausfüllte, daß ihn selbst die Engländer verachteten, wo er sich jedoch, gerade wegen seiner Unfähigkeit, die Zuneigung des Herzogs von Wellington in hohem Grade erwarb; denn der gescheidte Herzog calculirte: wenn das Ministerium Martignac wirklich, wie es die Absicht hat, Frankreich mit Rußland in nähere Verbindung bringt, so ist es um Englands Macht, welche Rußland im Orient im Schach hält, gethan; dieses Nationalunglück mußte abgewendet werden, und dies geschah am besten, wenn der englische Premier seinen Protegé Polignac sobald als möglich an das französische Staatsruder setzte, den Mann, von welchem das Ausland nichts, desto mehr aber die Nation zu fürchten hatte. Wir wissen, daß der eiserne Herzog seinen Willen durchsetzte, und zwar durchsetzte gegen den Willen des Papstes, der am liebsten den Cardinal von Latil an diesem Platze gesehen hätte.

Die zweite Person in dem neuen Ministerium, der Graf Franz Regis de la Bourdonnaie, war 1767 geboren, emigrirte 1792, diente einige Zeit im Corps des Prinzen von Condé und kehrte dann heimlich nach Frankreich, nach der Vendée zurück,

wo er mit Auszeichnung für der Royalismus focht. Unter dem Consulat ward er Mitglied des Departementsraths der Maine und Loire, Maire von Angers und Candidat des gesetzgebenden Corps, und war jetzt ein eben so eifriger Anhänger der kaiserlichen Regierung, als er früher den Bourbonen eifrig angehangen hatte. Seine Liebe bestand jedoch die Probe nicht: des Kaisers Unglück führte den Grafen zu seiner alten Liebe zurück, er ward wieder, was er vor der Kaiserzeit gewesen, ein treueifriger Kämpe für die Lilienkönige, und zwar ein so eifriger, daß er dem Könige sogar unbequem wurde. Wie sein College Polignac wollte auch er die Charte nur mit Vorbehalten beschwören, als er im Jahre 1815 zum Deputirten gewählt worden war. Im Jahre 1820, als der Herzog von Berry unter dem Dolche Louvel's verblutet hatte, bezichtigte er den Minister Decazes des Einverständnisses mit dem Mörder und beantragte in diesem Sinne eine Adresse an den König, in Folge welcher Ludwig XVIII. gezwungen wurde, sich von seinem Freunde Decazes zu trennen. Während der Regierung Villèle's war er dessen eifrigster Widerpart und gebehrdete sich so erbost über seine und seiner Collegen Amtsführung, daß er sogar den gewaltthätigen Peyronnet der Schlaffheit beschuldigte. La Bourdonnaie war der Herr, welcher von Ludwig XVIII. klassenweise Achtserklärungen verlangte; derselbe, der stets rieth, das

Volk mit der Zuchtruthe zu regieren, um, wenn es sich gegen dieselbe widerspenstig erweise, es mit Schwert und Schaffot zur Raison zu bringen. Indessen, wie schlimm nach diesem Allem der Mann schien, war er es doch in der That nicht: er gefiel sich mehr in großen Worten, als daß er ein Mann der That gewesen wäre; er war zufrieden, wenn von seinen wohl einstudirten Reden im Lande gesprochen wurde. Diese Reden glichen dem Donner, der unschädlich verhallt, wenn der Blitz nicht einschlug. La Bourdonnaie hatte weder ein bestimmtes System, noch besaß er den thatkräftigen, unbeugsamen Willen, welcher den Staatsmann macht. Es passirte ihm deshalb auch, daß er nur ganz kurze Zeit in dem schönen Palaste des Ministeriums des Innern wohnen konnte, und doch hatte er so lange darnach getrachtet, sich dort häuslich niederzulassen! Die Sache kam so. Der Graf La Bourdonnaie war, obwohl nichts weniger als ein Staatsmann, doch unbestritten geistig befähigter als der in diesem Punkte stiefmütterlich genug bedachte Premier Fürst von Polignac. Das wußte der Graf selbst recht wohl und er war gleich mit der Hoffnung in's Kabinet eingetreten, er werde in Kurzem jenem den Ehrensessel streitig machen. Um dieses Ziel seines Ehrgeizes zu erringen, wählte er ein Mittel, das er schon öfter gehandhabt hatte: er brachte in der Conseilsitzung einen Gesetzentwurf ein, nach welchem so

ziemlich alle Verwaltungsbeamten des Reichs ihrer Stellen entsetzt werden sollten, und als Polignac vor dem Terrorismus einer solchen Maßregel zurückbebte, bezichtigte ihn La Bourdonnaie der Feigheit. Es war wohl richtig, daß der Herr Premier auch mit der edelsten Qualität eines Mannes, mit Muth, nicht gerade überreichlich ausgestattet war, indessen den Vorwurf der Feigheit und gerade einer so verrückten Veranlassung wegen konnte er doch unmöglich gleichmüthig hinnehmen: es fielen bitterböse Worte, die zwar der Fürst — er war ja ein so frommer Herr und als solcher mußte er seinen Beleidigern vergeben! — sogleich bereute, die aber doch einen Stachel in den Herzen beider zurückließen. Dieser Stachel drückte sich tiefer, als La Bourdonnaie den Freigeist herauskehrte und bei den neuntägigen Gebeten, die zum Erflehen des göttlichen Segens auf das neue Ministerium angeordnet waren, nicht ein einziges Mal erschien. Wenn nichts Anderes seine Untauglichkeit zum Minister documentirt hätte — es gab aber allerdings dafür noch verschiedene andere Argumente! — diese zur Schau getragene Freigeisterei hätte dies allein gethan: La Bourdonnaie mußte das Ministerhôtel räumen, in welches statt seiner der Herr von Montbel einzog, dem man Guernon de Ranville als Minister des öffentlichen Unterrichts folgen ließ.

Den Namen des Kriegsministers, Bourmont, sprachen die Franzosen eben so mit dem Erröthen

des Zorns aus, als den des Marschalls Marmont, der auch, wie jener, seinem Wohlthäter Napoleon mit Undank gelohnt hatte. Louis Auguste Victor de Gaisne, Graf von Bourmont, war 1773 zu Bourmont in Anjou geboren, wanderte im Beginn der Revolution aus, diente unter Condé und, nach Frankreich zurückgekehrt, in der Vendée als treuer Anhänger der Lilienkönige. Seine Bravour erwarb ihm die Gunst des ersten Consuls; als er jedoch der Betheiligung an dem Mordversuche gegen letzteren verdächtig wurde, ward er verhaftet und in die Citadelle von Besançon gesperrt. Es gelang ihm zwar, sich dieser Haft zu entziehen und nach Portugal zu entkommen, aber auch nach Portugal flogen später die kaiserlichen Adler und der Gefangene von Besançon hätte übel fahren können, wenn nicht Junot, der Herzog von Abrantes, ihn in Schutz genommen und unter der Bürgschaft seines Wortes nach Frankreich zurückgeschickt hätte. Der Freund des Kaisers mußte seiner Gutmüthigkeit wegen eine böse Stunde durchleben: Napoleon war nahe daran, die Bürgschaft Junot's nicht anzuerkennen und den Grafen ernstlich beim Kragen nehmen zu lassen, verhaftet war er bereits auf Befehl des Polizeiministers Fouché. Das Gewitter ging jedoch vorüber, denn der tapfere Husarengeneral und doppelte Gevatter war dem Kaiser viel zu lieb, als daß er ihn hätte im Zorn entlassen können: Bourmont verlor

nicht nur nicht den Kopf, sondern erhielt sogar ein Commando und machte dann des Kaisers Feldzüge von 1813 und 1814 mit. Aber freilich sehr zugethan wird er wohl nie demselben gewesen sein, denn gleich beim ersten Verbleichen des Glückssterns des Kaisers erklärte er sich für die Bourbonen. Das hinderte ihn jedoch nicht, während der hundert Tage abermals unter den kaiserlichen Adlern zu dienen: er erhielt das Commando der zweiten Division der Moselarmee in Flandern, und hier war es, wo er that, was ihm die Franzosen nimmermehr verzeihen werden: am Vorabende der für Napoleon trotzdem glückhaften Schlacht von Ligny, am 14. Juni 1815, ging Bourmont zum Feinde über. Wer kann behaupten, daß auf Waterloo Helena gefolgt wäre, wenn der Mann „mit dem unbestreitbaren Genie“ die zweite Division Bourmont's und die siebenundachtzig Schwadronen Reserve-Cavallerie Grouchy's zur Verfügung gehabt hätte? — Unter der zweiten Restauration erhielt der Ausreißer von Waterloo das Commando einer Division der königlichen Garde, machte 1823 den Feldzug in Spanien mit, wo sich der Herzog von Angoulême das pathetische Lob seines klugen Oheims erkämpfte: „Ich bin mit Ihnen zufrieden, mein Sohn!“ ward Pair von Frankreich und am 8. August 1829 Kriegsminister. Hätte der Makel der Fahnenflüchtigkeit nicht auf seinem Namen gelastet, so wäre Bourmont als Kriegsminister un-

bestritten an seinem Platze gewesen; denn er war nicht nur ein tapferer, er war auch ein intelligenter Soldat. Mit diesem Makel aber kam seine Ernennung zum Kriegsminister einem Widerruf der Amnestie gleich, welche die Weisheit Ludwig's XVIII. über den Ruhm sowohl als über die Schuld der französischen Armee gedeckt hatte.

Von den übrigen (vier Ministern, Montbel, Courvoisier, Chabrol und Haussez, ist nicht viel zu berichten. Montbel, der Minister des öffentlichen Unterrichts, welches Ministerium er, wie bereits erwähnt, nach La Bourdonnaie's Abgange mit dem des Innern vertauschte, war als Regierungsbeamter eine neue Person; Landsmann Villèle's, aus Toulouse, wo er auch, wie dieser, Maire gewesen, vertheidigte er als Abgeordneter muthig die Verwaltung seines Freundes, als Jeder das Recht zu haben glaubte, dieselbe zu verunglimpfen. Auf seinem Leben haftete kein Makel, er war der rechtlichste Mann im Ministerium und nur die unbedingteste Hingebung an den königlichen Willen und die Furcht vor dem Ueberstürzen der Volkspartei ließen ihn später die unglücklichen Ordonnanzen mitunterzeichnen. Und wie er der rechtlichste unter den jetzigen Ministern war, so war er später auch der glücklichste: er rettete sich im Trouble der Revolution nach England, während seine Collegen unfreiwillig in Frankreich verbleiben mußten.

Der Großsiegelbewahrer Courvoisier war der Mann, den Polignac sich zugesellt hatte, weil er dessen Rednertalent, mit welcher schönen Gabe der Premier ebenfalls nicht überreichlich bedacht war, im Nutzen des Ministeriums den Kammern gegenüber verwerthen wollte. Courvoisier, den sein verschlossener, grübelnder Geist in die mystischen Systeme des Grafen de Maistre und von Bonald's getrieben hatte, war verwundert, sich aus der Einsamkeit des Jura, wohin er sich zurückgezogen, in den Glanz eines Ministeriums versetzt zu sehen; seine Hyperfrömmigkeit verschleierte jedoch sein Auge nicht in dem Maaße, daß er nicht erkannt hätte, an welchem Abgrunde das Staatsschiff schwankte: er zog sich zurück, ehe es zur Katastrophe kam.

Von Chabrol, dem Minister der Finanzen, hatte Ludwig XVIII. eine bessere Meinung als das Volk von Paris. Der König sagte, er sei einer derjenigen Beamten die er gern von Napoleon übernommen habe; die Pariser dagegen urtheilten schlimm von ihm, sie sagten, er gleiche dem Rohre an Biegsamkeit, in der Kunst zu schleichen einer Natter, und an Schlauheit dem Fuchse.

Haussez, der Marineminister, begann seine Laufbahn in der Vendée als Chef der Chouans, dann diente er Napoleon und erwarb sich die Zufriedenheit desselben in so hohem Grade, daß er ihn zum Baron und zum Präfecten von Bordeaux er-

hob. Zum Danke dafür war Haussez einer der Ersten, die den Bourbonen zufielen, als diese unter dem Schutze von einer halben Million fremder Bayonette das Erbe ihrer Väter wieder antraten. Er ward Deputirter und stimmte mit jedem Ministerium. Wie bereits bemerkt, war Baron Haussez erst dann zum Seeminister ernannt worden, als Admiral de Rigny für diese Ehre gedankt hatte.

Das Land sprach sein Urtheil über die Minister durch die Wahl der Männer aus, welche es als Deputirte in die Kammer schickte: trotz der gemessensten Befehle an die Präfecten, die Wahlen auf die Anhänger des Königthums zu lenken, sandte das Volk in weit überwiegender Mehrzahl solche Männer, von denen die Herren auf der Ministerbank sich keiner Unterstützung versehen durften. Die erste Zeit ihrer Verwaltung ließen sie übrigens verstreichen, ohne daß das Land ihren wahren Gedanken hätte erkennen können; sogar für die Eröffnungsrede der Kammern gab die Majorität dem Könige den Rath, diese in mehr väterlichem Tone abfassen zu lassen. Allein der verblendete alte Mann hatte es sehr eilig in's Unglück zu kommen, er wollte von keiner Mäßigung wissen, und Courvoisier mußte eine Rede aufsetzen, in welcher folgende drohende Stelle vorkam: „Meine Herren Pairs! Meine Herren Deputirten! Ich zweifle nicht an Ihrer Mitwirkung zu dem Guten, das ich thun will. Sie

werden mit Verachtung die verrätherischen Vorspiegelungen abweisen, welche übelwollende Menschen zu verbreiten suchen. Sollten strafbare Umtriebe meiner Regierung Hindernisse in den Weg legen, die ich nicht voraussehen mag und will, so würde ich die Kraft zur Ueberwinduug derselben in meinem Entschlusse, den öffentlichen Frieden aufrecht zu erhalten, in dem gerechten Vertrauen der Franzosen und in der stets von ihnen bewiesenen Liebe zu ihrem Könige finden." Der König sprach in der Eröffnungsrede am 2. März diese Worte wirklich und zwar sprach er sie in solcher Aufregung, daß ihm der Hut entfiel, den er in der Hand hatte: der Herzog von Orleans hob ihn auf — böses Omen! Die Kammer blieb die Antwort auf die ungnädige Thronrede nicht schuldig; von Etienne, einem persönlichen Gegner der Bourbonendynastie entworfen, und von zweihunderteinundzwanzig Deputirten als der Ausdruck ihrer Gesinnung anerkannt, sagte sie u. A.: „Sire, mitten unter den einmüthigen Gefühlen der Ehrfurcht und Liebe, mit denen Sie Ihr Volk umringt, giebt sich in den Gemüthern eine lebhafte Unruhe zu erkennen, welche störend auf die Sicherheit wirkt, deren sich Frankreich zu freuen angefangen, welche die Quellen seiner Wohlfahrt trübt und, wenn sie länger anhalten sollte, seinem Frieden verderblich werden könnte. Unser Gewissen, unsre Ehre, die Treue, die wir geschworen

haben und die wir Ihnen stets bewahren werden, legen uns die Pflicht auf, Ihnen die Ursache derselben zu enthüllen. Die Charte, die wir der Weisheit Ihres erhabenen Vorgängers verdanken, und deren Segnungen zu befestigen Ew. Majestät den festen Willen hat, heiligt die Theilnahme des Landes an der Berathung der öffentlichen Interessen als ein Recht. Diese Theilnahme sollte indirect, weise abgemessen und in genau bestimmte Grenzen, deren Ueberschreitung wir nie dulden werden, eingeschlossen sein, und sie ist es auch in der That; aber sie ist positiv in ihrem Resultate, denn sie macht die fortwährende Uebereinstimmung der politischen Ansichten Ihrer Regierung mit den Wünschen Ihres Volkes zur unerläßlichen Bedingung eines geregelten Ganges der öffentlichen Angelegenheiten. Sire, unsere Loyalität, unsere Ergebenheit versetzen uns in die Nothwendigkeit, Ihnen zu sagen, daß diese Uebereinstimmung nicht besteht. Ein ungerechtes Mißtrauen gegen die Gesinnungen und die Vernunft Frankreichs ist heutzutage der Grundgedanke der Staatsverwaltung; Ihr Volk trauert darüber, weil es sich dadurch gekränkt fühlt; es ängstigt sich deshalb, weil seine Freiheiten dadurch bedroht sind. Dieses Mißtrauen findet keinen Eingang in Ihrem edeln Herzen. Nein, Sire, Frankreich will so wenig die Anarchie, als Sie den Despotismus wollen; Frankreich ist werth, daß Sie auf seine Loyalität

vertrauen, wie es auf Ihre Verheißungen baut. Zwischen denjenigen, die eine so ruhige, so treue Nation verkennen, und uns, die wir aus tiefster Ueberzeugung den Schmerz eines ganzen und auf die Achtung und das Vertrauen seines Königs eifersüchtigen Volks jetzt in Ihren Busen niederlegen, möge sich die hohe Weisheit Ew. Majestät aussprechen. Die königliche Prärogative hat in Ihre Hände die Mittel gelegt, die constitutionelle Eintracht zwischen den Staatsgewalten, diese erste und nothwendige Bedingung der Stärke des Throns und der Größe Frankreichs, zu schaffen."

Beide Gewalten, der König sowohl als die Kammer, hatten ihre vom Gesetz festgestellten Befugnisse nicht überschritten; es kam nur darauf an, welchen Sinn jede dem Ausspruche der andern unterlegte. Karl X., um den der Geist des Schwindels wehte, der begierig war den Kampf mit der Kammer zu beginnen, sah in der Antwortsadresse derselben nichts als die Anmaßung, sich seine Prärogative anzumaßen, und er freute sich der Gelegenheit, die beengenden Fesseln, welche die Charte seinen absolutistischen Gelüsten anlegte, abzustreifen. Hinwieder gab es auch in der Kammer Leute, die vor dem Ungeheuern, einem Könige die Wahrheit zu sagen, zurückbebte und welche die bezeichnendsten Ausdrücke der Adresse abschwächen wollten. Diesen entgegnete Guizot: „Nein, nein, hüten wir uns, unsere

Ausdrücke zu mildern! Die Wahrheit hat ohnehin Mühe genug, in das Kabinet des Fürsten zu dringen; schicken wir sie nicht matt und bleich in dasselbe!" Und die Adresse wurde in der That ohne alle Abschwächung votirt und der Präsident der Kammer, Royer-Collard, las sie Wort für Wort dem Könige vor, der ihm das Folgende erwiderte, was er eigenhändig aufgesetzt hatte: „Ich habe meine Pflicht als König erfüllt, indem ich die Adresse entgegennahm, welche Sie mir überreicht haben. Sie haben meine Absichten aus der Antwort auf die Adresse der Pairskammer kennen gelernt; ich werde nie von derselben abweichen. Kehren Sie in Ihren Sitzungssaal zurück, meine Minister werden Ihnen meine Willensmeinung kundthun." Und was war die Willensmeinung Sr. Majestät? Die Vertagung der Kammer bis zum 3. September, die der Fürst von Polignac unmittelbar nach der Adreßübergabe derselben bekannt machte, war der eigentliche Gedanke des Königs nicht; er hätte die Kammer am liebsten aufgelöst und wurde in diesem Gedanken von sämmtlichen Ministern bis auf den einzigen Guernon de Ranville unterstützt, der dagegen geltend machte, daß mit der Auflösung nichts gewonnen sein werde, da zweifelsohne Frankreich nicht nur die Zweihunderteinundzwanzig wieder, sondern noch mehre wählen würde, um die Reihen der Opposition zu vergrößern. Er rieth klug: „Legen

wir weise und nationale Gesetze vor und wenn die Kammer diese verwirft, blos deswegen verwirft, weil sie vom Könige kommen, dann lassen Sie uns dieselbe auflösen. Einstweilen aber lassen Sie uns die Adresse ignoriren." „Die Franzosen," sagte er mit rauher Freimüthigkeit, denn er sagte es in Gegenwart des Königs, „die Franzosen haben aufgehört ihre Könige zu lieben. Sehen Sie es nicht an dem unversöhnlichen Hasse, welcher die achtbarsten und angesehensten Männer verfolgt, sobald sie mit der Wahl der Krone beehrt werden?" Diese Gründe waren es, welche Guernon de Ranville's Meinung triumphiren machten; denn so blind die Minister waren, sie konnten sich gegen die Wahrheit derselben nicht verschließen: alle hervorragenden Männer der Diplomatie, der Verwaltung und des Staatsraths trennten sich ja offen von ihnen, indem sie förmlich ihre Entlassung nahmen. Auch Chateaubriand verließ seinen einträglichen Posten in Rom, weil er einem Kabinette nichts verdanken wollte, das die Monarchie dem Abgrunde zuführte.

Um diese Zeit war es, daß im Conseil ernstlicher als je die Expedition nach Algier berathen wurde. Doch war nicht vorwiegend der Gedanke bestimmend, den vom Dey von Algier dem französischen Consul angethanen Schimpf — er hatte demselben einen Schlag mit dem Fächer versetzt und seither jede Genugthuung verweigert — zu rächen,

vielmehr war es die Erwägung, daß unter dem Eindruck eines glänzenden Sieges, für den bekanntlich die französische Nation wie keine andere empfänglich ist, es ungefährlicher sein werde, die Freiheiten des Landes zu verletzen. Die Geschichte mit Algier spielte bereits seit drei Jahren, aber Villèle, der sich stets gefürchtet hatte, die Sache ernstlich anzugreifen, um nicht die übrigen Mächte mißtrauisch gegen Frankreich zu machen und vielleicht gar den Weltfrieden zu stören, hatte sich begnügt, die Küsten der Raubstaaten zu blokiren. Als England von der jetzt ernstlich gemeinten Expedition Kunde erhielt, fürchtete es für sein maritimes Uebergewicht im Mittelmeere und machte dem französischen Kabinet Vorstellungen, die dieses jedoch unbeachtet ließ, und als England auf bestimmte Antwort drang, was es mit der Expedition für eine Bewandtniß habe, erfolgte die Antwort: „Der König beschränkt seine Pläne nicht mehr blos auf Genugthuung für Privatbeschwerden Frankreichs, sondern hat beschlossen, die Expedition zum Vortheile der ganzen Christenheit ausschlagen zu lassen; er hat sich zum Zweck und Preis seiner Bemühungen die endliche Vernichtung der Seeräuberei, die gänzliche Abschaffung der Sklaverei von Christen, sowie die Abschaffung des Tributs gesetzt, welchen die christlichen Mächte der Regentschaft bezahlen." Aber auch diese Antwort befriedigte England nicht; es wollte wissen, ob Frank-

reich die Absicht habe, sich bleibend auf der Nordküste von Afrika festzusetzen, und um ihm diese Absicht zu verleiden, versuchte der Gesandte Lord Stuart zuerst den Marineminister, Herrn von Haussez, und dann den Fürsten von Polignac einzuschüchtern. Bei Ersterem kam der edle Lord schlimm an; es entfuhren demselben im Aerger über die englische Anmaßung die gar nicht höflichen Worte: „Wenn Sie eine diplomatische Antwort wünschen, so wird der Herr Präsident des Ministerraths Sie Ihnen geben. Ich für meine Person erkläre Ihnen, abgesehen von der officiellen Sprache, daß wir uns durchaus gar nicht um Sie bekümmern."

In dieser Algier'schen Angelegenheit schoß der Herr Ministerpräsident einen gewaltigen Bock. Er hatte bereits im December 1829, wo es sich noch nicht um die Expedition, sondern nur um die lästige Blokade handelte, ohne es für nöthig zu halten, seine Collegen von seinem Vorhaben vorher in Kenntniß zu setzen, mit dem Vicekönig von Aegypten, Mehemet Ali, eine Uebereinkunft geschlossen, kraft welcher sich dieser gegen eine Entschädigung von zehn Millionen und gegen Ueberlassung von vier Linienschiffen anheischig machte, eine ottomanische Armee längs der afrikanischen Küste über Tripolis und Tunis nach Algier marschiren zu lassen, um sich dieser Statthalterschaft zu bemächtigen und sie unter Gewährleistung der Sicherheit der Meere selbst zu

verwalten. Die ersten Ratenzahlungen waren bereits nach Toulon abgegangen, als der gescheidte Herr sein Plänchen endlich dem Ministerrathe vorlegte. Da erfuhr er jedoch nicht nur keine Zustimmung, sondern das Murren über seine Kopflosigkeit war so allgemein, daß er sich seines Handels schämte, und vollends als der Kriegsminister erklärte, er werde nun und nimmermehr zugeben, daß ein französischer Soldat unter das Commando eines Muselmanns gestellt werde und damit an dem frommen Herzen des Königs rührte, da mußte Polignac die bereits nach Toulon abgeschickten Summen wieder zurückbeordern und den schimpflichen Vertrag mit dem Vicekönig zerreißen.

Die Expedition unter Bourmont hatte den glänzendsten Erfolg: am 5. Juli 1830 meldete der Telegraph, daß die französischen Fahnen auf dem Palaste des Dey von Algier wehten; — heute ist Algier eine blühende französische Provinz.

Aber der Erfolg dieser Eroberung war ein anderer, als die Minister gehofft hatten. Wohl jubelten die Franzosen und sahen voll Stolz auf ihre ruhmgekrönten Waffenbrüder jenseits des Meeres, deren Tapferkeit das feste Algier, diese hundertjährige Geißel des Handels, das so lange den Waffen und der Cultur Europas getrotzt, gebrochen hatte, aber sie blickten zugleich mit Argusaugen auf das eigene Land, sie blieben unberauscht und unbesto-

chen, voll Rechtssinn, Freiheitsliebe und Bürgermuth. Und diese edeln Tugenden übten sie am Tage der Wahlen. Die Kammer war, nachdem sie vorher vertagt, am 16. Mai, demselben Tage, an welchem die Expedition nach Algier unter Segel ging, aufgelöst worden, und zum 25. Juni waren die neuen Wahlen ausgeschrieben. Wie die Herren Minister die parlamentarische Rede- und Stimmfreiheit verstanden, hatten sie den Zweihundertzweiundzwanzig zu erkennen gegeben, von denen sie eine große Anzahl ihrer Aemter entsetzten; wie wenig wählerisch sie bei den Mitteln waren, um ihre Absichten zu erreichen, zeigten sie bei den neuen Wahlen, die sie nicht nur auf alle mögliche Weise beeinflußten, um Leute ihres Schlags in die Kammer zu bringen, sondern wo sie sogar den König eine Proclamation an's Volk richten ließen und ihn so mitten unter die Parteien stellten, wohin er durchaus nicht gehörte. Im Ministerrathe saßen jetzt übrigens einige andere Personen, denn Courvoisier, der die Ziele erkannte, zu welchem der König und sein geistiger Sohn die Sachen zu treiben beabsichtigten, war ausgeschieden. An seine Stelle hatte der Fürst von Polignac, ohne seine Collegen um ihren Rath zu fragen, Herrn von Chantelouze zum Großsiegelbewahrer ernannt und, da er außerdem Jemandes bedurfte, der sich durch keine Bedenklichkeiten vom Wege der Gewalt zurückschrecken ließe,

so hatte er ebenso eigenmächtig das Ministerium des Innern getheilt und die eine Hälfte dem gewaltthätigen Grafen Peyronnet, die andere aber, das Ministerium der öffentlichen Arbeiten, dem Manne nach dem Herzen des Königs, Capelle, gegeben. Als dieser Ministerrath zum ersten Male versammelt war, redete ihn Karl X. folgendermaßen an: „Ich muß Sie, meine Herren, in wenigen Worten mit dem System bekannt machen, das ich zu verfolgen entschlossen bin und das ich schon mehrere Male vor meinen Ministern entwickelt habe. Mein fester Wille ist die Aufrechterhaltung der Charte (!); ich will mich in keinem Punkte von ihr entfernen, aber ich dulde auch nicht, daß Andere sich von ihr entfernen. Ich hoffe, die künftige Kammer wird aus weisen Männern bestehen, die ihr Land hinlänglich lieben, um meinen Absichten zu entsprechen; wenn dem nicht so sein sollte, würde ich, ohne die constitutionelle Bahn zu verlassen, mein Recht geltend zu machen wissen, das ich als die beste Garantie der öffentlichen Ruhe und der Wohlfahrt Frankreichs betrachte. Dies sind meine Absichten," schloß er, „es ist nun an Ihnen, dieselben, Jeder in demjenigen Theile der Verwaltung, der ihm anvertraut ist, zu unterstützen." Und der neue Ministerrath ließ es sein Erstes sein, den König, wie bereits bemerkt, in das Getreibe der Parteien herabzuziehen, indem er ihn einige Tage vor den Wahlen folgende

Proclamation an das Volk richten ließ: „Franzosen! Die letzte Deputirtenkammer hat meine Absichten verkannt. Ich hatte ein Recht auf ihre Mitwirkung zu zählen, um das Gute auszuführen, welches ich beabsichtigte; sie hat mir dieselbe verweigert. Als Vater meines Volks hat mein Herz sich darob betrübt, als König war ich dadurch beleidigt. Ich habe die Auflösung dieser Kammer ausgesprochen. Franzosen! Eure Wohlfahrt bildet meinen Ruhm, euer Glück ist das meinige. In dem Augenblicke, wo die Wahlcollegien auf allen Punkten meines Reichs eröffnet werden, werdet ihr die Stimme eures Königs hören. Aufrechterhaltung der constitutionellen Charte und der durch sie begründeten Institutionen war und wird stets das Ziel meines Strebens sein. Aber um dieses Ziel zu erreichen, muß ich die geheiligten Rechte, welche das Erbe meiner Krone sind, frei ausüben und in Achtung erhalten. In ihnen liegt die Bürgschaft der öffentlichen Ruhe und neuer Freiheiten. Die Natur der Verfassung wäre verändert, wenn strafbare Eingriffe meine Prärogative schmälerten, und ich würde meine Eide brechen, wenn ich dies duldete. Unter dem Schutze dieser Verfassung ist Frankreich blühend und frei geworden. Ihr verdankt es seine Freiheiten, seinen Credit und seine Industie. Frankreich hat die andern Staaten um nichts zu beneiden, und kann nur nach Bewahrung der Vortheile trachten, deren

es genießt. Besorgt daher nichts für eure Rechte. Ich vereinbare sie mit den meinigen, und werde sie mit gleicher Sorgfalt beschützen. Laßt euch durch die hinterlistige Sprache der Feinde eurer Ruhe nicht irre führen. Weiset unwürdigen Argwohn und falsche Besorgnisse zurück, welche das öffentliche Vertrauen erschüttern und große Unordnungen herbeiführen könnten. Die Anschläge derjenigen, welche diese Besorgnisse ausstreuen, werden, welcher Art sie auch sein mögen, an meinem unabänderlichen Entschlusse scheitern. Eure Sicherheit, eure Interessen sollen ebenso wenig als eure Freiheiten auf das Spiel gesetzt werden. Ich wache über die Einen wie über die Andern. Wähler, eilet nach euren Collegien! Daß keine sträfliche Nachlässigkeit sie eurer Gegenwart beraube! Eine und dieselbe Gesinnung beseele euch, ein und dasselbe Banner versammle euch! Euer König begehrt es, euer Vater ruft euch dazu auf! Erfüllt eure Pflichten, ich werde die meinigen zu erfüllen wissen! Karl." —

„Erfüllt eure Pflichten!" hatte der König gesagt. Nun, das Land war längst entschlossen, seine Pflichten zu erfüllen; es erfüllte sie aber freilich in anderer Weise, als der königliche Aufruf es begehrte. Frankreich war nach keiner väterlichen Herrschaft, deren Segnungen die vergangenen Jahrhunderte der Königsherrschaft zu Genüge hatten erkennen lassen wieder lüstern; Frankreich wollte die Herrschaft

der Gesetze, nichts weiter, es kümmerte sich daher blutwenig um den „unabänderlichen Entschluß" des Königs und ernannte in den Wahlen nicht nur fast Alle wieder, welche für die denkwürdige Adresse gestimmt hatten, sondern solche Wahlkreise, die bis dahin stets royalistisch gesinnte Deputirte gewählt hatten, sandten jetzt ebenfalls Volksmänner, so daß sich herausstellte, daß in der neuen Kammer die Opposition mit einer Majorität von einhundertundzwölf Stimmen vertreten sein werde. Das waren böse Zeitungen! Was konnten die Minister thun? Sollten sie sich vor dem ganz unzweideutigen Verdammungsurtheile des Landes beugen, sollten sie zurücktreten? Als ehrliche Männer hätten sie dies thun müssen, aber sie glaubten sich im Glanze des afrikanischen Sieges dem Sturme im eigenen Lande gewachsen, sie wiegten sich in dem Wahne, daß die Zeit Ludwig's XIV. zurückgekehrt sei, wo die sieghaften Bourbonen Alles wagen durften; sie meinten, es habe den Vertheidigern des absoluten Königthums bisher nur an Muth oder an günstiger Gelegenheit gefehlt und der König brauche nur ein ernstes Wort zu sprechen, um das Princip der Volkssouverainität für immer in Frankreich zu vernichten. Die Blinden! Indeß, waren sie auch einig, dem Sturme Trotz zu bieten, so gingen doch ihre Ansichten über die Mittel, um den Stoß zu pariren, auseinander. Sie einigten sich endlich dahin, die neue Kammer

vor ihrem Zusammentritt aufzulösen und unter vollständiger Abänderung des Wahlgesetzes Berufung an eine neue Kammer einzulegen; zugleich die Preßfreiheit zu suspendiren und kraft des Artikels 14. der Charte die zeitweise Dictatur über die Charte selbst zu übernehmen. Die vernünftigen Gründe, die Guernon de Ranville gegen diese offene Kriegserklärung geltend machte, verhallten ungehört und der König trat seinen Ministern bei, indem er sagte: „Sie müssen wissen, daß es nicht das Ministerium ist, welches man angreift: es handelt sich um den Kampf des Thrones gegen die Revolution. Der eine oder die andere muß unterliegen. Ich lebe länger als Sie, meine Herren;... ich erinnere mich der Vorgänge von 1789. Der erste Schritt, um den mein unglücklicher Bruder zurückwich, war das Signal seines Verderbens. Auch sie betheuerten ihm ihre Liebe und Treue, auch sie verlangten blos die Entlassung seiner Minister von ihm. Er gab nach; Alles war verloren!... Sie geben sich jetzt den Schein, als hätten sie es nur auf Sie abgesehen, sie sagen zu mir: Entlaß deine Minister und wir werden uns verständigen!... Meine Herren, ich werde Sie nicht fortschicken! Vor Allem, weil ich Liebe und Vertrauen zu Ihnen habe, aber auch weil, wenn ich Sie fortschickte, sie zuletzt uns Alle behandeln würden, wie sie meinen Bruder behandelt haben.... Nein," schloß er, „mögen sie uns auf das

Schaffot schleppen, aber wir werden uns schlagen, und sie sollen uns nur zu Pferde tödten!... Handeln wir also, wie Sie beschlossen haben!"

Der König kam, wie er in seinem ganzen Leben nicht dazu gekommen war, auch diesmal nicht dazu, zu Pferde zu steigen, das heißt hier: für seine Krone zu kämpfen; das überließ er Andern. Einige Tage vor der Katastrophe ließ er aber zu, daß eine seiner unwürdige Komödie in den Tuilerien aufgeführt wurde. Man ließ nämlich daselbst eine Deputation aus den untersten Klassen des Volks, vorzüglich Kohlenträger, ein, deren Sprecher zu Karl X. die ihm offenbar in den Mund gelegten Worte sagte: „Sire, ein Kohlenträger ist Herr in seinem Hause; machen Sie es wie wir, und zählen Sie auf unsern Beistand!" Während die Minister solche Leute zum Könige ließen, hielten sie dagegen die geachtetsten Persönlichkeiten des Landes, die talentvollsten Deputirten, die intelligentesten Pairs von ihm fern; sie hätten ihn ja zu vernünftigen Ansichten bekehren, sie hätten ihm die Augen öffnen können über die wahre Lage der Dinge! Ob die Belehrung des Kohlenträgers die letzten Bedenklichkeiten beim Könige und seinen Rathgebern verscheucht hatte? Es schien so; denn Montags den 26. Juli lasen die Pariser jene verhängnißvollen Ordonnanzen im Moniteur, zu deren Entlassung Karl X. sich erst Tags vorher bestimmt hatte. Es mag wohl

ein feierlicher Augenblick gewesen sein, als der König im Begriffe stand, mit einem Federzuge über das Bestehen seiner Dynastie zu entscheiden. Die Minister hatten sich schweigend um die verhängnißvolle Tafel gereiht; zur Rechten hatte der König seinen leiblichen, zur Linken seinen geistigen Sohn. Er frug sämmtliche Minister der Reihe nach um ihre Meinung. Herr von Haussez, der schon Tags vorher den Premierminister, der in Abwesenheit Bourmont's zugleich das Kriegsministerium verwaltete, auf die ungenügende Streitmacht, die er zur Verfügung habe, um Paris im Zaume zu halten, aufmerksam gemacht hatte, brachte diese Bedenken auch jetzt wieder vor. „Weigern Sie sich?" fragte ihn Karl X. — „Sire," antwortete Haussez, „es sei mir erlaubt, eine Frage an den König zu richten. Ist Ew. Majestät entschlossen weiter zu gehen, falls Ihre Minister sich zurückziehen?" — „Ja!" sagte Karl und Haussez unterzeichnete. Als Alle dies gethan, ging der König mit großer Heiterkeit im Saale auf und ab und sagte, an Haussez herantretend, der mit sehr bekümmerter Miene die Augen im Saale herumschweifen ließ, zu diesem: „Was suchen Sie?" — „Sire," antwortete der Minister, „ich wollte nur sehen, ob sich nicht zufällig ein Portrait von Strafford *) hier befindet."

*) Minister Karl's I. von England, der, vom Hause der Gemeinen in Anklagestand versetzt, 1649 enthauptet wurde.

Den Ordonnanzen war, gewissermaßen als Vorrede, ein Bericht an den König vorgedruckt, in welchem die Minister darzuthun sich bemühten, daß die Preßfreiheit an allem Unheil schuld sei, welches das Königthum betroffen habe. Freilich wissen wir bereits, daß auch der großmächtige Czar Alexander in diesem Punkte ähnliche Ansichten hegte — er fürchtete bekanntlich einige Zeitungsredacteure unter dem Schirm der Preßfreiheit mehr als ein Heer von funfzig- oder hunderttausend Soldaten! — indessen sprachen sich doch die constitutionellen Minister Frankreichs mit ihren Gründen für Aufhebung der periodischen Presse ihr eigenes Verdammungsurtheil. Denn wenn sie z. B. sagten: „Ungeachtet einer materiellen Wohlfahrt, wovon unsere Geschichtsbücher noch kein Beispiel aufzuweisen haben, sind beinahe auf allen Punkten des Königreichs Zeichen von Desorganisation und Symptome der Anarchie bemerkbar," so ist zuvörderst klar, daß eine beispiellose materielle Wohlfahrt nicht zur Anarchie führt, dahin führt vielmehr das Gegentheil. Aber die Behauptung der Minister war auch unwahr, denn überall wurden die Steuern pünktlich bezahlt, überall wurde den Gesetzen gehorsamt. Nur das war richtig, daß nicht das gegenwärtige Ministerium die beispiellose Wohlfahrt herbeigeführt hatte und ebenso, daß es nicht im Stande sei, dieselbe dem Lande zu erhalten. Ferner hieß es in dem Bericht an den König: „Seit

dem Beginne jener Expedition, deren Ruhm einen so reinen und bleibenden Glanz auf die edle Krone von Frankreich wirft, hat die Presse mit unerhörter Heftigkeit Gründe, Mittel, Vorbereitungen und kriegerischen Erfolg jenes Unternehmens zum Gegenstand ihrer Kritik gemacht. Fühllos für Nationalehre, kümmerte sie es nicht, ob unsere Flagge von dem Schimpfe eines Barbaren befleckt blieb. Gleichgültig gegen die großen Interessen der Menschheit, kümmerte sie es nicht, ob Europa einer grausamen Sklaverei und schmachvollem Tribute verfallen bliebe. Damit noch nicht zufrieden, bestrebte sich die Presse, durch einen Verrath, welchen unsere Gesetze hätten strafen können, alle Geheimnisse unserer Zurüstungen bekannt zu machen, den Stand unserer Kräfte, die Zahl unserer Truppen, unserer Schiffe, die Stationspunkte, die Mittel gegen die Veränderlichkeit der Winde und zu Gewinnung der Küste zur Kunde der Fremden zu bringen.“ Konnten sie Franzosen schlimmer verleumden, als daß sie dieselben der Gleichgültigkeit gegen die Nationalehre und gegen die großen Interessen der Menschheit ziehen? Hatten die Herren Minister nicht immer die möglichst hohe gesetzliche Strafe gegen Preßvergehen in Vollzug setzen lassen? Was hatte sie denn plötzlich so sanftmüthig gemacht, daß sie einen Verrath ungeahndet ließen, den die Gesetze hätten strafen können? Und dann endlich, wie kamen die Minister dazu, der

Presse zum Verbrechen anzurechnen, was sie selbst verschuldet hatten? Warum hatten sie denn ihre Geheimnisse in Bezug auf die Expedition nicht besser gewahrt? Das Wesen der Presse ist Oeffentlichkeit.

Hinter dieser schönen Vorrede kam dann das Werk selbst, die Ordonnanzen. Die erste derselben, datirt vom 25. Juli, machte die Vorrede wahr, sie ging der periodischen Presse zu Leibe, welche sie suspendirte und die Bestimmungen der Artikel 1, 2 und 9 des Gesetzes vom 21. October 1814 wieder in Kraft setzte. Diese Artikel schrieben vor, daß kein Journal und keine periodische oder halbperiodische Schrift, gleichviel welches Inhalts, weder in Paris noch in den Departementen anders als mit Autorisation der Regierung, welche dem Verfasser und Drucker, jedem einzeln, ertheilt wurde, erscheinen dürfe. Diese Autorisation sollte alle drei Monate erneuert und konnte zurückgenommen werden. Die Präfecten erhielten das Recht, diese Erlaubniß für Journale, die in den Departementen erscheinen, oder erscheinen sollen, provisorisch zu ertheilen und provisorisch zurückzunehmen. Schriften und Journale, welche obiger Verordnung zuwider ausgegeben würden, sollten unverzüglich mit Beschlag belegt, die Pressen und Lettern aber, mit denen sie gedruckt waren, in ein öffentliches Depôt gebracht und unter Siegel gelegt, oder außer Gebrauch gesetzt werden. Jede Schrift unter zwanzig Druckbogen sollte nur

mit Erlaubniß des Ministers des Innern zu Paris, und mit jener der Präfecten in den Departementen ausgegeben werden dürfen. Auch die Verhandlungen über Prozesse sowie diejenigen der gelehrten Gesellschaften wurden einer vorhergehenden Autorisation zu ihrer Veröffentlichung unterworfen, wenn sie sich ganz oder auch nur theilweise mit Politik befaßten. Diese erste Ordonnanz war von sämmtlichen Ministern mitunterzeichnet.

Die zweite Ordonnanz war nur von Peyronnet contrasignirt. Sie trug ebenfalls das Datum des 25. Juli und verfügte die Auflösung der noch gar nicht zusammengetretenen neuen Kammer. Zur Rechtfertigung dieser Auflösung berief sich der König auf Art. 50 der Charte und auf Umtriebe, welche zur Bearbeitung der Wahlmänner auf mehreren Punkten des Reichs stattgefunden haben sollten.

Die dritte Ordonnanz änderte das bestehende Wahlgesetz. „Entschlossen," hieß es in der Einleitung, „der Wiederkehr jener Umtriebe vorzubeugen, welche auf die Wirksamkeit der letzten Wahlcollegien einen verderblichen Einfluß ausübten, und daher Willens, die Wahlgesetze, deren Unzulänglichkeit die Erfahrung gelehrt hat, nach den Grundsätzen der constitutionellen Charte zu reformiren, haben wir die Nothwendigkeit eingesehen, von dem uns zustehenden Rechte Gebrauch zu machen, durch von uns ausgehende Bestimmungen für die Sicher-

heit des Staats und die Unterdrückung jedes die Würde unserer Krone gefährdenden Unternehmens zu sorgen." Nach dieser Einleitung, die ganz unverhüllt die Absichten der Regierung bloslegte, folgte das neue, aus dreißig Artikeln bestehende Wahlgesetz, welches u. A. folgende Bestimmungen enthielt: 1. Gemäß den Artikeln 15, 30 und 36 der Charte wird die Kammer der Deputirten fortan nur aus Deputirten der Departements bestehen. 2. Der Census, der das Recht verleiht zu wählen oder gewählt zu werden, soll ausschließlich aus den Summen bestehen, für welche der Wähler oder der zu Wählende als Besitzer oder Nutznießer in die Register der Grundsteuer oder der Personal- und Mobiliar-Steuer eingetragen ist. 3. Jedes Departement wählt so viele Deputirten, als es nach dem Artikel 36. der Charte zu wählen hat. 4. Die Deputirten sollen erwählt und die Kammer erneuert werden nach der Form und in der Zeit, welche durch den Art. 37. der constitutionellen Charte bestimmt sind. 8. Jedes Bezirks-Wahlcollegium wählt so viele Candidaten, als das Departement Abgeordnete zu senden hat. 9. Das Bezirks-Wahlcollegium theilt sich in so viele Sectionen, als das Departement Candidaten zu erwählen hat. 11. Jede Section des Bezirks-Wahlcollegiums wählt Einen Candidaten und geht dabei abgesondert von den übrigen Sectionen zu Werke. 12. Die Präsidenten der Sectio-

nen des Bezirks-Wahlcollegiums werden von den Präfecten aus der Zahl der Wähler des Bezirks ernannt. 13. Das Departemental-Wahlcollegium erwählt die Deputirten. Die Hälfte der Abgeordneten eines Departements muß aus dem Verzeichnisse der von den Bezirks-Collegien vorgeschlagenen Candidaten gewählt werden. 20. Jede Discussion oder Berathschlagung irgend einer Art ist dem Wahlcollegium untersagt. 23. Die Wähler stimmen durch Wahlzettel. Jeder Wahlzettel muß so viele Namen enthalten, als Candidaten zu wählen sind.— Diese Ordonnanz war von allen Ministern contrasignirt und trug ebenfalls das Datum des 25. Juli. Was der Artikel 28 in diesem, das Wahlgeschäft ordnenden, Actenstück sollte, ist nicht recht einzusehen, er hat gar keinen Zusammenhang mit demselben; denn er lautet: Nach dem Art. 46 der constitutionellen Charte kann in der Kammer zu einem Gesetze kein Amendement gemacht werden, wenn es nicht von Uns vorgeschlagen oder bewilligt worden und wenn es nicht zuvor an die Bureaux gewiesen und von diesen discutirt worden ist.

Die vierte Ordonnanz enthielt ohne die Anweisung an den Minister zum Vollzug nur zwei Artikel: 1. Die Wahlcollegien werden sich versammeln, nämlich die Wahlcollegien der Bezirke am 6. September dieses Jahres, und die Wahlcollegien der Departemente am 18. desselben Monats. 2. Die

Pairskammer und die Kammer der Abgeordneten der Departemente sind auf den 28. desselben Monats September dieses Jahres einberufen. Unterzeichnet war sie: Karl und Graf Peyronnet.

Die dritte Ordonnanz, die ein neues Wahlgesetz gab, war offenbar der furchtbarste Eingriff in die Rechte der Nation. Die französischen Deputirten werden entweder durch die Wahlbezirke oder durch die Wahlcollegien der Departemente gewählt und ganz Frankreich ist zu diesem Behuf in eine gewisse Anzahl Arrondissements getheilt, von welchen jedes einen Deputirten wählt. Um Arrondissementswähler zu sein, muß man dreihundert Franken und darüber an directen Steuern bezahlen. Aber außer diesen Arrondissements wählen auch noch die Departemental-Collegien, welche Collegien diejenigen bilden, die sechshundert Franken und mehr an Steuer entrichten. Die kleinen Collegien, in denen der Mittelstand wählt, hatten noch immer — das bewies eine funfzehnjährige Erfahrung — die meisten liberalen Deputirten in die Kammer geschickt, während die Höchstbesteuerten sich stets auf die königliche Seite geneigt hatten. Die dritte Ordonnanz vernichtete dieses Verhältniß; denn sie entzog den Arrondissements völlig die Wahl der Deputirten, sie sollten hinfort nur Candidaten ernennen, aus denen dann die großen Collegien die Deputirten wählten. Es ist klar, daß ein solcher Turnus der

Volksstimme den Zugang in die Kammer verschloß und daß die Charte zu einem lächerlichen Scheine herabgewürdigt war und alle Wahrheit verloren hatte, sobald die Franzosen sich in die neue Ordnung fügten. Sie fügten sich aber nicht und hatten guten Grund dazu; denn sicher waren die Ordonnanzen nur die Vorläufer zu noch größeren Gewaltschritten. Hatte nicht der Bericht an den König von einer „verbrecherischen Partei" gesprochen, welche die Nation und die Wahlen irre leite? Und hatte der König nicht dadurch, daß er die Ordonnanzen erließ, bewiesen, daß er dieser Beschuldigung Glauben beimesse? Wie schlimm würde es den „verbrecherischen Factionsmännern" ergangen sein, wenn der König seinen Willen durchgesetzt hätte! Oder glaubt man etwa, die sieghafte royalistische Partei, und vor allen ihre Verbündeten, die Priester, würden so sanftmüthig gewesen sein, alle die Schmähungen, die sie, allerdings mit Recht, in der Presse sowohl als von der Tribune herab zu hören bekommen hatten, mit dem Mantel der christlichen Liebe zu bedecken? Wann wäre ein Priester je so geduldig gewesen! Was würde die Leute abgehalten haben, nach der Vernichtung der Kammer — denn einer Vernichtung kam es gleich, wenn die dritte Ordonnanz in Kraft trat — z. B. die Unabsetzbarkeit der Richter aufzuheben und alle unabhängigen Männer aus diesem Stande zu verstoßen? War dann nicht der Bar-

barei Thür und Thor geöffnet? Und waren dann nicht die Ströme Bluts, die in der ersten Revolution zur Erringung der höchsten Güter des Lebens vergossen worden waren, umsonst geflossen? Ganz Frankreich erkannte dies und ganz Frankreich stand dafür ein, daß der Streich nicht gelang.

Es ist schon erwähnt, daß Polignac seit Bourmont's Abgange nach Afrika sich auch dessen Funktionen als Kriegsminister beigefügt hatte. Herr von Bourmont hatte ihm dringend empfohlen, bis zu seiner Rückkehr nichts zu unternehmen; das hatte der Allem gewachsen sich dünkende Herr jedoch längst vergessen. „Auf wie viel Mann können Sie in Paris rechnen?" fragte ihn Herr von Haussez am 24. Juli. „Haben Sie wenigstens 28 oder 30 Tausend?" — „Mehr, ich habe 42 Tausend," erwiderte Polignac und warf dem auf der andern Seite des Tisches sitzenden Marineminister eine Papierrolle zu. — „Ei was!" rief Herr von Haussez, „ich sehe hier blos 13 Tausend Mann. 13 Tausend Mann auf dem Papiere, also zum Kämpfen kaum 7 oder 8 Tausend. Und die 29 Tausend, die zu Ihrer Angabe fehlen, wo sind diese?" — Herr von Polignac versicherte, sie lägen nahe um Paris herum und könnten in zehn Stunden in die Stadt gezogen werden. Aber sein Verzeichniß war falsch; es lagen am 25. Juli in der That folgende Truppen in Paris:

Gensd'armerie von Paris	1400	Mann
Jagd-Gensd'armen	200	"
Erstes und drittes Reg. der Garde .	3400	"
Sechstes Regiment (Linie)	1000	"
Achtes Regiment (Schweizer-Garde) .	1700	"
Zweites Regiment der Garde . . .	1700	"
Fünftes, 50tes, 53tes (Linie) u. 15tes (leichte Truppen)	6000	"
Ein Reg. Grenadiere zu Pferd, Cuirassiere und Lanciers	1800	"
Eine Escadron Schützen zu Pferd .	200	"
Artillerie (12 Kanonen)	200	"
Zusammen	17600	Mann.

17600 Mann wohldisciplinirte Truppen, befehligt überdies von Offizieren, die dem Könige blind ergeben waren, das war gewiß eine ganz respectable Streitmacht. Aber was wollte sie bedeuten in Paris mit seiner Million Bewohnern und seinem großen Umfange? Den Oberbefehl über die bewaffnete Macht hatte Polignac dem Herzoge von Ragusa übergeben entgegen dem Willen des abwesenden Kriegsministers, der über ihn so urtheilte: „Marmont ist tapfer und zuverlässig, aber er ist nicht glücklich. Fortwährendes Unglück im Kriege ist nicht allein ein Unstern, wie die Soldaten sagen, es ist das dunkle Anzeichen des Mangels an irgend einer jener großen, angeborenen oder erworbenen Eigenschaften, die den Krieger ausmachen. Ueberdies

wird Marmont, in dessen Interesse es liegt, eine in den Kriegslagern verlorne Popularität wieder zu erringen, unwillkürlich zu Zögerungen hingerissen werden, die im Frieden gut sind, aber ins Verderben führen, sobald erst das Schwert gegen das Volk gezogen ist. Schwören Sie mir, auf mich zu warten, ehe Sie den Kampf der Monarchie kämpfen, wenn es einen Kampf geben soll; falls aber die Ereignisse Sie an Schnelligkeit überflügeln und der König vor meiner Rückkehr in Gefahr schweben sollte, so erinnern Sie sich meiner Warnung, Marmont die Vertheidigung nicht anzuvertrauen." Aehnlich urtheilte über den „ehemaligen" Freund des Kaisers auch der alte General Curial: „.... Gestatten Sie meiner Liebe," sagte er zum Könige, „einen letzten Rath.... Wenn die Regierung genöthigt wird, die Waffen zum Schutze der Krone zu gebrauchen, so setzen Sie *kein* unbedingtes Vertrauen in Marmont; er hat bei der revolutionairen Partei zu viel in Vergessenheit zu bringen und die Parteiführer haben es verstanden, ihm die Hände zu binden." Trotz dieser warnenden Stimmen ward der „fortwährend im Kriege Unglück habende" Herzog von Ragusa, der „zu viel in Vergessenheit zu bringen hatte," mit dem Oberbefehl betraut, ja er ward damit betraut ohne ihn davon in Kenntniß zu setzen und wider seinen Willen. Er sagte in der Akademie zu Arago, nachdem er ihn mit flammendem Auge und verstörten Zügen be-

grüßt hatte: „Nun, die Ordonnanzen sind wirklich erschienen. Ich habe es doch gesagt. Die Unglücklichen, in welche schreckliche Lage versetzen sie mich! Am Ende muß ich noch den Degen ziehen, um Maßregeln zu vertheidigen, welche ich verabscheue!" Seine Ahnung betrog ihn nicht.

Bis gegen Abend war die Kunde von dem auf die Volksrechte versuchten Attentate bis in die entlegensten Quartiere von Paris gedrungen. Wohl gab es Scenen wie in der ersten Revolution: wie Camille Desmoulin bestiegen im Palais-Royal junge Männer die Tische, lasen die verhängnißvollen Ordonnanzen und commentirten sie den staunenden Zuhörern; wohl beschlich die reichen Leute Angst, die Einsichtsvollen schüttelten die Köpfe über die ungeheure Verblendung der Regierung, aber das Volk im Allgemeinen verhielt sich bis zum Abend des 26. Juli ruhig, es ging seinen Geschäften nach wie gewöhnlich, es vergnügte sich, wie es sich stets vergnügt hatte — Nichts deutete an, daß die „armen Leute" auf die Straße heruntersteigen und für die höchsten Güter des Lebens ihr Blut vergießen würden.

Die ersten Mächte vielmehr, welche die alte Monarchie gleich an diesem Tage gegen sich heraufbeschwor, waren das Geld und die Wissenschaft — unter allen menschlichen Mächten die niedrigste und die edelste. Von den Börsenspeculanten hatten etliche in den unseligen Zeilen des Moniteur ver-

lorene, andere gewonnene Millionen gelesen. Herr von Rothschild, der Versicherung des Grafen von Peyronnet vertrauend, hatte auf das Steigen speculirt und war nun um einige Millionen ärmer; Andere hatten besser gerechnet: die dreiprocentige Rente sank plötzlich von 78 auf 72 herab und es giebt noch jetzt Leute in Paris, deren Wohlstand von diesem Tage an datirt. Natürlich konnte nicht Jeder wie die sechste europäische Großmacht einige Millionen oder auch weniger verschmerzen: wen die unseligen Ordonnanzen in den Beutel gegriffen hatten, der war hinfort ihr Feind.

Die zweite den Ordonnanzen feindliche Macht war die Wissenschaft; sie erklärte sich dafür durch den Mund Arago's, der die Lobrede auf Fresnel, die er am 26. Juli in der Akademie halten sollte, zu sprechen verweigerte und sie dann auf Zureden des zwar sehr gelehrten, aber gar nicht muthigen Cuvier vor einer dichtgedrängten Menschenmenge nur hielt, indem er in das Lob Fresnel's feurige Anspielungen auf die Verhältnisse des Augenblicks flocht, welche einen düstern Enthusiasmus in der Versammlung erweckten.

Doch die furchtbarste Macht, welche die Ordonnanzen gegen sich herausgefordert hatten, waren die Journalisten und alle diejenigen, welche zur Verkörperung des Gedankens und seiner Weiterverbrei-

tung mitwirken: Setzer, Drucker, Colporteure u. s. w., welche in Paris ein Contingent von ungefähr dreißigtausend Mann stellen. Ihnen Allen war durch den Staatsstreich der Lebensfaden abgeschnitten; sie waren daher auch die Ersten, die mit dem Entschluß, für ihre bedrohte Existenz zu kämpfen, die Werkstätten verließen, welche ihnen kein Brod mehr geben konnten. Während sie Paris überschwemmten, und ihren Zorn in die Herzen ihrer Freunde und Bekannten übertrugen, hatten sich die Journalisten auf dem Bureau des National versammelt, um über die Lage zu berathen, in welche sie durch die Suspension der Preßfreiheit versetzt worden waren. Die Ansichten der Herren differirten; während Einige dafür stimmten, das Königthum mit dem Schwerte anzugreifen, das Volk zum Aufruhr aufzurufen, schlugen Andere vor — „da sich das Volk nicht rührte" — nur im Namen der Charte gegen die Ordonnanzen zu protestiren. Diese letztere Ansicht überwog, die Protestation ward von den Herren Thiers, Chatelain und Cauchois-Lemaire verfaßt und von allen Geranten und Redacteuren der Oppositionsblätter unterschrieben. Als erste That gegen die ungesetzlichen Ordonnanzen ist diese Protestation, die am 27. Juli in den trotz der Suspension der Preßfreiheit erscheinenden Journalen zu lesen war, zu wichtig und die Folgen, die sich an das Erscheinen derselben knüpften, waren zu folgenschwer, als

daß wir's unterlassen könnten, sie hier abzudrucken. Sie lautete:

„Man hat seit sechs Monaten oft angekündigt, daß ein Gewaltstreich geschehen, daß die Gesetze verletzt werden sollten. Der gesunde Verstand des Publicums sträubte sich, diesem Gerüchte Glauben beizumessen. Das Ministerium selbst hat es für eine Lüge erklärt. Dennoch verkündigt der Moniteur von heute die merkwürdigen Ordonnanzen, welche die Verfassung vernichten. Die Herrschaft der Gesetze ist also vorüber, die der Gewalt hat begonnen.

„In der persönlichen Stellung, in der wir uns befinden, sind wir nicht mehr zum Gehorsam verpflichtet. Die Bürger, welche vor allen andern das Beispiel des Gehorsams gegen das Gesetz geben müssen, sind die Journalisten. Da die Herrschaft der Gesetze vernichtet ist, so liegt ihnen ob, zuerst der ungesetzlichen Gewalt Widerstand zu leisten. Ihre Gründe für dieses Verfahren sind so einleuchtend, daß man sie nur auszusprechen braucht.

„Die Regierung erlaubt sich in den Ordonnanzen von heute über einen Gegenstand zu verfügen, über welchen ihr für sich allein keine Gewalt zusteht. Die Charte sagt Art. 8, daß die Franzosen in Preßangelegenheiten gehalten seien, sich den Gesetzen zu fügen; sie sagt nicht: den Ordonnanzen. Ferner schreibt die Charte Art. 35 vor, daß die Organisation der Wahlcollegien durch Gesetze, nicht aber durch

Ordonnanzen bestimmt werden soll. Die Krone selbst hat bis jetzt diese Artikel anerkannt, sie hat sich niemals das Recht herausgenommen, dieselben auf irgend eine Weise abzuändern. So oft sie in dem Preßverfahren oder in den Wahlgesetzen Modificationen für nöthig fand, hat sie sich an die beiden Kammern gewendet. So z. B. bei der Einführung der siebenjährigen Dauer der Deputirtenkammer und bei dem Gesetze, das ihre völlige Erneuerung aussprach. Folglich hat das Königthum die Art. 8 und 35 selbst factisch anerkannt.

„Auch die Tribunale, denen das Interpretationsrecht zusteht, haben feierlich dieselben Grundsätze ausgesprochen. So haben mehrere Gerichtshöfe, und namentlich der zu Paris, die Zeitungen verurtheilt, welche die Statuten der bretagnischen Gesellschaft zu Verweigerung der Steuern bekannt machten; ohne Zweifel, weil sie die Voraussetzung, daß die Regierung in Fällen, wo nur das Gesetz gilt, Ordonnanzen in Anwendung bringen könnte, für Unrecht und für eine Beleidigung gegen den Thron ansahen. Folglich hat der Buchstabe der Charte, das bisherige Verfahren der Krone, sowie die Entscheidung der Gerichtshöfe einstimmig dem Grundsatze gehuldigt, daß über die Presse und das Wahlverfahren nur Gesetze, d. h. der König gemeinschaftlich mit den Kammern verfügen könne.

„Es ist also klar, daß die Regierung heute die

Verfassung verletzt hat. Folglich sind wir nicht mehr zum Gehorsam verpflichtet. Demgemäß werden wir versuchen, unsere Blätter erscheinen zu lassen, ohne um Ermächtigung einzukommen. — So viel über unsere Pflicht als Journalisten. —

„Wir sind nicht befugt, die ungesetzlich aufgelöste Kammer an ihre Pflichten zu mahnen. Aber wir bitten sie im Namen Frankreichs, auf ihrem Rechte zu bestehen, und der Vernichtung der Gesetze, so viel an ihr ist, Widerstand zu leisten. Hierzu ist sie in jeder Beziehung befugt. Der 30. Artikel der Charte besagt, daß der König die Deputirtenkammer auflösen kann; aber vorher muß sie zusammengetreten und constituirt sein, und zur Auflösung Anlaß gegeben haben. Vor ihrer Vereinigung giebt es keine Kammer, sondern nur einzelne Wahlen. Nun sagt die Charte nirgends, daß der König das Recht habe, die Wahlen zu vernichten, dessenungeachtet werden die Wahlen für ungültig erklärt. Folglich sind die Ordonnanzen ungesetzlich, indem sie die Verfassung verletzen. Aus diesem Grunde sind die Deputirten, die auf den 3. August einberufen wurden, noch immer im Besitze ihrer Befugniß als Vertreter der Departements. Ihr Recht ist heute so gut, wie gestern; Frankreich bittet sie, dasselbe zu behaupten; was sie thun, um es geltend zu machen, ist erlaubt.

„Die Regierung hat heute den Charakter der

Gesetzlichkeit verloren; die Gesetzlichkeit allein ist es, welche den Gehorsam zur Pflicht macht. Wir unsers Theils leisten Widerstand; Frankreich mag über den Umfang des seinigen entscheiden."

Als das heißblütige Volk von Paris diese Erklärung am folgenden Morgen in den meisten liberalen Zeitungen, die sämmtlich, mit Ausnahme des Journal des Debats und des Constitutionel, erschienen waren, las, da blieb es nicht mehr ruhig. Die Stelle: „Da die Regierung die Gesetzlichkeit verletzt hat, sind wir des Gehorsams entbunden," wirkte wie ein Flammenfunken, der in ein offnes Pulverfaß geworfen wird. Der Globe vor Allem hatte einen geharnischten Artikel, in welchem er mit nackten Worten das Volk zur Vertheidigung der Freiheit aufforderte und die Flamme des Hasses gegen den König ganz unverhohlen schürte.

Und der König? Der gute alte Mann dünkte sich seiner Sache so gewiß, die dumpfe Ruhe des Volks am 26., die er für stumpfe Unterthänigkeit hielt, hatte ihn so sehr in absolutistische Träume gewiegt, daß er am 27., um der königlichen Lust des Waidwerks zu pflegen, in die Wälder von Fontainebleau abging. Er sollte Paris nicht wieder betreten!

Wer die große Neuigkeit nicht aus den Journalen bereits erfahren hatte, der erfuhr sie durch ein Placat, welches der Polizeipräfect Mangin noch

am Abend des 26. hatte drucken und überall anheften lassen. Er decretirte: 1) Wer Zeitschriften austheilt, auf denen der wahre Name, das Gewerbe sowie die Wohnung des Verfassers und Druckers nicht bemerkt ist, oder wer dem Publicum solche Schriften zu lesen giebt, wird unverweilt vor den Polizei-Commissar des Stadtviertels geführt, in welchem er ergriffen wurde. 2) Jeder Besitzer von einem Kaffeehause oder Lesekabinette, der Zeitungen hergiebt, die den Ordonnanzen vom 25. Juli über die Presse zuwiderlaufen, wird so behandelt, als hätte er an den Verbrechen Theil genommen, welche diese Zeitungen veranlassen könnten, und sein Geschäft wird provisorisch geschlossen. — Ob Herr Mangin dazu gekommen ist, Leute dieses Schlags arretiren zu lassen, finden wir nicht; seine Hauptthätigkeit verwendete er gegen die großen Uebelthäter, die Journalisten. Am schlimmsten erging es dem Journale des Herrn Baude, der Temps. Er erzählt: Heute, den 27., um halb 12 Uhr, ward im Namen gesetzwidriger Ordonnanzen unser Haus, die Wohnung ruhiger Bürger, welche unter dem Schutze der Gesetze stehn, mit Gewalt angegriffen. Leute, die wir nicht kennen, bleich, abgemattet, niedergedrückt vom Bewußtsein des Verbrechens, das sie begehen mußten, haben bei uns einen Diebstahl mittelst Einbruchs begangen. Einer von ihnen trug zwar eine Schärpe, wie sie die Polizeibeamten tragen, aber

dies muß Täuschung sein, denn eine Magistratsperson handelt nur im Namen des Gesetzes. Andere, welche das ehrwürdige Kleid französischer Soldaten trugen, waren mehr Zuschauer als Gehülfen bei dieser Handlung, welche sie sichtbar in Kummer versetzte. Obgleich sie seit ein Uhr Morgens auf den Beinen waren, und nichts genossen hatten, schien ihnen ihr Auftrag mehr Schmerz zu verursachen, als ihre Entbehrungen. Wir boten ihnen Erfrischungen an. Letztere haben sich während der langen Zeit, daß sie vor und in unserm Hause waren, mit einer musterhaften Mäßigung und Würde benommen, und wir müssen nur bedauern, daß so brave Leute zu einem solchen Dienste verwendet werden. Sieben Stunden lang mühten sich die Diener der Gewalt auf alle Weise ab, in unsere Wohnung einzudringen. Arbeiter haben Beamte die Gesetze zu ehren gelehrt. Ein Schlossermeister, Namens Pein, wurde herbeigerufen, um unsere Thüren aufzubrechen. Da lasen wir ihm den Artikel des Strafgesetzbuches vor, der gegen Diebstahl mit Einbruch lautet. Hierauf zog der brave Mann den Hut ab und weigerte sich, Hand anzulegen. Ein anderer Arbeiter, noch jünger als dieser, widerstand zwei Stunden lang allen Drohungen und Versprechungen. Kurz, man konnte in dem ganzen Stadtviertel keinen Handwerker finden, der sich zu dem Vorhaben der Polizei gebrauchen lassen wollte. Zu-

letzt mußte man den Menschen holen lassen, der die Ketten der Galeerensklaven anschlagen muß. Nun wurde unser Eigenthum geplündert. Sobald die Ordnung und die Herrschaft des Gesetzes wiederhergestellt ist, werden wir das Inventarium des Gestohlenen vorlegen, und Genugthuung verlangen. — Aehnlich wie der Temps erging es dem National und dem Figaro, zwei anderen liberalen Blättern, deren Pressen ebenfalls zerschlagen und deren Lettern in die Rinnsteine geschüttet wurden.

Daß derartige Gewaltthaten nicht ohne ungeheures Aufsehen verübt werden konnten, versteht sich von selbst. Schon in friedlichen Zeiten würde dies nicht der Fall gewesen sein, wie vielmehr jetzt, wo seit dem frühsten Morgen die ganze Arbeiterbevölkerung von Paris auf den Straßen wogte. Immer wilder wurde das Geschrei der Menge, immer lauter die Verwünschungen, die man gegen den König und seine Minister schleuderte. Schon ließ sich der Ruf hören: Zu den Waffen! Zu den Waffen! — Aber vielleicht hätte trotz dieser furchtbaren Aufregung doch noch das Schreckliche abgewendet werden können, wenn der König und seine Minister nicht mit Blindheit geschlagen gewesen wären. Der Messager des Chambres gab der Regierung den klugen Rath: „Man zeige sich von neuem mit dem socialen Vertrage in der Hand, und jene unendlichen Massen, welche nichts in der Vertheidigung ihrer Rechte un-

terdrücken kann, werden noch einwilligen, wieder friedliche Bürger zu werden, wenn man ihnen die Gesetze, die einzige Bedingung des Friedens, wiedergiebt. Man überlege dies wohl, in einigen Stunden wird selbst die Zeit der Reue vorüber sein." Aber solche Mahnungen verhallten ungehört: Polignac gab Festins, der König jagte, und der Messager des Chambres behielt Recht: in einigen Stunden war es zu spät; denn da war Blut geflossen, Bürgerblut, das wie ein Weltmeer den Thron Karl's X. von der Bevölkerung trennte.

Es fehlte nicht viel, so wäre der Anstifter all' dieses Unheils, der Fürst von Polignac, noch ehe es zum Aeußersten kam, dem erbitterten Volke in die Hände gefallen. Die ungeheure Menge, die vor dem Hôtel des Ministeriums des Aeußern tobte, hielt einige Wagen an, in denen man den schlimmen Herrn vermuthete. Er saß auch in der That in dem einen dieser Wagen, es gelang ihm jedoch sich hinter die eisernen Gitterthore des Hôtels zu retten und die getäuschte Menge ließ nun ihre Wuth an den herrlichen, freilich unschuldigen Fensterscheiben aus. Der Fürst, der sich trotz des eisernen Thores und trotz der starken Wache im Hofe nicht für sicher hielt, flüchtete in den Keller, wo er blieb, bis sich die Volkswuth etwas gelegt hatte; dann fuhr er zum Hinterthore hinaus mit einer starken

Bedeckung, um in den Tuilerien sich mit seinen Collegen zu berathen.

Zu derselben Zeit, wo man dem verhaßten Polignac die Fenster einwarf, und er nach den Tuilerien fuhr, drängte sich auch vorzüglich um das Palais-Royal herum eine ungeheure Menschenmenge. Dort waren die Posten verdoppelt und die Gensd'armen versuchten den Platz zu räumen. Das gelang jedoch nicht, denn auch die auf den Platz mündenden Straßen St. Honoré, Richelieu, Valois u. a. waren vollgestopft von Menschen, welche sich zwar zurückzogen, aber wegen des starken Gedrängs natürlich nicht schnell vorwärts kommen konnten. Die Gensd'armen drängten dessenungeachtet die Weichenden im Rücken, schlugen mit Kolben und Säbeln auf sie ein und diese wehrten sich mit Stöcken und mit einem Hagel von Steinen; — Blut floß jedoch noch nicht.

In den Tuilerien, im Ministerrathe war der Vorschlag gemacht worden, funfzehn der angesehensten liberalen Deputirten und Journalisten, denen man die Verwegenheit zutraute, daß sie sich an die Spitze des bewaffneten Aufstandes stellen könnten, in der Nacht zu verhaften. Die Sache unterblieb jedoch, nicht zwar weil die Minister anderer Meinung geworden wären, sondern weil die Verhältnisse sich dazwischen legten. Die bedrohten Deputirten aber waren nicht müßig geblieben; viele derselben hatten

sich am 27. Nachmittags bei Casimir Perier versammelt und dort folgende Protestation entworfen und unterschrieben:

„Die Unterzeichneten, gemäß der constitutionellen Charte und den Wahlgesetzen zu Deputirten ernannt, glauben sich durch die Ehre und ihr Amt verpflichtet, gegen alle Maßregeln zu protestiren, welche die Räthe der Krone in Anwendung gebracht haben, um das Wahlsystem und die Freiheit der Presse umzustürzen. Die genannten Maßregeln, in der Art wie sie in den Ordonnanzen vom 25. Juli enthalten sind, laufen nach der Ansicht der Unterzeichneten den constitutionellen Rechten der Pairskammer, dem französischen Staatsrechte, den Beschlüssen und Aussprüchen der Gerichtshöfe geradezu entgegen, und sind geeignet, den Staat in die größte Verwirrung zu stürzen. Aus diesem Grunde protestiren Unterzeichnete im Gefühl ihrer Pflichten gegen ihre Mitbürger und ihr Vaterland einstimmig nicht nur gegen die genannten Maßregeln, sondern auch gegen alle Acte der Staatsgewalt, die aus ihnen folgen könnten. Und in Betracht, daß einerseits die Deputirtenkammer nicht aufgelöst werden konnte, da sie noch nicht einmal versammelt war, und daß andrerseits der Versuch, eine andere Kammer nach einer ganz neuen und willkürlichen Methode wählen zu lassen, der constitutionellen Charte und den wohlerworbenen Rechten der Wähler zuwi-

verläuft, erklären Unterzeichnete, daß sie sich fortwährend als gesetzlich gewählte Deputirte betrachten, und daß sie nur solche als ihre Nachfolger anerkennen werden, die nach den gesetzlichen Bestimmungen gewählt sind. Und nur offene Gewalt hindert sie schon jetzt, ihre Rechte auszuüben und ihre Pflichten gegen die Wähler zu erfüllen." Diese Protestation war von 63 Deputirten, die sich gerade in Paris befanden, unterschrieben und es waren darunter viele Namen, welche beim Volke einen guten Klang hatten: Casimir Perier, Thiers, Lafitte u. a.

Unterdessen waren sämmtliche Verkaufsläden, die bis Mittag noch offen gewesen, geschlossen worden, und der schreckliche Ruf: Zu den Waffen! ertönte lauter und immer lauter; denn es war Blut geflossen. Nachmittags um 4 Uhr geschah es, daß ein Engländer aus einem Hôtel in der Straße St. Honoré Feuer auf die königlichen Truppen gab und daß diese, erbittert, daß ein Fremder sich auf so schlimme Weise in den öffentlichen Streit mische, diesen und seine zwei Bedienten niederschossen. Der Knall dieser Salve tönte in den Herzen all' der Tausende und Abertausende wieder, die den Platz und die Straßen erfüllten und weckte die glühendste Kampfeslust in ihnen. Wie auf Commando riß man das Straßenpflaster auf, trug die Steine in die oberen Stockwerke der Häuser und

fing an Barricaden zu bauen, wozu man Alles verwendete, was zur Hand war: Balken, Wagen, Hausthüren u. s. w. Lanciers drängten auf die Menschenmasse ein und verwundeten einige.

In der polytechnischen Schule ging an demselben 27. Folgendes vor. Ein früherer Zögling derselben, Charras, derselbe jetzige Oberst Charras, der in der Schweiz in Verbannung lebt und unter Napoleon III. nicht nach Frankreich zurückkehren will, hatte seinen ehemaligen Mitschülern Zeitungen und Briefe gesendet, durch welchen sie mit den Zuständen von Paris bekannt gemacht wurden. Die jungen Leute waren durch diese Mittheilungen in Feuer und Flamme versetzt worden, hatten bei ihrem General-Studieninspector Bignet um die Erlaubniß nachgesucht, sich am Kampfe betheiligen zu dürfen, und als ihnen diese Erlaubniß verweigert worden war, hatten sie sich im Billardsaale zu einer Berathung zusammengefunden und dort den Beschluß gefaßt, eine Deputation aus ihrer Mitte an die Deputirten Lafitte, Casimir Perier und Lafayette zu senden und ihnen im Interesse der Volkssache ihre Dienste anzubieten. Die Wahl fiel auf die Herren Lothon, Berthelin, Pinsonnière und Tourneux; sie erzwangen sich bei der Schildwache den Ausgang und begaben sich in die Straße Fossés-du-Temple zu Charras, wo sie Civilkleider anzogen und dann zu Lafitte gingen.

Mit Einbruch der Nacht bot Paris einen furchtbaren Anblick dar. Während sich aus den entlegensten Stadtvierteln ungeheure Menschenmassen nach dem Mittelpunkte wälzten, war auch die Militairmacht in imposanter Weise entfaltet worden. Alle Laternen waren zerschlagen, nur ein brennendes Schilderhaus beleuchtete mit ungewissem Scheine die Scene und bei diesem ungewissen Scheine erblickte man unter dem Säulengange des Theaters des Nouveauté's einen weiblichen Leichnam, den ein riesenstarker Bäckerknecht dorthin geworfen, nachdem er ihn vorher, um das Volk zur Rache aufzurufen, durch die Straßen der Stadt getragen hatte. In das Wuthgeheul der Masse mischten sich Flintenschüsse und die ganze Scene war so grausend und deutete so unverhohlen auf den allererbittertsten Kampf des Volkes gegen den König und seine Satelliten, daß Herr von Remusat erschrocken ausrief: „Nein, eine Revolution haben wir nicht machen wollen! Es handelte sich nur um gesetzlichen Widerstand!" Als ob die auf's Höchste gesteigerte Leidenschaft nach Codex und Herkommen früge!

Die Menschenmasse verlief sich endlich mit dem Entschlusse, am andern Tage den entscheidenden Kampf zu beginnen. Auch Herr von Polignac traf für diesen folgenden Tag seine Maßregeln: er benachrichtigte den Marschall Marmont durch ein einfaches Handbillet von seiner Ernennung zum Ober-

befehlshaber der bewaffneten Macht, erklärte Paris in Belagerungszustand und schickte zwei Bataillonen vom sechsten Garde-Regiment, das zu St. Denis in Garnison lag, den Befehl zu, so schleunig als möglich nach Paris zu rücken. Es war Nacht, als diese Ordre dem Obristen zukam. Der Tambour berief die zwei Bataillone zur Fahne, und es wurden jedem Soldaten funfzehn Patronen übergeben. Der Obrist aber sprach mit tief bewegter Stimme zu den Offizieren: „Meine Herren! wir marschiren nach Paris. Halten Sie Ordnung in Ihren Compagnien, und wenn die Garde angreift, so thue Jeder seine Pflicht!"

An diesem 27. geschah noch etwas, das die wichtigsten Folgen hatte. Ein Student der Medicin, Hippolyt Daniel, der sich schon am Morgen dieses Tages durch feurige Reden ausgezeichnet, gegen Mittag einer Versammlung der Studenten der Medicin und der Rechte, welche bei Perier stattfand, beigewohnt hatte, fand auf dem Platze vor dem Louvre, über den ihn sein Weg führte, einen Haufen Arbeiter, die einen mit einem schwarzen Flor bedeckten Leichnam auf ihren Schultern trugen. Er ward alsbald von den Arbeitern, die er zur Rache für den Frevel aufrief, umgeben, und von ihnen auf den Grève-Platz gezogen, wo das Rathhaus steht. Hier redete Daniel die Arbeiter an; aber eine Abtheilung berittener Gensd'armen vertrieb und drängte

sie bis auf den Platz Notre-Dame, der Hauptkirche von Paris, zurück. „Dort oben," rief Daniel, auf den Thurm der Kathedrale zeigend, „muß morgen um neun Uhr die dreifarbige Fahne wehen; ich beschwöre euch, Freunde, morgen für die Freiheit zu fechten!" Die dreifarbige Fahne, dieses Banner, das unter dem großen Kaiser die Welt durchzogen! Funfzehn Jahre lang lag sie zerrissen, vergessen! Das Volk stand wie in Erinnerung versunken an die große, glorreiche Zeit; einige Greise entblößten ihre Häupter, andere weinten — Alle aber versprachen, am Mittwoch und zwar bewaffnet wiederzukommen, man bestimmte den Sammelplatz, wo man sich treffen wollte, und Alle hielten Wort.

Der Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken war ausgebrochen. Die Truppen lagerten auf den öffentlichen Plätzen und auf den Boulevards; ein Theil der Garde mit der Artillerie hatte den Carousselplatz vor den Tuilerien inne. Patrouillen konnten sie nur wenige entsenden, weil sie nicht wußten, auf wie zahlreiche Volkshaufen diese stoßen würden. Die ganze Nacht hindurch hörte man Flintenschüsse.

Der Ministerrath in den Tuilerien, dessen Mitglieder sich gegen Morgen unter starker Bedeckung nach Hause begaben, hatte beschlossen, am 28. Kanonen auf die Empörer spielen zu lassen. Das Schießen am 27. hatte den Herrn Premier doch in eine unbehagliche Stimmung versetzt und er war froh,

daß nun ein anerkannt tüchtiger, wenn auch „immer unglücklicher" Krieger, Marmont, den Oberbefehl führte.

Am Morgen des 28. Juli bildeten die Einwohner von Paris ein einziges Heer. Die dreifarbige Fahne voran erstürmten sie zuerst die Mairie des-Petit-Pères und vertheilten die Flinten, die sich dort vorfanden, an diejenigen, welche noch keine hatten. Die Trommeln riefen zum Appell. Da sah man unter den Streitern, welche herbeieilten, auch Männer, welche die Uniform der lange aufgelösten Nationalgarde trugen, ihre Anzahl wurde größer und größer. Aber die besten Hülfstruppen des Volks stellte die polytechnische Schule. Morgens um 10 Uhr hatte eine Ordonnanz die Schule aufgehoben und die Zöglinge stürzten sich nun in den Kampf zum Thore hinaus. Auf der Straße Montagne-Sainte-Genevieve mit dem Rufe empfangen: Es lebe die polytechnische Schule! antworteten sie: Es lebe die Freiheit, es lebe die Charte! und als einer von ihnen die weiße Kokarde von seinem Hute riß, sie mit den Füßen trat und den Ruf ertönen ließ: „Nieder mit den Bourbons!" da fand dieses Beispiel schnelle Nachahmung, wie Donner rollte es durch die ungeheure Menschenmasse: Nieder mit den Bourbons! Tod den Ministern! Tod den Jesuiten!

Der Plan des Herzogs von Ragusa war folgender: Sämmtliche Truppen, über deren geringe

Anzahl der Marschall übrigens erschrak, wurden um die Tuilerien herum zusammengezogen; von da aus sollten sie in zwei großen Abtheilungen nach Südost marschiren. Die erste dieser Abtheilungen erhielt den Befehl, die Seine entlang gegen den Grève-platz und das Stadthaus zu sich in Bewegung zu setzen. Die zweite Abtheilung sollte über die Boulevards und über den Bastilleplatz ziehen und dann durch die Straße Saint-Antoine herabkommend sich am Stadthause mit der ersten Abtheilung vereinigen. Um zwischen diesen beiden getrennten Linien die nöthige Communication herzustellen, wurden zwei Bataillone Garde beauftragt, den Marché des Innocents in der Straße Saint-Denis zu besetzen und diese Straße frei zu halten, indem sie dieselbe nach beiden Seiten durchzogen bis an die Boulevards gegen Norden, bis an die Seine gegen Süden. Die Truppen setzten sich in Bewegung, die Kanonen rollten über das Straßenpflaster, der Bürgerkrieg schwang seine Geisel.

General Talon führte die beiden Gardebataillone, welche auf dem rechten Seineufer marschirten; er traf auf dem Pont-Neuf das funfzehnte leichte Linienregiment, zog es an sich, verließ dann das rechte Ufer der Seine und marschirte über die Brücke nach der Insel der Cité; hierauf ging er über den Quai de l'Horloge und machte, an der Brücke Notre-Dame angelangt, Halt, aber nur für einen Augen-

blick, dann rückte die Garde gegen die Brücke vor, öffnete plötzlich ihre Reihen und ließ zwei Kanonen auf das in ungeheurer Menge auf dem Grèveplatz versammelte Volk spielen, deren Kartätschen das Pflaster mit Leichen bedeckte.

Das funfzehnte Linienregiment nahm an dieser Heldenthat keinen Theil. Der General Talon hatte sehr bald erkannt, daß dieses Regiment nichts weniger als fanatisch für die königliche Sache eingenommen sei, er hatte es also jenseits der Brücke gelassen, auf dem s. g. Blumenmarkte, wo es, Gewehr beim Fuß, der Massacre des Volkes durch die Garden unbeweglich zusah. Dieses funfzehnte Regiment bestand zum größten Theil aus Kindern von Paris, ihre Schüsse hätten Vater oder Bruder treffen können, sie schauderten vor dem Entsetzlichen und schossen nicht. Viele von ihren Offizieren zerbrachen ihren Degen, um ihn nicht gegen die Nation ziehen zu müssen; es kam ihnen ungereimt vor, daß die militärische Disciplin etwas Höheres sei, als der Patriotismus. Sie begnügten sich darum, diejenigen, die bewaffnet an ihnen vorüber wollten, sanft zurückzudrängen, indem sie ihnen die Arbeiter zeigten, die blutend weggetragen wurden, und zu ihnen zu sagen: „Sie sehen's ja!... Bitte, gehen Sie nicht dahin!" Ja, bald von den Kämpfern umringt, die aus den armen Straßen des Pantheon und des Proletarierviertels Bercy herbeiströmten, ließ das

funfzehnte Regiment die königliche Garde, welche das Stadthaus besetzt hielt, ruhig von dem gegenüber liegenden Ufer beschießen, wo Schützen, welche von der Passage Dauphine und der Vorstadt Saint-Jacques herkamen, sich immer dichter auf dem Quai der Cité zusammenschaarten und hinter einer hohen Brustwehr der Seine gegen das Feuer der Garde geschützt waren. Viele dieser Schützen waren verwegen genug, über die hängende Brücke hinweg, welche von einer Kanone der Garde bestrichen wurde, auf den Grèveplatz dringen zu wollen; sie büßten ihre Verwegenheit mit dem Leben. Bei dieser Gelegenheit war es, daß diese Brücke die Bluttaufe ihres künftigen Namens erhielt. Sie heißt jetzt Pont d'Arcole von jenem todesmuthigen Jünglinge, der, eine dreifarbige Fahne schwingend, seinen Kampfgefährten voranflog, um ihnen Bahn zu brechen, und mitten auf der Brücke von dem tödtlichen Blei getroffen, sterbend ausrief, indem er sich in seine Fahne wickelte: „Freunde, erinnert euch, daß ich d'Arcole heiße!“ Man nannte die Brücke nach ihm.

Herr von St. Chamans befehligte die zweite Colonne, aus einem Bataillon des ersten und einem des sechsten Garderegiments, aus zwei Schwadronen Lanziers und zwei Kanonen bestehend, die über die Boulevards nach der Bastille marschirte und von dort aus durch die Saint-Antoinestraße mit dem General Talon im Stadthause sich vereinigen sollte. Die

Colonne marschirte lange, ohne auf lebhaften Widerstand zu stoßen: auf der Höhe der Thore Saint-Denis und Saint-Martin wurde sie jedoch mit äußerster Heftigkeit angegriffen. Herr von St. Chamans, der Menschenleben schonen wollte, ließ über die Köpfe der Angreifenden eine Salve geben, als diese jedoch lachend den Angriff erneuerten, durchbrach er die dichte Masse mit Kanonenschüssen. Die Menschenmenge sammelte sich aber wieder, wälzte sich gegen die Flanken und die Nachhut der Colonne und errichtete aus den Bäumen der Boulevards mit erstaunenswerther Schnelligkeit Barricaden, womit sie den Soldaten alle Hoffnung zur Rückkehr raubten. Auf dem Bastilleplatz fand Herr von St. Chamans ein Regiment Gardecuirassiere, das funfzigste Linienregiment und eine Escadron Gensd'armerie. Er befahl den Cuirassieren und dem funfzigsten Linienregiment, nach dem Grèveplatz zu marschiren, um die Verbindungslinie zwischen seiner Colonne und den nach dem Stadthause gesandten Truppen frei zu halten. Sie konnten diesen Auftrag nicht erfüllen; nach vergeblichen Versuchen kehrten sie auf den Bastilleplatz zurück, wo sie sich in Schlachtordnung aufstellten und wo sie Herr von St. Chamans noch traf, als er aus der Vorstadt Saint-Antoine zurückkehrte, deren er sich nach einer Stunde des Kampfes bemächtigt hatte. Jetzt entschloß sich Herr von St. Chamans, selbst an der Spitze derselben Colonne,

welche er nach dem Boulevard de la Madelaine geführt hatte, in die Straße Saint-Antoine einzudringen. Das war ein schlimmes Stück Arbeit. Es begrüßte ihn ein Hagel von Kugeln, die von unsichtbaren Schützen abgefeuert wurden, aus jedem Fenster schleuderte man Bruchstücke von Flaschen, Ziegeln und Geräthschaften herab. Er feuerte zwar mehrere Kanonenschüsse ab, sie hatten jedoch nur geringe Wirkung. Auf der Anhöhe der Kirche Saint-Gervais stellte sich dem Vordringen der Colonne des Herrn von St. Chamans eine ungeheure Barricade entgegen, die zwar erstiegen wurde, die man aber trotz der größten Anstrengung nicht demoliren konnte. Die letzten Patronen waren verschossen, und Herr von St. Chamans wandte sich nun nach der Brücke von Austerlitz, um über die Seine nach den Esplanaden der Invaliden zu gelangen, und sich auf dem Platze Ludwig's XV. aufzustellen.

Wie diese Colonne des Herrn von St. Chamans hatten auch die Soldaten, welche den Grèveplatz besetzt hielten, einen schweren Stand. Was half ihnen all' ihre Tapferkeit Feinden gegenüber, die unsichtbar waren, die sie nicht erreichen konnten, während diese selbst aus ihren Verstecken ein mörderisches Feuer auf sie unterhielten? Sie hofften auf Verstärkung, als sich plötzlich auf dem Quai des Grèveplatzes ein gewaltiges Getöse von Waffen und Pferden erhob; aber sie hatten sich getäuscht,

denn allerdings waren die Ankommenden — eine Abtheilung des funfzigsten Linienregiments mit einer Abtheilung Cuirassiere an der Spitze — Leute, die des Königs Rock noch trugen, die aber kein Herz für seine Sache mehr hatten; sie verweigerten es ferner auf das Volk zu schießen, man ließ sie in den Hof des Stadthauses rücken und ihre Patronen wurden an die Soldaten des General Talon vertheilt, die dem Könige bis zum Tode ihre Treue bewahren zu müssen glaubten.

Aber eine Verstärkung erhielten allerdings die Soldaten auf dem Grèveplatze, nur freilich eine Verstärkung, die ihnen kein Heil brachte; denn beim Anblick der rothen Uniformen der Abtheilung Schweizer, die Marmont ihnen von den Tuilerien aus zuschickte, verdoppelte sich die Wuth der Empörer. Viele rothe Uniformen deckten bald nachher den Kampfplatz, aber auch die Schweizer fochten gut und sie wurden überdies von der Garde unterstützt, so daß sich der Sieg offenbar auf die Seite der Königlichen neigte. Ein muthiger junger Mann, der eine dreifarbige Fahne schwang, rief dem halb schon fliehenden Volke zu: „Ich will euch sterben lehren!“ Damit stürzte er auf die Soldaten zu, und fiel, kaum zehn Schritte von der Garde, von Kugeln durchbohrt, todt nieder.

Gegen zehn Uhr Abends schwieg das Gewehrfeuer und der Kanonendonner am Stadthause, und

die Truppen, trotz ihres scheinbaren Sieges die Unmöglichkeit einsehend, sich für die Dauer in den belebten Stadtvierteln halten zu können, benutzten die Nacht zu ihrem Rückzug in das Viertel der Tuilerien; man stellte sie längs den Champs-Elysées, auf dem Platze Ludwigs XV. und auf den Quais diesseits des Schlosses auf. Der größte Theil von ihnen war aber bereits, weniger aus Muthlosigkeit als vielmehr aus Abscheu gegen das schändliche Gewerbe, welches man sie zu treiben zwang, geneigt sich zu ergeben. „Man tödte uns," klagten sie, „es ist unsere Pflicht auf unserm Posten zu sterben; aber das unwürdige Geschäft, wozu man uns seit zwei Tagen gebraucht, wollen wir nicht fortsetzen." Der Graf Raoul de la Tour du Pin richtete am Abend dieses unseligen Tages folgendes Schreiben an den Fürsten von Polignac: „Gnädigster Herr! Nach einem Tage des Gemetzels und namenlosen Unglücks, gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze herbeigeführt, an dem ich blos aus menschlichen Rücksichten, die ich mir jetzt zum Vorwurf mache, Theil nahm, verbietet mir mein Gewissen auf's Strengste, auch nur einen Augenblick länger zu dienen. Ich gab in meinem Leben dem Könige so zahlreiche Beweise von Ergebenheit, daß es mir, ohne eine Verleumdung meiner Absichten fürchten zu müssen, gestattet sein wird, einen Unterschied zu machen zwischen dem, was von ihm selbst ausgeht, und den

Greueln, die in seinem Namen verübt werden. Ich habe demnach die Ehre Sie zu bitten, Monseigneur, Sr. Majestät meine Dimission als Kapitain seiner Garde vorzulegen. Graf Raoul de la Tour du Pin."

Während Ströme von Blut in den Straßen von Paris vergossen wurden, waren mehrere Deputirte bei Herrn Audry von Puyraveau versammelt. Hier war es, wo Casimir Perier, an Lafitte herantretend zu diesem sagte: „Man muß durchaus mit Marmont unterhandeln. Vier Millionen wären hier nicht übel angebracht." Vier Millionen, ein hübsches Sümmchen! Man sieht, daß man dem Manne, dem sie geboten werden sollte, den Verrath zutraute — er lebte noch unter dem Fluch von 1814! Außerdem vermuthet man aber auch, daß der Mann viel Geld verbrauchen mußte; und allerdings war der tapfere aber „immer unglückliche" Krieger Marmont auch darin unglücklich, daß ihm die ungeheuersten Summen aus den Händen rollten, er wußte nicht wie. Mehr als einmal hatte ihm der König ausgeholfen, wenn seine Cassette nichts enthielt als Schuldscheine, ja sein einziger Trost darüber, daß ihm Bourmont den Oberbefehl über die afrikanische Expedition weggenommen, bestand darin, daß der Kriegsminister ihm, als Entschädigung gleichsam für die in Afrika nun nicht zu erringenden Ruhmeskränze und Reichthümer, ein ansehnliches Sümmchen aus der Kriegs-

kasse hatte auszahlen lassen. — Der Vorschlag Perier's fand bei den Deputirten Anklang, Lafitte ward beauftragt, sich mit noch vier Anderen, die er selbst sich wählen möchte — er wählte Casimir Perier, Mauguin, Lobau und Gerard — zu Marmont in's Hauptquartier zu begeben, um mit den vier Millionen und mit vernünftigen Vorstellungen bei ihm sein Heil zu versuchen.

Noch ehe jedoch die bösen Begierden des Marschalls wachgerufen wurden, hatte sich Arago, der berühmte Gelehrte, ebenfalls zu ihm auf den Weg gemacht, um mit Gründen der Vernunft auf seinen bessern Menschen einzuwirken. Marmont war, wie Arago, Mitglied der Akademie und es herrschte zwischen beiden ein freundschaftliches Verhältniß. Im Vorsaale hatte Arago einen verdrießlichen Auftritt. Als er dort eintrat, entstand plötzlich eine furchtbare Aufregung unter den dienstthuenden Adjutanten. Er war dafür bekannt, daß er's mit dem Volke hielt und sein Eintritt beim Oberbefehlshaber mochte bei den königlichen Herren wohl allerlei schlimme Gedanken wachrufen. Sie umringten den Gelehrten, der, mit einer colossalen Gestalt und einem feurigen Auge ausgestattet, dem Urtypus des zornigen Volkes auf's Haar glich, mit Vorwürfen, ja mit Drohungen, und die Sache hätte möglicherweise einen schlimmen Verlauf nehmen können, wenn nicht zum Schrecken der enragirten Herren sich plötzlich ein polnischer

Offizier, Herr von Kamierowski, an Arago's Seite gestellt und gesagt hätte: „Mein Herr, wenn Einer die Hand gegen Sie erhebt, so haue ich sie ihm auf der Stelle ab." Das that die beste Wirkung.

Als Arago beim Marschall Eintritt erhalten, rief ihm dieser hastig und mit ausgestreckten Armen entgegen: „Schlagen Sie mir nichts vor, was mich entehrt!" — „Im Gegentheil würde das, was ich Ihnen vorschlagen will, Sie ehren. Ich verlange nicht, daß Sie Ihren Degen gegen Karl X. kehren; aber treten Sie vom Commando ab und begeben Sie sich sogleich nach St. Cloud." — „Wie, ich soll den Posten verlassen, auf welchen das Vertrauen des Königs mich gestellt hat? Ich, ein Soldat, soll mich von aufrührerischen Bürgern aus dem Felde schlagen lassen? Und in Europa soll man sagen dürfen, daß unsere wackern Truppen vor einem mit Steinen und Prügeln bewaffneten Pöbel zurückgewichen seien? Unmöglich — unmöglich! Sie kennen meine Gesinnungen, Sie wissen, daß ich diese verfluchten Ordonnanzen nicht gebilligt habe; aber ein schaudervolles Verhängniß lastet auf mir: ich muß mein Schicksal erfüllen." — „Sie können diesem Schicksal begegnen. Es giebt ein Mittel, die Erinnerungen der Invasion im Andenken der Pariser auszulöschen.... Gehen Sie; gehen Sie ohne Verzug!"

Im Saale entstand plötzlich ein großer Lärm:

der Adjutant des Generals Quinsonnas, der auf dem Marché des Innocents befehligte, war verkleidet angekommen und meldete dem Marschall, daß die Truppen dort decimirt seien und durchaus einer Verstärkung bedürften. „Habt ihr denn keine Kanonen?" frug Marmont. — „Allerdings haben wir Kanonen, aber was nützen Schüsse in die Luft? Was vermögen Kanonen gegen das Straßenpflaster, gegen die Steine und die Meubles, die aus allen Fenstern den Soldaten auf die Köpfe geworfen werden?" Der Marschall ging hastig auf und ab. „Bataillone!" rief er, „ich habe keine Bataillone, die ich ihnen schicken könnte. Sie sollen sich herausziehen, so gut sie können."

Als der Adjutant mit diesem wenig tröstlichen Bescheide wieder gegangen war, verdoppelte Arago seine Vorstellungen. „Nun denn... auf den Abend... ich will sehen," murmelte Marmont. — „Auf den Abend! Wohin denken Sie? Auf den Abend werden Tausende von Familien in Trauer versetzt, auf den Abend wird Alles beendet sein! Und wie auch der Kampf ausfällt, Ihr Loos wird furchtbar: besiegt ist Ihr Untergang gewiß, Sieger, wird man Ihnen nie diese Ströme Bluts verzeihen! — Soll ich Ihnen Alles sagen?" fuhr Arago fort. „Ich habe auf meinem Wege hierher die unseligen Worte gehört: Man schießt das Volk mit Kartätschen zusammen; Marmont bezahlt seine Schulden!" Das

war stark, Marmont fuhr krampfhaft mit der Hand nach seinem Degen. — Da die Ankunft der fünf Deputirten in diesem Augenblicke gemeldet wurde, zog sich Arago zurück und sagte im Saale zu Herrn Delarue, dem Adjutanten Marmonts, er habe auf dem Odeonsplatze Soldaten gesehen, die geneigt gewesen mit dem Volke gemeinsame Sache zu machen. Der Adjutant beeilte sich dem Fürsten von Polignac diese schlimme Botschaft mitzutheilen. Dieser erwiderte darauf jedoch nichts als: „Wenn die Truppen zum Volke übertreten, so muß man auch auf die Truppen schießen."

Wir wollen nun sehen, was die Geldleute bei dem Herzoge von Ragusa ausrichteten, nachdem Vernunft und Freundschaft Nichts über ihn vermocht hatten. Auch mit Lafitte stand Marmont in freundschaftlichen Verhältnissen, der Banquier führte das Wort im Namen seiner Collegen und beschwor den Marschall, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Er stellte ihm vor, welches Unglück schließlich aus dieser brutalen Verletzung aller verfassungsmäßigen Gesetze des Landes für den Thron erwachsen müsse. Der Marschall räumte ein, daß Herr Lafitte Recht habe, aber das erste Gesetz des Soldaten sei der Gehorsam, er müsse, wolle er nicht ehrlos werden, den Posten behaupten, der ihm anvertraut sei. „Ihre Ehre, Herr Marschall!" erwiderte Lafitte lebhaft; „es giebt nicht zweierlei Ehre, und das größte aller Verbre-

chen ist, das Blut seiner Mitbürger zu vergießen!" Dem Herzog traten die Thränen in die Augen, als er antwortete: „Können Sie so zu mir reden, Herr Lafitte! gegen mich, dessen Gesinnungen Sie kennen? Welche Bedingungen schlagen Sie denn vor, meine Herren?" — „Wir glauben," erwiderten die Deputirten, „daß auf folgende Bedingungen Alles zur alten Ordnung zurückkehren werde: Zurücknahme der Ordonnanzen vom 25. Juli, Entlassung der Minister, und Einberufung der Kammern auf den 3. August." — „Als Bürger," antwortete Marmont, „kann ich die Meinung der Herren Deputirten nicht mißbilligen, ja ich theile solche sogar, aber als Soldat muß ich die Befehle, die ich habe, ausführen. Wenn Sie übrigens darüber mit Herrn von Polignac sich zu berathen wünschen, so will ich ihn, da er hier ist, fragen, ob er Sie empfangen kann." Die Deputirten waren mit diesem Vorschlage einverstanden und Marmont ging, um mit Polignac deshalb zu sprechen. Dieser hatte eben seinen Collegen ein Verzeichniß verdächtiger populärer Hauptpersonen mitgetheilt, welches er jetzt dem Marschall übergeben wollte, damit er die Proscribirten durch Gensd'armen aufheben lasse, als ihm dieser die Ankunft der Deputirten meldete und ihren Wunsch, persönlich mit ihm zu unterhandeln. Anfänglich gab er seine Einwilligung, er rief jedoch den Adjutanten, der die Deputirten einführen sollte, wieder zurück und be-

auftragte Marmont sie zu bescheiden, da er auf ihre Bedingungen nicht eingehen wolle, so wäre jede Conferenz unnütz. „So haben wir also Bürgerkrieg!" rief Herr Lafitte, der, wenn er dies jetzt erst sah, nachdem bereits Ströme von Blut vergossen waren, ein wenig spät zur Erkenntniß gekommen war. „Wohlan," fuhr er fort, „da das Blut wieder fließen soll, so trete ich auf die Seite derjenigen, die man mit Kartätschen niederschießt!" Der Herzog von Ragusa verbeugte sich, die Deputirten zogen sich zurück.

Nach dieser fruchtlosen Verhandlung, für welche übrigens die Nation denen, die sich selbst den Auftrag dazu gaben, keinen Dank wußte, schrieb der Herzog von Ragusa, des Versprechens eingedenk, welches er der Deputation gegeben, an den König. Es war bereits das dritte Mal, daß er dies that, seit Paris in Belagerungszustand versetzt war. Der erste Brief war nicht an die Adresse gekommen; im zweiten hatte er geschrieben: „Sire, es ist nicht mehr ein bloßer Auflauf, es ist eine Revolution. Noch kann die Ehre der Krone gerettet werden: morgen schon ist es vielleicht zu spät." Im letzten Briefe benachrichtigte er den König von den Verhandlungen, die er mit Lafitte und seinen Collegen gepflogen, drang in ihn, die Ordonnanzen zurückzunehmen, versicherte jedoch zugleich, daß die Truppen — die doch bereits auf allen Punkten theils zurückge-

drängt, theils vom Volke gewonnen worden waren! — sich einen Monat halten könnten! An demselben Tage hatte er gemeldet: „Morgen vielleicht ist es zu spät!" — das war richtiger. Polignac, der den letzten Brief Marmont's gelesen hatte, schrieb auch an den König und stachelte ihn zum kräftigsten Widerstande auf. Er sorgte auch dafür, daß sein Bote eher ankam, als der Bote Marmont's; es begreift sich daher, daß der Letztere eine kühle Antwort auf die Aufforderung Marmont's zurückzuweichen erhielt, Karl X. gab Herrn von Komierowski die Antwort an den Marschall im Sinne Polignac's: er möge die Truppen um die Tuilerien zusammenziehen und mit Massen wirken. Diese „Massen" bestanden in Summa aus 4500 Mann der königlichen Garde, von denen überdies mehr als 2000 dem Marschall gar nicht einmal zur Verfügung standen, indem sie fern von den Tuilerien vom Volke eingeschlossen waren.

Nicht nur Marmont rieth zum Nachgeben, auch andere Leute thaten dies, auf deren Urtheil man etwas hätte geben sollen. Der General Vincent, der in Begleitung des Generals Pajol das Schlachtfeld durchwandert hatte, reiste am Abend des 28. nach Saint-Cloud, um dem Könige zu melden, daß die Lage der Dinge sich immer düsterer für ihn gestalte; daß man weder vom Grafen von Saint-Chamans noch vom General Talon Nachrichten

habe; daß die Truppen ohne Lebensmittel seien; daß sie vor Durst verschmachteten und auf ihrem Marsche nur drohende Gesichter und verschlossene Thüren fänden. Der tapfere General war leider so unvorsichtig, alle diese Dinge gegen einen Höfling auszusprechen; als er dem Könige die Resultate seines Spazierganges durch das von Blut rauchende Paris vorlegte, hatte der Hofmann bereits gearbeitet — was sollte der König mit der unangenehmen Wahrheit! — Karl X. nahm also die Nachrichten des Generals frostig auf. „Die Pariser," sagte er, „befinden sich im Zustande der Anarchie; die Anarchie wird sie nothwendig zu meinen Füßen zurückführen."

Auch dem General Alexander von Girardin ging's mit seinen Bemühungen, dem Könige die Augen zu öffnen, nicht besser; er bekam sogar die Herzogin von Berry noch auf den Hals. Während er nämlich den König anflehte, die unglücklichen Ordonnanzen zurückzunehmen, erschien diese Dame und sprach in leidenschaftlichem Tone von der Nothwendigkeit, durch eine feste Haltung die königliche Majestät zu retten. Girardin rief: „Mein Gott, Madame, ich vertheidige hier nicht meine Interessen, sondern die Ihrigen. Der König spielt nicht nur um seine eigene Krone, sondern auch um die des Herrn Dauphin und um die Ihres Sohnes, Madame!" Und als er immer dringender wurde, schickte

ihn Karl zum Herzog von Angoulême. Dieser gute Herr, der „kein Prinz, noch weniger ein Mann, sondern nur eine menschliche Hülle" war, antwortete: „Ich bin der erste Unterthan des Königreichs und als solcher darf ich keinen andern Willen haben, als der König!" Wie bequem! Nun freilich das Denken war nie des Herzogs Sache gewesen!

Neben diesen Versuchen, dem alten störrigen Herrn in St. Cloud die große Gefahr zu zeigen, in welcher er und sein Geschlecht schwebte, und neben den heldenmüthigen Kämpfen der Pariser für die niedergetretenen Volksrechte, geschah in Paris etwas, das sehr merkwürdig war und den größten Einfluß auf das schnelle Gelingen der Volkssache ausübte: ein einziger Mann, Herr Caffin d'Orsigny, setzte mittelst einer Proclamation, die er an viele Häuser anschlagen ließ, eine provisorische Regierung ein, deren Mitglieder er zum Theil gar nicht um ihre Meinung, ob sie in dieselbe eintreten wollten, fragte. Einer dieser Triumvirn, der Herzog von Choiseul, veröffentlichte am 1. August folgende Erklärung:

An die Bewohner von Paris.

Eine Proclamation, unterzeichnet von den Generalen Lafayette, Gerard und dem Herzoge von Choiseul, als Mitglieder der provisorischen Regierung, wurde am 28. und den folgenden Tagen an alle Mauern von Paris angeheftet. Der Erfolg

war damals ungewiß, denn der Kampf hatte erst angefangen, die Gefahr für die Unterzeichner dieser Proclamation war augenscheinlich, und im Falle die königliche Sache siegte, ihr Verderben gewiß. Ich sah, daß man meinen Namen für nützlich erachtet hatte; meine Einwilligung ist jedoch nicht gefordert worden. Ich war damals nichts und hatte nichts zu befehlen. Nur die Gefahr war mir gewiß; ich blieb still, denn ich hätte es für Feigheit gehalten, die Wahrheit zu sagen, da es sich nur um meinen Kopf handelte; ich schätzte mich in der Stille glücklich, daß das Vertrauen, welches die Pariser Nationalgarde in mich setzt, für die gute Sache benutzt werden konnte. Jetzt, nachdem der Sieg entschieden ist, finde ich mich zu der Erklärung gedrungen, daß ich nie an der provisorischen Regierung Theil nahm und daß mir deshalb auch nie ein Antrag gemacht wurde. Ich habe in der Stunde des Kampfes alle Gefahr auf mich genommen; jetzt, in der Stunde des Sieges, muß ich der Wahrheit huldigen.

Der Herzog von Choiseul,
Pair von Frankreich, früher Oberst der ersten
Legion und Exmajor der Pariser Nationalgarde.

Ein Brief des Herrn Caffin d'Orsigny löste dem edeln Herzog das Räthsel. d'Orsigny war in einer Deputirtenversammlung bei Herrn Audry de Puyraveau zugegen gewesen; das Unentschiedene der Herren Gesetzgeber hatte ihn verletzt, er hatte sich

entschlossen, die Sache auf eigene Faust zum Abschluß zu bringen, indem er die Pariser von der Einsetzung einer provisorischen Regierung in Kenntniß setze. Dieses Project hatte er unter dem Vorgeben, daß in einer Versammlung bei Puyraveau dasselbe angenommen sei, einer Anzahl Nationalgardisten mitgetheilt, die dasselbe gebilligt hätten, darauf habe er die Proclamation entworfen, sie Lafayette gezeigt, der mit derselben sich ebenfalls einverstanden erklärt, und habe sie dann drucken und anschlagen lassen mit dem Namen auch des Herzogs von Choiseul, dessen Antecedenzien als früherer Oberst der Nationalgarde ihm sehr empfehlenswerth für seinen Zweck erschienen und, wie es sich gezeigt, auch in der That gewesen wären. Er dankte schließlich dem Herzoge für sein edles Schweigen während der Gefahr, gratulirte sich selber, daß er den Charakter desselben so gut erkannt hätte und bedauerte, daß der Herr von Choiseul nicht doch lieber werkthätig mit eingegriffen, wo dann nach seinem Dafürhalten das große Werk noch schneller, als es trotzdem geschehen, zu Ende würde geführt worden sein.

In der Nacht vom 28. zum 29. Juli mögen wohl nicht viele Menschen in Paris ruhig geschlafen haben. Denn nicht nur wurden viele der in der Stadt zerstreuten Kasernen vom Volke erobert, wobei u. A. die Gensd'armerie am Thore St. Martin, die heftigen Widerstand leistete, aber überwältigt

wurde, schlimm wegkam: was sich nicht ergab, wurde niedergemacht und alle Geräthschaften, Möbel, Betten, selbst Geld, ward auf der Straße in einem großen Freudenfeuer verbrannt; noch schlimmer erging's den Garde-Cuirassieren, denen man mit Zinsen die Grausamkeiten wiedervergalt, die sie selbst am 27. und 28. ausgeübt hatten —, sondern es wurde auch die ganze Stadt während dieser Nacht mit Barricaden bedeckt. Bei diesem Werke war Alles thätig: Vornehm und Gering, Mann und Weib. Was von den Steinen nicht zu den Barricaden verwendet wurde, trug man in die oberen Stockwerke der Häuser, um sie später auf die Köpfe der Soldaten zu schleudern. Trotz der großen dabei thätigen Menschenmenge ging doch Alles in bester Ordnung: wo Barricaden gebaut wurden, waren Pfähle mit gedruckten Anweisungen aufgestellt für die Arbeiter, welche von den Anwohnern reichlich mit Wein, Brod und Fleisch versorgt wurden, während die Soldaten, Dank der kopflosen Verwaltung des interimistischen Kriegsministers, mit den größten Entbehrungen zu kämpfen hatten. Als Morgens gegen vier Uhr die Sturmglocke von der Kirche Notre-Dame das Volk zum letzten Kampfe aufrief, war das ungeheure Werk gethan: es war unmöglich, daß das so befestigte Paris von den Soldaten wiedererobert werden könnte.

Am 29. Juli trug die Proclamation des Herrn

Caffin d'Orfigny ihre Früchte: das Volk, das den 27. und 28. ohne höhere militärische Leitung gekämpft hatte, erhielt nun Anführer: General Lafayette hatte als Obercommandant der wiedererstandenen Nationalgarden mit dem Generalstabe derselben sein Hauptquartier im Stadthause aufgeschlagen, von wo aus er seine Befehle nach allen Punkten ergehen ließ, auf welchen gekämpft wurde. Die Bewegungen selbst wurden von den Generalen Dubourg und Gérard, von den Obersten Dufay und Girard sowie von vielen anderen Offizieren des Kaiserreichs geleitet.

Wie gestern, fing auch heute der Kampf an mehreren Orten zugleich an, und nirgends war er hartnäckiger, dauerte länger und war blutiger, als in der Straße St. Honoré, denn hier ward noch gestritten, als schon vom Louvre und selbst von der Königswohnung, den Tuilerien, die Tricolore wehte. Aber hier kämpften auch die dem Volke verhaßtesten Truppen, die Schweizer nämlich und eine Abtheilung vom dritten Garde-Regiment. Sie wurden von Posten zu Posten vertrieben und mußten endlich den Platz vor dem Palais-Royal räumen; nun aber warfen sie sich da, wo die Straße St. Honoré von den Straßen Rohan und l'Echelle durchschnitten wird, in die Eckhäuser und unterhielten bis drei Uhr Nachmittags aus den Fenstern und von den Balconen herab ein mörderisches Feuer. Aber wie sie grau-

sam gewesen waren, ward auch ihr Loos ein schlimmes: bei der allgemeinen Flucht der Königlichen vom Generalstabe vergessen und im Stiche gelassen, hieb man sie ohne Erbarmen zusammen und nur sehr Wenige entgingen dem Tode.

Von der Friedensstraße, die vom fünften Linienregimente und einigen Abtheilungen der Garde besetzt war und wo der Kampf durch den muthigen Entschluß des Hauptmanns Breiderbach beendigt wurde, der dem Volke zurief, nicht mehr zu feuern, auch seine Leute würden ihr Feuer einstellen, worauf diese ihre Bajonette abnahmen und sich zerstreuten, eilten die Bürger zum Angriffe auf das Louvre und die Tuilerien. Das Louvre war von den Schweizern besetzt, die alle Fenster bis in den obersten Stock inne hatten; im Hofe und in dem angrenzenden Garten standen zwei Regimenter Garden mit mehreren Feldstücken. Den Angriff auf dieses alte, große und sehr wohl vertheidigte Gebäude, der von drei Seiten zugleich erfolgte, leitete General Gérard, unterstützt von einer Menge seiner alten Waffengefährten und von den Zöglingen der polytechnischen Schule. Die erste Colonne drang über die Seine auf der Brücke des Arts herüber; die zweite griff von dem Quai de l'Ecole an; der Hauptangriff erfolgte von der Vorderseite.

Der Herzog von Ragusa war zu dieser Zeit auf dem Carousselplatze und ordnete Alles zu einem

letzten furchtbaren Kampfe. Als man ihm meldete, daß die Treue der auf dem Vendômeplatze aufgestellten Soldaten wanke, daß ihr Abfall zu befürchten stehe, beschloß er, diese Regimenter durch Schweizer zu ersetzen und jene nach dem Platze Ludwig's XV. und nach den Tuilerien marschiren zu lassen. „Gehen Sie schnell zu Herrn von Salis," sagte er zu seinem Adjutanten, Herrn von Guise, „er soll mir augenblicklich eins von den beiden Bataillonen schicken, welche er commandirt; das andere genügt, um das Louvre zu decken." Das eine der beiden Schweizerbataillone war im Hofe des Louvres, das andere im Säulengange desselben aufgestellt und befand sich im Kampfe; Herr von Salis beschloß, dasselbe dem Herzoge von Ragusa zu schicken und es von dem andern ablösen zu lassen. Merkwürdigerweise ließ er aber, ehe er das zweite Bataillon hinaufschickte, das im Kampfe stehende herabmarschiren, so daß während einiger Minuten das Feuer schwieg. Als dies das Volk bemerkt, gaubt es sich Sieger; ein Junge klettert an einer Ablaufsröhre empor und steckt die dreifarbige Fahne auf dem Gebäude auf. Einige Kämpfer gehen durch ein offen gebliebenes Gitterthor und geben Feuer auf die Schweizer. Andere schießen mit Pistolen in die Schlösser, schlagen die Thüren mit Aexten ein und überschwemmen das Louvre von allen Seiten, während wieder Andere die fliehenden Schweizer ver-

folgen. Diese erreichen den Pavillon de l'Horloge und verbreiten sich im Garten der Tuilerien. Ihr Schrecken theilt sich den hier aufgestellten Truppen mit und auch die Regimenter auf dem Platze Ludwig's XV. werden davon ergriffen. Bald darauf zog sich die Armee des Königs über die elyseischen Felder zurück.

Während das Volk, welches das Louvre erstürmt hatte, sich durch die Galerie des Museums nach den Tuilerien stürzte, traten die Herrn Thomas, Bastide, Guinard, Joubert und Gauja durch das Pförtchen am Pont-Royal in dieselben. Gleich darauf war die ganze königliche Wohnung von den Parisern besetzt und Thomas und Joubert pflanzten auf dem Giebel des Hauses die dreifarbige Fahne auf.

Die Julikämpfer hausten sehr respectwidrig in dem alten Königshause: sie zertrümmerten die Statuen der Könige, zerstachen die Portraits der Prinzen mit Piken und Bajonetten, und im Saal der Marschälle schossen sie, gleichsam zum Spiel, nach einigen Bildern, welche Erinnerungen an Verrath zurückriefen. Im Thronsaale aber ging's am verwunderlichsten her: da setzte sich einer um den andern der noch vom Blute rauchenden Sieger auf den Thron und schließlich legte man gar eine Leiche darauf. Einige machten sich auch das Vergnügen sich in Prinzessinnen zu metamorphosiren, indem sie die

reichen, mit Blumen gestickten Gewänder derselben über ihr blutiges Hemd anzogen und in diesem Aufzuge zum Jubel ihrer Kameraden im Saale herumstolzirten. Aber so arm zum allergrößten Theile diejenigen waren, die mit Erstaunen die Reichthümer bewunderten, welche sie hier sahen — reine Hand hielten sie Alle: sie begnügten sich mit werthlosen Lappen, die sie als Andenken ihrer Visite im Königsschlosse mit nach Hause nahmen. Als zwei von ihnen in den Zimmern der Herzogin von Berry eine Cassette fanden, die mit Goldstücken angefüllt war, baten sie einen Bürger, sie nach dem Stadthause zu begleiten, wohin sie den Schatz trugen und ihn der provisorischen Regierung zur Verfügung stellten.

Nachmittags um 2 Uhr ergaben sich die Reste des dritten und siebenten Garderegiments, dessen Kaserne in der Rue Babylone war, nachdem das Volk Feuer an die Pforte gelegt hatte und der Major Dufay bei einem Ausfalle erschossen worden war. Die Soldaten wurden durch die Schüler der polytechnischen Schule vor der Wuth des Volkes gerettet. Dasselbe zog dann vor die Militärschule, und um 3 Uhr war es unbestrittener Meister von ganz Paris und Niemand mehr in dieser weiten Stadt, der die vor wenigen Tagen noch Alles geltende Macht des Königs vertheidigt hätte.

Nachdem Marmont die ganze Armee zwischen

dem Triumphbogen de l'Etoile und dem nach dem Boulogner Wäldchen führenden Thore zusammengezogen hatte, sprengte er nach St. Cloud, um dem Könige seinen Degen zurückzugeben. Noch gestern hatte er betheuert, er könne Paris einen Monat, wenigstens vierzehn Tage lang halten, es mochte wohl ein sehr niederdrückendes Gefühl sein, mit welchem er jetzt beim Könige eintrat und denselben folgendermaßen anredete: „Sire, es schmerzt mich, Ew. Majestät melden zu müssen, daß ich Ihre Autorität in Paris nicht aufrecht erhalten konnte. Die Schweizer, denen ich die Vertheidigung des Louvre anvertraut hatte, verließen, von einem panischen Schrecken ergriffen, diesen wichtigen Posten, dadurch selber in eine allgemeine Niederlage hineingerissen, konnte ich meine Bataillone erst am Triumphbogen de l'Etoile wieder sammeln, und ich habe Befehl gegeben, den Rückzug nach St. Cloud fortzusetzen. Eine Kugel, die auf mich gerichtet war, hat das Pferd meines Adjutanten an meiner Seite getödtet; ich bedaure, daß sie mir nicht den Kopf zerschmettert hat. Der Tod wäre mir minder schrecklich gewesen, als das traurige Schauspiel, dessen Zeuge ich so eben war." Der fromme König machte dem abermals „unglücklichen" Marmont keine Vorwürfe; er erkannte noch nicht die ganze Tragweite des erlittenen Unglücks, er glaubte mit dem Herausschlagen seiner Truppen aus Paris noch lange nicht seine

Krone gefährdet. Männer, welche das Volk kaum kannte, oder, wenn es sie kannte, haßte, wie der schauspielerhafte Großreferendar der Pairskammer Herr von Semonville und der Herr von Vitrolles, der unter dem klugen Ludwig XVIII. stets die Partei inspirirt hatte, die royalistischer als der König selbst sich geberdete, also volksfeindlich war, solche Männer waren das Orakel des verblendeten alten Herrn. Sie waren zu ihm gekommen und hatten ihm, als ob sie vom Volke dazu beauftragt wären, gerathen, seine Minister zu entlassen und die unglückseligen Ordonnanzen zu widerrufen, dann werde Alles wieder ins Geleis kommen, ja die schlimmen Pariser würden ihn um Verzeihung bitten, daß sie aus übermäßiger Liebe zur Charte sich zu Unordnungen hätten hinreißen lassen. Die Minister lächelten innerlich mitleidig und verächtlich über solche Schwindeleien, riethen aber gleichwohl ebenfalls dem Könige zur Zurücknahme der Ordonnanzen. Nur Guernon de Ranville rieth nicht dazu, er hielt das Zurückweichen im jetzigen Augenblicke für Schwäche. Er sagte u. A.: „Der Thron ist bereits gestürzt, sagt man. Ich glaube, daß man das Unglück übertreibt, ich kann mir nicht denken, daß die Monarchie auf diese Weise ohne Kampf vernichtet sei. Denn man beachte wohl, der beklagenswerthe Straßenkampf... giebt, so viel Blut er leider gekostet hat, keinen Maßstab für den kräftigen Widerstand, den man von den

besten Truppen Europas erwarten muß. Die Massen... wünschen die Revolution nicht; die Kammern wünschen sie ebenso wenig; die Mehrheit der Armee ist treu; die Garde, einen Augenblick wankend geworden, wird bald die Haltung wieder annehmen, die ihr geziemt; und wenn sich das Königthum mit solchen Stützen nicht selbst aufgiebt, wird es über diesen neuen Revolutionsversuch triumphiren. Wenn aber der Genius des Bösen noch einmal den Sieg davontragen, wenn der legitime Thron noch einmal fallen soll, so falle er wenigstens mit Ehren." Herr Guernon de Ranville täuschte sich 'gewiß in manchem seiner Sätze, doch war seine Rede wenigstens männlich; das fühlte auch der Herzog von Angoulème, der es bedauerte, daß die Mehrzahl der Conseilmitglieder so völlig den Kopf verloren hatte. „Wenn die schreckliche Nothwendigkeit an uns herantritt," sagte er, „den Kampf fortzusetzen, so werden wir eine bedeutende Hülfsmacht in der Treue der Provinzen finden. Sollten wir aber von Allen verlassen werden, sollte der anbrechende Tag der letzte für unsere Dynastie sein, so werden wir wenigstens unsern Fall verherrlichen, indem wir mit den Waffen in der Hand fallen!" Aber der König, der nur die Geberde eines Kriegers hatte und dem die Hauptqualität eines solchen, der Muth, völlig abging — wir haben dies in seinem ganzen Leben bestätigt gefunden! — der König beeilte sich, die

Zurücknahme der Ordonnanzen zu unterzeichnen, Herrn von Mortemart zum Conseilpräsidenten und Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu ernennen, und Casimir Perier, vor dem er immer einen so großen Widerwillen gehabt hatte, daß er, als man ihm Chateaubriand, dem er nichts weniger als gnädig gesinnt war, zum Minister vorschlug, ausrief: „Lieber Casimir Perier!" zum Minister des Innern, sowie den General Gérard zum Kriegsminister zu designiren. Der General Alexander von Girardin sprengte nach Paris, um die Zurücknahme der Ordonnanzen daselbst zu melden und Herrn von Mortemart nach St. Cloud zu berufen. Dort angekommen sprach Letzterer mehrere Male mit dem König, aber — als ob er noch immer auf einen Umschwung der Dinge in Paris gewartet hätte — Karl verzögerte die Acte, die zur offiziellen Ausübung der Amtsgewalt Mortemart's nothwendig waren, durch die Förmlichkeiten und Verschleppungen der Etiquette. Ja er beleidigte sogar den Minister, denn er sagte zu ihm: „Ich habe nicht vergessen, wie es vor vierzig Jahren gekommen ist; ich will nicht, wie mein Bruder, den Karren besteigen, ich will auf's Pferd steigen (!!), es ist schon genug, daß mir die Revolutionäre nur Sie aufdrängen."

Der König schickte den „unglücklichen" Marmont zu seinem Sohne, dem Herzog von Angoulême, welchen er nach des Marschalls Niederlage in Paris

zum Generalissimus aller königlichen Truppen ernannt hatte. Bei der Zusammenkunft der beiden Herren passirte jene lächerliche Scene, die wir bereits früher, wo wir vom Herzoge von Angoulème im Besondern erzählten, berichtet haben. Es mag wohl seine Richtigkeit gehabt haben, daß der Marschall von Ragusa die „verfluchten" Ordonnanzen nicht mit ganzem Herzen vertheidigte; es ist möglich, daß er noch viel mehr Menschen hätte niederkartätschen lassen können — ob er schließlich damit zum Ziele gekommen wäre, ist freilich eine andere Frage —, aber ein Verräther, mit welchem Titel ihn der wunderliche Herzog begrüßte, war er diesmal nicht.

Im Stadthause hatte sich währenddem eine Municipalcommission gebildet, die über die öffentlichen Interessen wachen sollte und aus folgenden Männern bestand: Audry von Puyraveau, Gérard, Lafitte, General von Lobau, Mauguin, Odier, Casimir Perier, von Schonen. Diese Commission, welche zur Zeit alle öffentliche Gewalten in sich vereinigte, suchten die Herren von Semonville, von Vitrolles und von Argout auf, als sie dem Könige die Zurücknahme der Ordonnanzen abgepreßt hatten. Marrast, derselbe, der 1848 eine so große Rolle spielen sollte, führte die Unterhändler vor die Commission, welcher Lafayette, der General-Oberst der Nationalgarde, präsidirte. Herr von Vitrolles hatte sich unter fremdem Namen einführen lassen

er mochte sich wohl erinnert haben, daß sein wirklicher Name keine gute Empfehlung für ihn sei. Trotzdem wurde er erkannt und da man ihm als Vermittler mißtraute jetzt, wo es sich im besten Falle nur um die ehrlichste Aufrechterhaltung der Charte handeln konnte, gegen welche Vitrolles unter der Regierung des Gründers derselben sich stets verschworen hatte, so suchte er dieses Mißtrauen in seine jetzige Ehrlichkeit dadurch zu beschwichtigen, daß er zu Herrn von Schonen, der neben ihm saß, sagte: „Ach mein Gott, ich bin ein größerer Freund der Charte als Sie selbst; denn ich habe im Jahre 1814 die königliche Erklärung von St. Ouen veranlaßt!" Aber Herr von Schonen traute den süßen Worten nicht, mit denen die Abgesandten Karl's die schlimme Lage ihres Herrn zu bessern suchten; er dachte an Ney, an Labourdonnaye u. a., die auch der Amnestie der Bourbonen vertraut und ihr Vertrauen mit dem Leben gebüßt hatten. „Es ist zu spät!" rief er, „der Thron Karl's X. ist im Blute zusammengestürzt!" Und als Mauguin die Unterhändler fragte, ob sie schriftliche Vollmachten hätten, und diese unerwartete Frage sie gänzlich aus der Fassung brachte, da lief Herr von Puyraveau an's Fenster und rief: „Sprechen Sie nicht mehr von Verhandlungen, oder ich lasse das Volk heraufkommen!" Nach diesem verunglückten Versuche bei der Municipalcommission ging Herr von Argout auf

Perier's Rath auch noch zu Herrn Lafitte, um bei diesem eine letzte Anstrengung zu Gunsten des Königs zu versuchen. Bei Lafitte war es zum Ersticken heiß, denn die Gemächer waren gedrängt voll Menschen. Herr von Argout zog Lafitte in eine Fenstervertiefung. „Die Ordonnanzen sind zurückgenommen und wir haben neue Minister," sagte er. — „Dazu hätte man sich früher entschließen sollen," antwortete Herr Lafitte. „Heute..." — „Die Interessen sind noch dieselben." — „Allerdings, aber die Lagen haben sich geändert. Seit vierundzwanzig Stunden ist ein Jahrhundert verflossen." Die Worte des Herrn Bertin de Vaux, als er hörte, daß von einem Vergleiche die Rede war: „Nun wird man doch endlich unterhandeln können!" brachten unter der Menge die heftigste Aufregung hervor. „Wer wagt es, hier von Unterhandlungen mit Karl X. zu sprechen?" ruft einer der Julikämpfer mit fürchterlicher Stimme und stößt dabei seine Flinte auf den Boden, daß der Saal erdröhnte. — „Keine Bourbons mehr!" erscholl es zu gleicher Zeit im Vorhofe. — „Sie hören es!" sagte Lafitte zu Argout.— „Also würden Sie sich auf keinen Vorschlag einlassen?" — „Ist Ihr Besuch amtlich?" — „Nein; aber wenn er es wäre?" — „Es wäre so wie so!" — Die Unterhändler begaben sich in der Nacht nach St. Cloud zurück, um Herrn von Mortemart zu beschwören selbst nach Paris zu gehen und durch sein

Ansehen die königliche Sache noch in der letzten Minute zu retten.

Die Kopflosigkeit der Leute in St. Cloud überstieg in der That alle Grenzen. Während die Pariser den Thron umwarfen, während die Leute, welche sich nach dem Siege des Volks die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten anmaßten, den Abgesandten des Königs das schreckliche „Zu spät!" entgegenriefen, dieser also factisch schon nicht mehr König war, was that er, der nur zu Pferde sterben zu wollen so oft bramarbasirt hatte? Er spielte in aller Gemüthsruhe mit seinem Kammerherrn, Herrn von Duras, mit Herrn von Luxembourg und mit der Frau Herzogin von Berry eine Partie Whist!

Der Herzog von Mortemart war der Einzige, der bei dieser wahrhaft kindischen Sorglosigkeit des Königs und seiner Umgebung von einer fieberhaften Unruhe gepeinigt wurde. Er meinte es ehrlich, er wäre gern, wozu ihn die Herren von Vitrolles und von Argout drängten, nach Paris geeilt, um zu retten, was noch zu retten war; konnte er aber ohne offiziellen Charakter, gleichsam als politischer Abenteurer, auf Erfolg rechnen? Herr von Mortemart entwarf mit Vitrolles und Argout Ordonnanzen, durch welche diejenigen vom 25. Juli widerrufen, die Nationalgarde wiederhergestellt, der Befehl über dieselbe dem Marschall Maison anvertraut, Casimir Perier zum Finanz- und der General Gérard zum

Kriegsminister ernannt werden sollten. Aber die läppischsten Etikettevorschriften hielten ihn vom Könige fern, der sich, wie im tiefsten Frieden, nachdem er seine Partie Whist gespielt, zu Bett gelegt hatte. Es gelang ihm endlich, an's Bett des Königs zu kommen. „Ach, Sie sind's, Herr Herzog!" rief ihm dieser schläfrig zu, und als Mortemart vorstellig machte, daß höchste Eile noth thue und die Ordonnanzen auf der Stelle unterzeichnet werden müßten, wenn sie in Paris, wohin er sogleich abzureisen bereit sei, noch wirken sollten, erwiderte der König wieder schläfrig: „Lassen Sie uns noch warten!" Erst als Vitrolles, den er rufen ließ, versicherte, auf dem Punkte, wo die Sachen jetzt ständen, könne er dem Könige keinen bessern Beweis seiner Ergebenheit geben, als indem er ihm den Rath ertheile, vor der Gewalt der Thatsachen zurückzuweichen, ward der alte Herr lebendig und unterzeichnete nun die Ordonnanzen, mit denen sich Herr Mortemart auf den Weg nach Paris machte.

Der Generalissimus der königlichen Truppen, der Herzog von Angoulème, hatte, noch unter dem Eindruck der kräftigen Rede des Herrn von Ranville, den Befehl gegeben, bei Todesstrafe Niemanden durchzulassen, der von St. Cloud käme. In Folge dieses Befehls weigerte man sich, Herrn von Mortemart, den die Herren von Argout und Mazas begleiteten, durchzulassen und erst nach vielem Ver-

handeln erhielt er die Erlaubniß zur Weiterreise, mußte aber den Weg durch den Boulogner Wald zu Fuße machen. Es war acht Uhr Morgens, als er in Paris ankam. Die ungewohnte Fußwanderung hatte ihn an der Ferse verletzt, er war todtmüde, fürchtete auch wohl die Aufregung, die sein Erscheinen und sein Antrag auf dem Stadthause hervorbringen möchten, kurz er übergab die Ordonnanzen seinem Freunde Collin von Sussy, der sich erbot sie Lafayette im Stadthause zu überbringen und von diesem nichts als eine einfache Empfangsbescheinigung erhielt. Irgendwelche andere Wirkung, als daß sie das Mitleiden oder die Verachtung des Volkes hervorriefen, hatten diese Zugeständnisse nach der letzten Stunde nicht; denn bereits hatte die Municipalcommission folgende Proclamation erlassen: „Einwohner von Paris! Karl X. hat aufgehört über Frankreich zu regieren. Da er den Ursprung seiner Macht nicht vergessen konnte, so hat er sich stets als Feind unseres Vaterlandes und unserer Freiheiten angesehen, die er nicht zu begreifen vermochte. Nachdem er unsere Institutionen insgeheim durch alle Mittel, welche Heuchelei und Betrug an die Hand geben können, angegriffen hatte, so faßte er zuletzt, als er sich stark genug glaubte sie durch offene Gewalt zu vernichten, den Entschluß, sie im Blute der Franzosen zu ersäufen. Eurem Heroismus sei es gedankt, die Verbrechen seiner Gewalt haben auf-

gehört. Wenige Augenblicke haben hingereicht, um diese verdorbene Regierung, welche eine fortdauernde Verschwörung gegen Frankreichs Glück und Freiheiten gewesen ist, zu stürzen. Die Nation allein steht aufrecht, geschmückt mit den Farben, die sie durch ihr Blut erkauft hat: sie will eine Regierung und Gesetze, ihrer würdig. Welches Volk verdiente mehr die Freiheit, als ihr! In dem Kampfe seid ihr Helden gewesen; der Sieg hat in euch jene Gefühle der Mäßigkeit und Menschlichkeit gezeigt, welche im hohen Grade die Fortschritte unserer Civilisation beurkunden. Als Sieger, euch selbst überlassen, ohne Polizei und Obrigkeit, haben eure Tugenden die Stelle aller Organisation vertreten, und nie sind die Rechte eines Jeden mit größerer Heiligkeit geachtet worden. Einwohner von Paris, wir sind stolz eure Brüder zu sein; indem eurer Municipalcommission von den Umständen ein wichtiger und schwieriger Auftrag geworden ist, will sie sich eurer Ergebenheit, euren Anstrengungen zugesellen; ihre Mitglieder fühlen das Bedürfniß, euch die Bewunderung und den Dank des Vaterlandes zu erkennen zu geben. Ihre Gesinnungen und Grundsätze sind die eurigen: statt einer Macht, die euch durch die Waffen der Fremden aufgezwungen worden ist, werdet ihr eine Regierung haben, die euch ihren Ursprung verdanken wird. Tugenden sind das Eigenthum aller Volksclassen; alle haben daher dieselben Rechte; diese Rechte sind

gesichert. Es lebe Frankreich! Es lebe das Volk von Paris! Es lebe die Freiheit! — Lobau, Audry de Puyraveau, Mauguin, Schonen."

Der That der Pariser jauchzten die Provinzen zu, Eilboten aus den näheren, Telegramme aus den fernen bedeutenden Städten des Landes brachten Nachrichten von dem Umsturz der bisherigen Regierung, — Karl X. war todt als König, wer sollte sein Erbe sein?

VII.

Karl's X. drittes Exil und Tod.

Wir haben gesehen, daß Karl's X. letzter Minister, Herr von Mortemart, oder vielmehr dessen Stellvertreter, Herr von Sussy, schlechte Geschäfte in Paris machte. Es konnte dies nicht gut anders sein, denn achttausend Leichen bildeten einen geradezu unübersteiglichen Wall für den alten König, und dann war auch die Leiche, die man auf seinen Thron in den Tuilerien gelegt hatte, ein gar zu sprechendes Symbol für das vollendete Mißgeschick Karl's X. und seines Geschlechts, als daß er nicht selbst hätte einsehen sollen, daß sein gottloses Volk ferner nichts mehr von ihm und seiner väterlich-frommen Regierung wissen wollte. Die böse, böse Tricolore hatte ja bereits überall das weiße Lilienbanner verdrängt, überall waren die königlichen Wappenschilder verschwunden, in seiner nächsten Nähe

tobte bereits der Aufruhr, die Regimenter hatten das vive le Roi! vergessen, der neue Generalissimus konnte sie nicht bei der Fahne erhalten; in seinem eigenen Hause ward es stiller, leerer — überall Abfall, überall feindliche Gesichter! Und auch die Hoffnung, vom Auslande Hülfe zu erlangen, war vergebens: „Die Mächte," hatte ein Gesandter zu ihm gesagt, „werden nicht die Ausrüstungskosten für einen Esel bestreiten, um Sie wieder auf den Thron zu setzen!" Das war gewiß ein sehr bitterer Leidenskelch für den alten Herrn; gut für ihn, daß er wenigstens in seiner Frömmigkeit einigen Trost fand!

In Paris war unterdessen sein Erbe schon angekommen: der Herzog von Orleans hatte, von Raincy kommend, in der Nacht in seinem Stadthause, dem Palais-Royal, Wohnung genommen und hatte dem Königmacher Lafitte und dem alten Lafayette seine Ankunft melden lassen. Noch vor Tage sandte er einen Boten zum letzten Minister Karl's X., zu Mortemart, und als dieser kam, fand er den Herzog in einem sehr abgelegenen Zimmer auf einer Matratze an der Erde liegend und in sehr aufgeregtem Zustande. Er beklagte gegen den Minister die furchtbare Lage, in welcher er sich befinde. Da ertönte vom Hofe herauf das Geschrei: „Es lebe der Herzog von Orleans!" — „Sie hören es," sagte Mortemart, „diese Rufe bezeichnen Sie für den Thron!" — „Nein, nein!" versetzte der Herzog,

„ich will mich lieber tödten lassen, als die Krone annehmen!" Hierauf schrieb er einen sehr loyalen Brief an Karl X., den er dem Herzog von Mortemart zur Abgabe an die Adresse einhändigte.

Fast um dieselbe Zeit, als im Palais-Royal die eben beschriebene erste Scene des fünf Tage lang bis zur wirklichen Erschleichung der königlichen Erbschaft fortgesetzten Intriguenspiels aufgeführt wurde, sprang zu St. Cloud, von tausend Schrecken gepeinigt, die Herzogin von Berry von ihrem Lager auf, eilte, kaum angekleidet, zum Herzog von Angoulème und machte ihm die bittersten Vorwürfe über die Hartnäckigkeit, welche das Leben ihrer Kinder gefährde. Der arme Generalissimus, halb und halb angesteckt von der Angst seiner Schwägerin, ließ seinem Vater sagen, St. Cloud sei bedroht, man müsse die Monarchie an einen andern Ort versetzen; und einige Augenblicke nachher, noch ehe der Morgen graute, befanden sich Karl X. und die Herzogin von Berry mit ihren Kindern auf dem Wege nach Trianon; eine Abtheilung Gardes-du-Corps bildeten ihre Bedeckung. Welche bitter-süßen Gefühle mochten den alten Herrn bestürmen, als er jetzt diesen Ort betrat, zurückweichend, fliehend vor demselben Volke, das früher, wenn auch mit geballter Faust in der Tasche, doch ruhig dem Freudenjubel zugesehen, dem er sich hier mit seiner angenehmen Schwägerin Marie Antoinette und Anderen so oft ergeben hatte!

Ach, die schöne Zeit lag weit, weit hinter ihm, zwischen dem Einst und Jetzt rauschte ein Meer von Blut und er selber, der übermüthige einstige Besitzer des Liebesschlößchens la Bagatelle, war ein Greis geworden, der die Kugeln seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten ließ und seine stürmische Jugend mit dem gedankenlosen Murmeln von Gebeten zu versöhnen glaubte. Doch selbst zur ungestörten Versenkung in diese Erinnerungen ließ man dem alten frommen Mann keine Zeit: er ließ sich eine Messe lesen und dann ging die traurige Reise weiter, nach Rambouillet, wo er noch am 26. Juli gejagt hatte, während seine Ordonnanzen in Paris alle Leidenschaften aufrührten. In Rambouillet machte Karl X. viele bittere Erfahrungen; eine der bittersten war die, daß man in ihm nicht einmal den Schein der Königswürde, worauf er doch Zeit seines Lebens eifersüchtiger gewesen war als auf die wirkliche Behauptung derselben, mehr achtete: die Truppen, die ihn nach dem königlichen Jagdschlosse begleitet hatten und die im Walde von Rambouillet lagerten, schossen ganz ungenirt das Wild nieder, das bis dahin nur von seiner königlichen Hand gefällt worden war. Aber freilich, Hunger thut weh! und der alte Herr war ja arm geworden, er hatte bereits sein Silberzeug verkaufen müssen, um seine Begleitung ernähren zu können! Gleichwohl berührte es ihn höchst schmerzlich, die Schüsse zu hören, die sein geliebtes

Wild niederstreckten und die Feuer lodern zu sehen, an welchen es von den hungrigen Soldaten gebraten wurde. — Eine andere bittere Stunde war die, als die Dauphine in Rambouillet ankam. Man hatte ihr die Absicht verborgen, die unseligen Ordonnanzen zu erlassen, denn man wußte, daß sie nicht darein gewilligt haben würde; man hatte sie, in der Hoffnung, wenn sie zurückkäme, werde das Königthum in neuem Glanze strahlen, zu einer Reise nach Dijon beredet; — die Hoffnung war nicht in Erfüllung gegangen, „der einzige Mann" der Bourbonenfamilie hatte mit vielen Fährlichkeiten auf der Reise zu kämpfen gehabt und nun fürchtete der alte Schwiegerpapa, der so tollkühn auch um ihr Lebensglück gespielt hatte, die Ankunft der Tochter Ludwig's XVI. Aber seine Furcht war unbegründet: die sonst rauhe und harte Dauphine machte ihm keine Vorwürfe, sie vermischte ihre Thränen mit den seinigen und sagte nur: „So sind wir denn hoffentlich auf immer vereinigt!"

Der Erbschleicher in Paris war bereits bis zum Reichsverweser avancirt. Karl X. hatte ihm am 1. August folgendes Billet zustellen lassen: „Der König, welcher den Unruhen in der Hauptstadt und einem andern Theile Frankreichs ein Ziel zu setzen wünscht, und überdies auf die aufrichtige Ergebenheit seines Vetters, des Herzogs von Orleans, rechnet, ernennt diesen zum Reichsverweser. Der König

hat für gut gefunden, seine Ordonnanzen vom 25. Juli zurückzunehmen, er billigt es, daß die Kammern am 3. August zusammenkommen, und er will hoffen, daß sie die Ruhe von Frankreich wiederherstellen werden. Der König wird die Rückkehr der Person, welche den Auftrag erhalten hat, diese Erklärung nach Paris zu bringen, abwarten. Sollte man nach dem Leben des Königs und seiner Familie oder nach seiner Freiheit trachten, so würde er sich bis zum Tode vertheidigen. Gegeben zu Rambouillet den 1. August. Karl." Als der Herzog dieses Schreiben des Königs erhielt, hatte er bereits die Huldigungen derjenigen empfangen, die sich, so lange gekämpft wurde, zwar wohlweislich vom Kampfe fern gehalten, die aber nun, nachdem das Volk mit seinem Blute den Lilienthron weggeschwemmt, nichts Eiligeres zu thun hatten, als dem neuen Götzen ihre Adoration darzubringen. Allerdings stand es noch gar nicht unzweifelhaft fest, daß die Krone, die Karl X. vom Haupte gefallen, sich gerade auf des Herzogs Haupt niederlassen werde; denn im Volke war die Erinnerung an den Prometheus von St. Helena noch sehr lebendig und der Name des Königs von Rom schwebte in diesen Tagen auf Vieler Lippen. Auch die Republik hatte viele und zwar sehr rührige und thatkräftige Anhänger. Immerhin sah der edle Herzog aber doch den Goldreif schon in der Ferne blinken und das Reichsverweseramt er-

schien ihm ärmlich, wo es sich darum handelte, den langen, langen Traum seines Geschlechts endlich zu verwirklichen. Die Herren, die gerade bei ihm waren, Dupin war einer derselben, mochten wohl seine Gedanken errathen, sie riethen ihm, unwiderruflich mit Karl X. und seiner Familie zu brechen und Dupin erbot sich, das bezügliche Antwortschreiben auf des Königs Ordonnanz aufzusetzen. Er that dies, aber der Herzog, dem denn doch wohl das Gewissen schlug, als er seinem Wohlthäter den Dolch ins Herz stoßen sollte, unterschlug das Schreiben des hartherzigen Advocaten und legte in dasselbe Couvert ein Schreiben, welches von Dankbarkeit und Loyalität für den König übersprudelte. Dieses Schreiben schickte er nach Rambouillet und Karl X., den darin ausgesprochenen Gesinnungen vertrauend, und einsehend, daß nach den Julitagen Frankreich nimmermehr ihn zum Könige wieder annehmen werde, abdicirte nicht nur selber, sondern bestimmte auch seinen Sohn Angoulème, zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux der Krone zu entsagen. Auch diesen Entschluß verkündigte er seinem Vetter Orleans durch ein einfaches Handschreiben, ihm aufgebend, sobald als möglich seinen Enkel unter dem Namen Heinrich V. als König von Frankreich ausrufen zu lassen. In Revolutionszeiten zählen jedoch Tage für Jahre. Gestern noch schwankend in Folge der Mahnungen seines innern bessern Menschen, war der Herzog heute

entschlossen, den Thron zu gewinnen. Er spielte zu diesem Behuf mit dem Abgesandten Karl's ein unwürdiges Spiel: der General Latour-Foissac konnte durchaus nicht bis zu ihm gelangen, er gelangte nur, und zwar durch Vermittelung des Sohnes von Mortemart, der mit den Kindern des Herzogs bekannt war, bis zur Herzogin von Orleans, welcher er zwei Briefe, den einen von der Herzogin von Gontaut und den andern von Mademoiselle zu übergeben den Auftrag hatte. Die Abdankung Karl's und des Herzogs von Angoulème übergab der Ueberläufer Mortemart. Wie gesagt, die Reichsverweserstelle genügte dem Sohne Philipp Egalité's nicht mehr. Zwar sprach er unaufhörlich von seinem angebornen Widerwillen gegen die großen Sorgen der Königsgewalt, zu gleicher Zeit aber erklärte er sich auch lebhaft gegen die Nachtheile einer Regentschaft und die Beschuldigungen, denen jede unentschiedene Lage Vorschub leiste. „Heinrich V." sagte er, „dürfte nur einmal Leibschmerzen haben, so würde ich in ganz Europa als Giftmischer verschrieen!" Daß es bei solchen Gesinnungen des Herzogs nicht gar zu vielen Zuredens von Seiten derer bedurfte, die auch, wie er selber, je eher je lieber aus dem Provisorium in das Definitivum zu kommen wünschten, versteht sich von selbst. Indessen hatte die Sache immerhin auch ihre bedenkliche Seite. Karl X. war zwar in Paris überwunden, auch die Depar-

tements waren's ganz zufrieden, daß ein freierer Hauch forthin über das schöne Frankreich wehen sollte, aber der alte König hatte noch eine Armee von zwölftausend Mann und 38 Kanonen zur Verfügung; er hatte auch außerdem in der Herzogin von Berry, die jetzt durch seine Abdankung sogar zur Königin-Mutter avancirt war, eine Schwiegertochter zur Seite, in deren Adern heißes neapolitanisches Blut wallte und der man gar wohl zutrauen durfte, daß sie den Rath der Herzogin von Gontaut befolgen könnte, den Rath nämlich, nach der Hauptstadt zu gehen und sich und ihren Sohn unter den Schutz der Pariser Bevölkerung zu stellen; — das waren Verhältnisse, die auf ein rasches und energisches Handeln hindrängten: es mußten Mittel ausfindig gemacht werden, um Karl zur Weiterreise zu nöthigen. Man verfiel darauf, Commissäre an ihn zu senden, die unter dem Vorwande, ihn vor dem Hasse des Volks zu schützen, ihn zur Beschleunigung seiner Abreise nöthigen sollten. Der Herzog von Treviso, auf den auch die Wahl mit gefallen, war ehrliebend genug sie abzulehnen; der Marschall Maison aber nahm sie an, derselbe Marschall, der 1814 der Erste gewesen, welcher dem aus der Verbannung zurückkehrenden Ludwig XVIII. gehuldigt hatte. Seine Collegen waren: Oberst Jacqueminot, von Schonen und Odilon Barrot, denen man, um sie bei Karl vorzustellen und ihrer Sendung den Charakter ehrerbietigen Schutzes zu geben,

den Herzog von Coigny beigesellte. Der umsichtige Usurpator ordnete auch sonst alles Nöthige an, um die überwundene Dynastie je eher je lieber aus dem Lande zu bringen. Er schickte den General Hulot nach Cherbourg und übergab ihm das Commando über die vier Departements, die in der Richtung nach England Paris von dem Meere trennen; zugleich erließ er an Herrn Dumont d'Urville den Befehl, in aller Eile nach Havre zu reisen und daselbst zwei Transportschiffe einzurichten. — Es war Nacht, als die Commissäre bei den Vorposten der königlichen Armee ankamen. Der Name des Herzogs von Coigny ließ sie ungefährdet bis nach Rambouillet gelangen; er war aber nicht vermögend, sie bis in die Zimmer des Königs zu bringen, der ihnen vielmehr sagen ließ, die Gesetze seines Hauses verböten es, sie zu so ungewöhnlicher Stunde zu empfangen, die Gastfreundschaft seines Schlosses wolle er ihnen jedoch gern für diese Nacht anbieten. Die Commissäre reisten zurück, ohne von der ihnen angebotenen Gastfreundschaft Gebrauch zu machen, und ihre Botschaft erregte bei ihrem Herrn in Paris großen Verdruß. „Er muß fort," rief er aus, „er muß durchaus fort! Und um ihn dazu zu zwingen, muß man ihm Schrecken einjagen!" Was ein so großer Herr befiehlt, muß natürlich ausgeführt werden; ob Alles dabei ehrlich zugeht, ist Nebensache. Ehrlich war's nicht, daß der Herr Obrist Jacqueminot und andere Offiziere des Kaiserreichs

das Gerücht verbreiteten, Karl X. sei im Anmarsch auf Paris begriffen; aber die Lüge that die beabsichtigte Wirkung: bald darauf rasselten die Trommeln durch die Straßen, der Ruf: „Karl X. bedroht Paris! Nach Rambouillet! nach Rambouillet!" durchtönte die Luft und nach Verlauf einiger Stunden war ganz Paris auf den Beinen und eine wunderliche Armee von zehn- bis zwölftausend Mann wälzte sich unter Anführung des Generals Pajol auf der Straße von Rambouillet fort. Gegen Abend stießen die Pariser auf die Vorhut der königlichen Truppen. Man machte Halt, um die Ankunft der Commissäre zu erwarten, die Karl X. diesmal empfangen wollte. Sie kamen um 9 Uhr an, und wurden sehr langsam durch den Park geführt, um ihnen zu zeigen, über welche bedeutende Streitkräfte der König noch immer zu verfügen hatte. Karl X. bereitete ihnen einen sehr ungnädigen Empfang. „Was wollen Sie von mir, meine Herren?" rief er ihnen zu. „Es ist ja Alles abgemacht, ich habe mich mit meinem Reichsverweser verständigt." — „Sire," antwortete der Marschall Maison, „er gerade schickt uns, um Ew. Majestät zu benachrichtigen, daß das Volk von Paris gegen Rambouillet zieht, und um Sie zu bitten, sich nicht den Folgen eines wüthenden Angriffs auszusetzen." Noch heftiger als vorher brauste der König, der sich getäuscht glaubte, auf; der Marschall Maison zog sich hinter Herrn von Schonen zurück, aber Odilon Barrot gelang es, den

alten Herrn zu besänftigen. Er sprach von den Schrecken des Bürgerkrieges, der entbrennen müßte, sobald der König noch einen Schuß abfeuern ließe; von der Gefahr, den noch kochenden Leidenschaften trotzen zu wollen; und als Karl der förmlich vorbehaltenen Rechte des Herzogs von Bordeaux erwähnte, nannte Odilon Barrot das Unternehmen, den eventuellen Thron Heinrich's V. in Blut stellen zu wollen, ein gefährliches Wagstück. — „Und sechzigtausend Mann bedrohen Rambouillet!" warf der Marschall Maison dazwischen. Da hielt der König, der bis dahin mit großen Schritten auf- und abgegangen war, plötzlich inne, winkte den Marschall zu sich, sah ihm scharf in's Gesicht und sagte: „Herr Marschall, sagen Sie mir auf Ihre Ehre, ob die Pariser Armee, die heranziehen soll, wirklich sechzigtausend Mann stark ist?" — „Sire," erwiderte Maison, der eine Noth- oder eine Nützlichkeitslüge wohl nicht für Sünde halten mochte, „ich wage nicht eine bestimmte Zahl anzugeben, aber diese Armee ist stark, und vielleicht zählt sie so viele Kämpfer." — „Das ist genug, ich glaube Ihnen und willige in Alles, um das Blut meiner Garden zu schonen," antwortete Karl, der offenbar nach einem, wenn auch nur scheinbaren Vorwande gesucht hatte, um Europa gegenüber das Zurückweichen des Königthums gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Einem ungeheuren Leichenzuge ähnlich bewegten sich am andern Tage die königlichen Wagen auf der Straße nach Cherbourg

zu vorwärts: im ersten saß der Enkel, im zweiten der Großvater — ein Kind und ein Greis: die ganze Monarchie. Jäger von der Linie, Husaren und Lanziers bildeten die Vorhut, dann kamen die königlichen Wagen, mit Gardes-du-Corps vor und hinter sich, ein Regiment Dragoner schloß den Zug. Und auch, wie bei einem Leichenzuge, war es still auf den Straßen, welche der König berührte: keiner von allen den großen Herren, die in den Schlössern am Wege wohnten und die in den Tagen des Glücks ihn so laut umwogt hatten, ließ sich jetzt sehen, als er ihnen nichts mehr geben konnte, weder Reichthum noch Würden. Nur die Familie Noailles im Schlosse von Maintenon übte, getreu den Traditionen ihres Geschlechts, eine rührende Gastfreundschaft an den unglücklichen Gefallenen. Ehe der König am folgenden Tage von Maintenon aus seine Reise fortsetzte, entließ er auf Veranlassung der Commissäre sämmtliche Truppen, die ihn bis hierher geleitet hatten; er gab ihnen die Weisung, sich seinem Generallieutenant in Paris zu unterwerfen, und behielt nur seine Haustruppen bei sich, deren Commando er dem Marschall Marmont übergab. Was Karl mehr als Alles beklagte war die Eile, zu welcher man ihn unaufhörlich drängte. Freilich dem Herrn Vetter in Paris, der währenddem errungen, wonach sein Vater und seine Urväter vergeblich gestrebt hatten, war es sehr unbequem, daß sich der alte Mann so lange noch auf französischem Boden

und noch dazu so nahe der Vendée verweilte — wie leicht konnte da ein Unglück passiren! Um dem vorzubeugen, schickte er den Herren Commissären noch einen Collegen, Herrn von La Pommeraye, dem er die Weisung gab, den Widerwillen Karl's gegen schnelles Reisen, gleichviel wie, zu brechen. Zwar fiel das erste Debut dieses Herrn nicht zur Zufriedenheit seines Auftraggebers aus: Karl X. gab nicht nach, als er mit ihm am 10. August seine erste Zusammenkunft in einem Wirthshause vor Falaise hatte, er änderte die Reiseroute nicht, wie Herr von La Pommeraye verlangte; das wurde jedoch bald anders. Der General Hulot, der, wie wir wissen, expreß zu diesem Zwecke nach Cherbourg geschickt worden war, kam dem Zuge mit einer mobilen Colonne entgegen und die Furcht vor dieser bewirkte, was alles Reden und Bitten nicht vermocht hatte: der Zug bewegte sich nun so schnell vorwärts, daß er bereits am 14. August Valognes erreichte. Von hier aus schrieb Karl X. an den König von England, ihn um eine Zufluchtsstätte bittend, und hier war es auch, wo die Offiziere und die zwölf ältesten Gardisten jeder Compagnie ihm ihre Standarten zurückgaben. „Ich hoffe," sagte der König, „daß mein Sohn sie Ihnen dereinst wiedergeben wird!" — eitles Hoffen! — In Cherbourg wehten überall dreifarbige Fahnen; die Bewohner hatten jedoch so viel Achtung vor der gefallenen Größe, daß nirgends in den Straßen revolutionäres Geschrei ertönte. —

Die Commissäre, deren Auftrag in Cherbourg endete, erhielten auf ihr Bitten von Karl X. das schriftliche Zeugniß, daß sie ihn mit aller ihm schuldigen Rücksicht behandelt hätten, und die Dauphine übergab Herrn Odilon Barrot, der sie um ein Andenken bat, einen Zettel, auf welchem nichts weiter stand, als: Marie Therese. — Im Hafen von Cherbourg lagen zwei Schiffe, der Great-Britain und der Charles-Carrol, die zur Ueberfahrt der königlichen Familie bestimmt waren und vom Capitain Dumont d'Urville befehligt wurden. Merkwürdiger Weise waren beide republikanischen Ursprungs und gehörten der Familie Bonaparte. Auf dem Verdecke des Great-Britain stand jetzt der alte König und sagte weinend dem Lande seiner Väter Lebewohl — ein Kanonenschuß dröhnte über die Wogen — die Schiffe hoben sich, tanzten über die Wellen und waren bald den Augen der traurig am Ufer auf- und abgehenden Gardisten entschwunden; in seiner Kajüte aber lag Karl X. auf den Knieen und betete.

England räumte Karl X. und seiner Familie das Schloß der alten schottischen Könige, Holy-Rood in Edinburg ein. Er verlebte hier aber keine guten Tage; denn England, das mit dem, seinen Wünschen zuvorkommenden, Bürgerkönige in Frankreich in bestem Einvernehmen stand, war ihm nicht nur nicht freundlich gesinnt, sondern hintertrieb geflissentlich auch Alles, was zur Wahrung der vorbehaltenen Rechte des jungen Herzogs von Bordeaux ge-

schehen sollte. Dennoch gelang es der jungen Königin-Mutter, der Herzogin von Berry, dem wachsamen Freunde Louis Philipp's ein Schnippchen zu schlagen und ihre abenteuerliche Fahrt nach dem Festlande zu unternehmen. Wir wissen, daß sie auf dieser Fahrt aus einer Herzogin von Berry sich in eine simple Marquise Lucchesini Palli metamorphosirte und daß sie nach ihrer verunglückten Expedition den König und ihre Kinder nicht in England, sondern in Leoben, in Steyermark, wiedersah, bis wohin ihr Karl X. mit ihren Kindern von Prag aus entgegengereist war, weil er sich schämte, sie in Prag zu empfangen. Nach Prag war der alte Herr im September 1832 übergesiedelt, wo er den Wischehrad bewohnte, während die übrigen Mitglieder seines Hauses den Hradschin inne hatten. Aber auch hier gefiel's ihm auf die Dauer nicht; es zog ihn nach Görz in Steyermark, von dessen Heilquellen und von dessen südlichem, fast italienischem Klima er sich den besten Erfolg für seine angegriffene Gesundheit versprach. In Teplitz hätte er gern längern Aufenthalt gemacht, als er jedoch erfuhr, daß das Haus, in welchem er wohnte, für den König von Preußen gemiethet wäre, setzte er seinen Wanderstab weiter bis nach Budweis, wo der junge Herzog von Bordeaux schwer erkrankte, und man in einem elenden Wirthshause Halt machen mußte. Aus dem Schlosse Kirchberg, wo er nach seiner Abreise aus Budweis Zuflucht gesucht hatte, wurde Karl X. durch die

Strenge des hereinbrechenden Winters vertrieben und erreichte endlich Görz, die Stadt seiner Sehnsucht, — sein Grab. Kaum waren, im October 1836, sämmtliche Glieder der königlichen Familie in Görz beisammen, als starker Frost eintrat und Schnee alle umliegenden Berge bedeckte. Karl X. schien körperlich gesunder als seit langer Zeit; aber, man sah es, an seinem Herzen nagte der Wurm des Todes. „Es wird nicht lange mehr dauern," sagte er, „so wird man den armen Greis zu Grabe tragen." Seine Ahnung betrog ihn nicht. Am Tage des heiligen Karl, am 4. November 1836, überfiel ihn während der Morgenmesse ein Frostschauer; er fühlte sich so unwohl, daß er dem Mittagsmahle nicht beiwohnen konnte und als er Abends in den Saal trat, wo die Mitglieder seiner Familie und diejenigen versammelt waren, die sein Unglück theilten, erregte sein Anblick allgemeines Entsetzen. Während der Nacht brach die Cholera bei ihm aus. Der Cardinal von Latil ertheilte ihm die letzte Oelung, worauf die Messe neben seinem Bette gefeiert wurde. Als der Bischof von Hermopolis kam, um ihm Muth zum Sterben einzusprechen, fand er ihn ergeben und ruhig und als man einige Minuten später den Herzog von Bordeaux und seine Schwester an sein Lager brachte, legte er seine zitternden Hände auf ihre Häupter und sprach: „Der Herr behüte euch, meine Kinder! Wandelt auf den Bahnen der Gerechtigkeit... vergesset mich nicht... betet zuweilen für

mich!" In der Nacht vom 5. November verfiel er in tiefe Bewußtlosigkeit, man begann die Sterbegebete zu sprechen. Am 6. November Morgens ein Viertel nach ein Uhr hatte er ausgelitten, sein Sohn drückte ihm die Augen zu. Er ward am 11. November in dem Franziskanerkloster begraben, das auf einer Anhöhe unweit der Stadt liegt. Der bleierne Sarg, in welchem er von seiner langen, vielbewegten Erdenwallfahrt ausruht, trägt folgende Inschrift:

Hier ruht
der sehr hohe, sehr mächtige und sehr vortreffliche
Fürst Karl X. mit Namen,
Von Gottes Gnaden König von Frankreich und
Navarra,
Gestorben zu Görz den 6. November 1836,
Alt 79 Jahre und 28 Tage.

Alle regierenden Häuser Europas legten, als ihnen die Kunde von dem Tode Karl's X. zukam, die etikettenmäßige Trauer an; ein einziges Haus that dies nicht, und doch würde gerade seinen Mitgliedern die Trauer um den Verwandten und Wohlthäter, den sie vor dem Tode beerbt hatten, sehr wohl angestanden haben, — das Haus Orleans.

Halle, Druck von Schmidt.